134 Bibl. Mont.

Jahrbücher der Literatur.

Vierzehnter Band.

1821.

Herausgegeben

von

Matthäus v. Collin.

April. May. Juny.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des vierzehnten Bandes.

Seite

Art. I. Observations sur la Langue et la Littérature Provençales, par *A. W. de Schlegel* 1

II. Teatro scelto, tradotto di *Schiller* da Pompeo *Ferrario* 10

III. Ueber die Geographie der asiatischen Türkey. (Beschluß der im dreyzehnten Bande abgebrochenen Anzeige.) 21

IV. Ueber Platon's Schriften. Von Joseph Socher. 88

V. Geschichte des Großherzogthums Hessen, von Dr. Johann Ernst Christian Schmidt 107

VI. Kohelet's des weisen Königs Seelenkampf, oder philosophische Betrachtungen über das höchste Gut, aus dem Hebräischen übersetzt, und als ein Ganzes dargestellt. Ein Versuch von Friedrich Wilhelm Karl Umbreit 116

VII. Lied der Liebe, das älteste und schönste aus dem Morgenlande, neu übersetzt und ästhetisch erklärt durch Dr. Friedrich Wilhelm Karl Umbreit . . 116

VIII. Morgenländische Alterthümer. Herausgegeben von Dr. Dorow. Erstes Heft.

Auch unter dem Titel: Die assyrische Keilschrift. Erläutert durch zwey noch nicht bekannt gewordene Jaspis-Cylinder aus Niniveh und Babylon; begleitet mit dem Nachstiche des vom Abte Lichtenstein herausgegebenen Cylinders, und dem genauen Abdrucke einer alten tibetanischen Handschrift in schönen Utschen-Charakteren. Nebst einer Abhandlung des Professors Grotefend und erläuternden Briefen der Professoren Heeren, Creuzer, Baron Silvestre de Sacy u. a. m. Herausgegeben von Dorow. Mit drey Steindrucktafeln. . . 133

IX. *De l'Opéra en France*, par M. *Castil-Blaze*. 2 Vol. . 176

X. Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellschriften deutscher Geschichten des Mittelalters. — Herausgegeben von J. Lambert Büchler, und Dr. Karl Dümge. Erster und zweyter Band 250

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XIV.

Neueste geschichtliche und archäologische Literatur Rußlands . . 1

Nachricht von einer neuentdeckten Handschrift mit deutschen Gedichten aus dem vierzehnten Jahrhundert, von Pet. Suchenwirt. . . 10

Jahrbücher der Literatur.

April May Juny 1821.

Art. I. Observations sur la Langue et la Littérature Provençales, par *A. W. de Schlegel.* Paris à la Librairie greque-latine-allemande, Rue des Fossés - Montmartre. Nro. 14. 1818. 8vo. 122 Seiten.

Ein nicht großes aber gehaltvolles, allen Sprachforschern vorzüglich zu empfehlendes Buch, oder vielmehr nicht zu empfehlendes, weil es keiner Empfehlung bedürftig sich so durch den Namen des berühmten Verfassers, als durch eigenen Werth von selbst empfiehlt. Es ward durch das Werk Herrn Raynouard's: über die provenzalische Literatur und ihre Denkmale, veranlaßt, und enthält eben so tiefsinnige als scharfsinnige Untersuchungen über den Ursprung der romanischen Sprache, über den Bau der daraus entsprungenen Mundart des südlichen Frankreichs, und über die Literatur derselben, wodurch die Resultate des Raynouard'schen Werkes theils bestätiget, theils mit der vollsten Anerkennung seines um die alten Denkmale der Sprache sich erworbenen Verdienstes widerlegt werden. Wir wissen nicht, ob der französische Gelehrte von gleicher Unparteylichkeit beseelet, den Belehrungen des Deutschen gleiche Gerechtigkeit habe widerfahren lassen, und selbst das Raynouard'sche Werk, welches zu diesem Buche den Anlaß gegeben, liegt dem Anzeiger des obigen nicht vor. Derselbe kann sich daher hier auf den Hauptinhalt, nämlich auf die Fülle etymologischer, grammatikalischer, prosodischer und litterarischer Juwelen, welche diese kleine philologische Schatzkammer in sich schließt, keineswegs einlassen, und beschränkt sich auf die skelettische Darstellung des Inhalts und einige demselben nicht fremde Bemerkungen.

Der Plan des Ganzen ist in den folgenden Worten des Verfassers angegeben:

L'étude de la langue provençale est très-curieuse en elle-même, sous le triple rapport de la théorie générale des langues; de l'étymologie de la langue françoise et des autres idiomes dérivés du latin; enfin, de ses propres beautés et de ses qualités distinctives.

Der Verfasser beschäftigt sich zuerst mit der allgemeinen Theorie der Sprachen, geht von derselben zu dem Sprachschatze der alten romanischen Sprache und der von ihr abgeleiteten über, und heftet zuletzt seinen Blick theils auf das Mechanische, theils auf das Geistige, auf Leib und Seele der provenzalischen Poesie.

Ohne dem dicht geſcharten Mittelpunkte dieſer meiſterlichen Schlachtordnung etwas anhaben zu wollen oder zu können, kömmt Recenſent hier blos mit einigen Schaaren des Vorder- und Hinter-Treffens ins Gemenge, indem derſelbe weder mit dem, was über die allgemeine Theorie der Sprachen geſagt wird, noch mit dem Abſpruche des Einfluſſes arabiſcher Literatur auf die provenzaliſche durchaus einverſtanden ſeyn kann.

Der Verfaſſer betritt den von ſeinem in das Studium der Sprache und der Weisheit nicht nur der Inder, ſondern aller Völker und Zeiten tief eingeweihten Bruder zuerſt eingeſchlagenen Weg der Klaſſifikation aller Sprachen. Erſtens in ſolche, welche gar keine grammatikaliſche Veränderung erleiden; zweitens in Sprachen in denen die grammatikaliſche Veränderung durch Partikeln bezeichnet wird, und drittens in ſolche, wo dieſelbe durch Flexion geſchieht. So hell dieſer Dreyklang auch in jedes philologiſche Ohr tönt, ſo iſt derſelbe doch bey weiten nicht ſo rein, als er es dem erſten Vernehmen nach zu ſeyn ſcheint. Der Recenſent iſt hierüber ganz derſelben Meinung, welche der um das Studium der Sanskrit ſchon ſo früh ſo hoch verdiente Gelehrte Herr Bopp in ſeiner analytiſchen Vergleichung des Sanskrit mit dem Griechiſchen, Lateiniſchen und Deutſchen ausſpricht *).

Wirklich läßt ſich in allen dem Recenſenten bekannten Sprachen ſowohl Veränderung des Wurzellautes, das iſt, Flexion, als Veränderung durch Partikeln (Suffixe, Affixe) nachweiſen. Was iſt im Deutſchen der Umlaut des Wurzel-Buchſtabens, wodurch die Bedeutung des Verbums vom Intranſitiven ins Tranſitive übergeht, was iſt derſelbe anders als Veränderung des Wurzellautes, der in den Formen des arabiſchen Verbums ſo häu-

*) *Mr. Frederic Schlegel*, in his excellent work on the language and philosophy of the Hindus, very judiciously observes, that language is constructed by the operation of two methods; by inflection, or the internal modification of words, in order to indicate a variation of sense, and secondly, by the addition of suffixes having themselves a proper meaning. But I cannot agree with his opinion, when he divides languages, according as he supposes them to use exclusively the first or second method, into two classes, reckoning the Sanskrit language, and those of the same Family, in the first, under the supposition that the second method never is used by them. I rather think that both methods are adopted in the formation of all languages, the Chinese perhaps alone excepted, and that the second, by the use of significant suffixes, is the method which predominates in all. Annals of Oriental Literature I. pag, 10.

ſig vorkömmt; und während das Verbum ſowohl im Arabiſchen als in anderen ſemitiſchen Sprachen ſeine Formen hauptſächlich von innen heraus durch Veränderung der Wurzel-Buchſtaben bildet, werden nicht zugleich zahlreiche grammatikaliſche Veränderungen blos durch angefügte Partikeln bewirkt? Von dem Sanſkrit, dieſer durch Flexion ſo biegſamen und ſchmiegſamen Sprache, hat Bopp die durch Partikeln bewirkte grammatikaliſchen Veränderungen angezeigt, daſſelbe gilt von den Verdopplungs-Partikeln des durch Flexion gefügſamen Griechiſchen.

Auf der andern Seite fehlt es den tatariſchen Sprachen, welche doch dem erſten Anblick nach, aus lauter Außenholzern grob zuſammen gezimmert ſcheinen, nicht an innerer Veränderung des Wurzel-Buchſtabens in den Formen der Zeitwörter, wiewohl nicht in Abrede zu ſtellen iſt, daß dieſe heute durch innere Flexion bewirkten grammatikaliſchen Veränderungen urſprünglich aus Partikeln, eingeſchmolzen ſeyn dürften.

Nachdem der Verfaſſer den Sprachen, welche die Veränderungen am Wurzellaute ſelbſt vornehmen (langues à inflexions) als den eigentlichen organiſchen, mit Recht den erſten Platz angewieſen, und die Vorzüge derſelben vor den nicht organiſchen, welche die grammatikaliſchen Veränderungen durch äußere Zuſätze bewirken, deutlich aus einander geſetzt hat, theilt er die erſten in ſynthetiſche und analytiſche unter. Analytiſche Sprachen nennt er diejenigen, welche den Artikel vor dem Subſtantiv, die perſönlichen Fürwörter vor dem Verbum, und Hülfszeitwörter in der Conjugation gebrauchen, welche die ihnen fehlenden Caſus durch Partikeln erſetzen, die Vergleichungsſtaffeln durch Nebenwörter ausdrücken u. ſ. w. Synthetiſche Sprachen hingegen ſind diejenigen, welche aller dieſer Umſchreibungen nicht bedürftig, die grammatikaliſchen Veränderungen an ſich ſelbſt und aus ſich ſelbſt heraus bilden.

L'origine des langues synthétiques (ſind die Worte des Verfaſſers) se perd dans la nuit des temps; les langues analytiques, au contraire, sont de création moderne: toutes celles que nous connoissons, sont nées de la décomposition des langues synthétiques

Dieſe philologiſche Wahrheit wird in der Note durch das Beyſpiel aſiatiſcher und europäiſcher Sprachen geſchichtlich belegt. Die alten ſynthetiſchen Sprachen Perſiens und Indiens, Pehlewi und Sanskrit ſind in gemiſchte Sprachen übergegangen, deren Grammatik durch Hülfswörter außerordentlich vereinfacht iſt, und das Neuperſiſche, aus zwey Elementen zuſammengeſetzt (aus dem Altperſiſchen und Arabiſchen, wie das Engliſche aus dem

Angelsächsischen und aus dem Französischen), hat wie das Englische eine sehr einfache Grammatik.

Als ein wichtiger Beleg dieses vom Verfasser aufgestellten Satzes der Entwicklung analytischer Sprachen durch die Auflösung synthetischer, seyen hier ein Paar neue Bemerkungen über den Ursprung des deutschen Artikels beygefügt, welchen in der dem Deutschen nicht nur nahe sondern nächstverwandten rein persischen Sprache nachzuweisen, man bisher sich die Mühe nicht gegeben hat.

Die persische Sprache hat gar keinen Artikel, und das Gothische gebraucht denselben nur selten, eine Menge persischer Wörter aber sind ganz dieselben mit germanischen (deutschen oder englischen), nur mit dem Vorsatze eines A oder T, welches in der Folge von dem Worte getrennt, den unbestimmten englischen Artikel A und den bestimmten The gebildet hat, zum Beyspiel:

Awend [1]), paries ligneus, A-wend, eine Wand.
Areng [2]), Fraus, A-renk, Ränke.
Achal [3]), Cortex, A-chal, eine Schale (der Frucht).
Ahol [4]), via subterranea, A-hol, englisch A Hole (eine Höhle).
Abile [5]), pustula, A-bile, eine Beule.
Akam [6]), fungus, A-kam, ein Schwamm.
Abru [7]), supercilium, A-bru, englisch A brow (Braunen).
Ateschtow [8]), furnus, A-teschtow, englisch A stove (Ofen).
Alaw [9]), flamma, A-law, eine Lohe.
Alane [10]), nidus, A-lane, englisch A lane (Lehne).
Awische [11]), virtuosus, A-wische, englisch A wise.
Amise [12]), mixtura, A-mise, eine Mischung.

Daß der unbestimmte englische Artikel a kein anderer als das deutsche eine sey, beweist am besten die oberdeutsche Volkssprache, in welcher derselbe durchaus a lautet, als: A Wand eine Wand; A Beul, eine Beule; A Lahn, eine Lehne u. s. w. Dasselbe gilt auch von dem bestimmten Artikel the oder der, die, das, welcher im Persischen als T dem Worte noch anklebt, als zum Beyspiel:

Teng, angustus, T-eng, der, die, das, enge.
Tug, oculus, T-ug, das Auge.
Timadsch, scopus, Ti-madsch, englisch the-match.
Tekin, audax, fortis, Te-kin, englisch the keen (der Kühne).

---

[1]) *Ferhengi schuuri* (das zu Konstantinopel gedruckte persisch-türkische Wörterbuch. Blatt 69. [2]) Bl. 77. [3]) Bl. 78. [4]) Bl. 78. [5]) Bl. 78. [6]) Bl. 79. [7]) Bl. 86. [8]) Bl. 86. [9]) Bl. 87. [10]) Bl. 93. [11]) Bl. 131. [12]) Bl. 93.

Tulung, desiderium, Tu-lung, engliſch to long.
Telume, flos, Te-lume, die Blume.

Derſelbe Fall, wie mit dem unbeſtimmten Artikel A, der ſich noch im Oberdeutſchen in der Sprache des Volkes unverändert erhalten hat, iſt auch mit dem unbeſtimmten Artikel das, welchen das Volk nicht anders als ein bloßes s ausſpricht, und der bey vielen perſiſchen Wörtern den Anfangsbuchſtab bildet, welchen man nur wegzuwerfen braucht, um das reindeutſche Wort zu erkennen, zum Beyſpiel:
Sanis, anisetum, S-anis, 'S iſt Aneis.
Sipas, acclamatio, Si-pas, 'S Paſchen.
Sitaisch, laus, Si-taiſch, 'S iſt Täuſchung.
Sipest, infectio, Si-peſt, 'S iſt Peſt.

Dieſe Beyſpiele genügen, um den Gang der Entwicklung des Artikels in den germaniſchen Sprachen zu zeigen, und um anſchaulich zu machen, wie ſich ſynthetiſche Sprachen in dem Verlaufe der Zeit in analytiſche auflöſen. Wenn ſich der hierin von der Natur in der Sprachentwicklung befolgte Gang mit ziemlich genügender Wahrſcheinlichkeit nachweiſen läßt, ſo iſt die Frage, welche der Verfaſſer in der Note über die Verwandelung der Flexions-Sprachen in Partikel-Sprachen, und umgekehrt aufwirft, wie er ſelbſt ſagt, eine weit ſchwierigere:

Une question fort ardue, et que je n'entamerai pas ici, c'est de savoir si les langues peuvent, ou non, graduellement changer de nature, et passer de la première classe à la seconde et de la seconde à la troisième.

Dieſe Schwierigkeit würde weit größer ſeyn, wenn der Unterſchied von Flexions- und Partikel-Sprachen wirklich ſo rein beſtände, als denſelben der Verfaſſer und ſein Bruder angenommen haben. Da ſich aber in allen Sprachen ſowohl die Syſteme der grammatikaliſchen Umänderung von innen und von außen gemiſcht befinden, ſo daß nur eines das vorherrſchende iſt, ſo kann eine genügende Auflöſung dieſer Frage wohl nicht Statt haben. Verſchiedene Sprachen ſcheinen hierin einen ganz entgegen geſetzten Gang befolgt zu haben, ſo daß während die einen ſich analytiſch zerſetzten, die andern ſynthetiſch zuſammen wuchſen. Ein auffallendes Beyſpiel des Uebergangs von großen, ſtarken und bedeutungsvollen Wörtern in Partikeln und Flexion zugleich gewähren die tatariſchen Sprachen, wenn man den Gang derſelben von der älteſten gebildetſten, nämlich der tſchagataiſchen bis zur osmaniſchen herunter verfolgt, und in denſelben ließe ſich wenigſtens das von Horne Tooke in ſeinem pursuit of purley aufgeſtellte Syſtem, daß alle Partikeln der Ableitung und Beugung urſprünglich bedeutungsvolle Wörter waren, mit größe-

rem Erfolge anwenden, als in dem Engliſchen oder anderen Sprachen.

Bey dieſer Gelegenheit mag füglich bemerket werden, wie ſehr jede Sprache der treueſte Ausdruck des Charakters des Volkes iſt, bey dem ſie leibt und lebt. In dem unbehülflichen Baue der tatariſchen Sprachen, deſſen ſich ſelbſt das aus dem Arabiſchen und Perſiſchen bis zum Uebermaße bereicherte Türkiſche nicht entäußern konnte, hält er gleichen Schritt mit der Plumpheit, welche den Namen Türke bey den Arabern und Perſern zu einem Schimpfnamen herabgewürdiget hat. Das Perſiſche iſt im Ganzen eben ſo wenig eine Flexions-Sprache als die tatariſche, indem wie bey dieſer überall die grammatikaliſche Umänderung durch äußere Zuſätze vorherrſcht, und nur in einigen Formen die Flexion ihr Recht übt, zum Beyſpiel in den Partizipien der gegenwärtigen und vergangenen Zeit *dehende*, gebend; binende, ſtatt *didende*, ſehend; istade, ſtehend; demide gezähmt, wo die Veränderung durch keine Partikeln von außen, ſondern eben ſo wohl durch Flexion von innen heraus bewirkt wird, wie bey den lateiniſchen dans, stans, videns, domitus oder bey den deutſchen ſehende, ſtehende, u. ſ. w.

Da indeſſen die meiſten Veränderungen der Konjugation und alle der Deklination im Perſiſchen wie in den tatariſchen Sprachen durch Zuſätze von Partikeln bewirket werden, ſo könnte man geneigt ſeyn, zwiſchen dieſen beyden Stammſprachen eine ſo größere Aehnlichkeit voraus zu ſetzen, als ſie ſich, wie bekannt, ſeit einem Jahrtauſend und länger her durch mannigfaltige Ereigniſſe des Krieges und Friedens, des Handels und der Herrſchaft gegenſeitig bereichert haben; dennoch wie ſo ganz verſchieden an Bau und Bedeutung iſt das tatariſche Partikelſyſtem von dem perſiſchen! während in jenem jeder grammatikaliſche Zuſatz mit den vollſten Lauten tönend und dröhnend in ganzer Wortrüſtung auftritt, und ſich nicht einmal in der Schrift bequemen will mit dem Worte, welches durch ihn Beſtimmung erhält, nähere Freundſchaft anzuknüpfen, ſind die perſiſchen Partikeln ſo luftig und duftig, ſo biegſam und ſchmiegſam, daß wenn ſie ſo in Schrift als Ausſprache unmittelbar mit dem Worte auch nicht verſchmelzen, demſelben doch blos wie angehaucht ſcheinen. Wieder ganz anders als bey dem perſiſchen und tatariſchen Stamme hat ſich das Partikelſyſtem bey dem ſemitiſchen geſtaltet, bey welchem einerſeits die Formen der Verba und die pluralia fracta von innen heraus durch Flexion gebildet werden, während andererſeits die Veränderungen der Konjugation, ſo wie der gewöhnlichen Plurale durch Partikeln ausgeführt ſind. Dieſes Beyſammenſeyn des Flexions- und Partikelſyſtems in einer und derſelben

Sprache läßt sich vielleicht in keiner anderen als in der arabischen so häufig und befriedigend nachweisen, so daß es dem Kenner derselben beym ersten Blicke klar wird, wie sich diese reichste der reichen, und diese gebildetste der gebildeten Sprachen auf beyden Wegen organisch und unorganisch entwickelt und vergrößert hat. Zu den oben angeführten Beyspielen genügt hier noch das von der Deklination hinzuzufügen, in welcher diese Sprache ebenfalls den Weg der Flexion eingeschlagen hat, so daß die Casus durch un, in, en wie im Lateinischen durch um und am bezeichnet werden, virum, animam. Wo aber im Arabischen die grammatikalische Veränderung durch Partikeln bezeichnet wird, erscheinen dieselben in einem ganz anderen Lichte als in den tatarischen Sprachen und in der persischen; auf einzelne Buchstaben, wie in Spitzen zusammen gefeilt, stecken dieselben so tief in dem Körper des Wortes, daß man sie schwer davon unterscheidet, daß sie mit demselben nur ein Ganzes zu machen scheinen.

Dieser drey uralten Sprachstämme, des Türkischen, Arabischen und Persischen nämlich, ist hier Erwähnung geschehen, um zu zeigen, wie wenig die Klassifikation aller Sprachen in drey oder eigentlich zwey Hauptklassen auf dieselben angewendet, oder aus dem Vorherrschen eines der beyden Systeme der Flexion oder der Partikeln auf die Bildungsgeschichte des Volkes selbst ein richtiger Schluß gefolgert werden könne. Wenn die Flexions-Sprachen und besonders die synthetischen als die sorgfältigst ausgebildeten mit Recht den ersten Rang einnehmen, und dadurch einen hohen Grad der Kultur des Volkes beweisen, bey dem sie sich so gestalteten; so zeigt die Geschichte andererseits, daß Völker, in deren Sprachen das Partikelsystem vorherrscht, eine nicht weniger hohe oder noch höhere Bildung erreichet haben, als jene; ja manche haben sich bey fortschreitender Bildung sogar des Vortheils der Flexion begeben, wie z. B. die deutsche Sprache, welche des mannigfaltigen Reichthums der gothischen Flexion sich im Laufe der Zeit entäußert hat.

Ungeachtet der Grundverschiedenheit des türkischen, persischen und arabischen Sprachstammes hat die Literatur derselben doch mächtig auf einander eingewirkt, und die Formen der Poesie sind denselben gemein geworden, ungeachtet der ungeheuern Kluft, welche den tschagataischen Nomaden vom arabischen Beduinen trennen. Wenn die Formen lyrischer Poesie, die wir schon in den Anthologien der ältesten arabischen Gedichte vor Mohammed vorfinden, auch dieselben in den Steppen jenseits des Oxus geworden sind, so geschah diese Verkettung beyder Literaturen der südlichsten und nördlichsten der vorderasiatischen Welt durch das Mittelglied der persischen, welche zuerst den rohen Sinn der ara-

bischen Eroberer bildete, und bey fortschreitender arabischer Kultur unter den Chalifen von derselben wieder weiter gebildet ward.

Diese geschichtliche Bemerkung führt uns zu einigen anderen über die Resultate des dritten Forschungspunktes des vorliegenden Werkes, nämlich über die Poesie und Versifikation der provenzalischen Dichter und über den Einfluß, welchen auf dieselbe die Poesie und Versifikation der Araber ausgeübt haben mag oder nicht. Der Verfasser bestreitet die von Andres, Ginguené und Sismondi aufgestellte Herkunft provenzalischer Poesie als Nachahmung der arabischen, und läugnet diesen Einfluß durchaus, eine Meinung, worin wir ihm nicht beystimmen, sondern vielmehr der von den obigen Literatoren und anderen, namentlich von Herder und Etchhorn hierüber geäußerten beytreten, und einige der dieselbe unterstützenden Gründe hier kurz berühren müssen.

Der Verfasser bestreitet die bisher unter den Literatoren vorherrschende Meinung von dem Einflusse der arabischen Poesie auf die romanische, wie er selbst sagt, wegen Mangel von gehöriger Kenntniß der ersten, aus negativen Gründen. Er meint, daß die Entwickelung des menschlichen Geistes unter denselben Umständen in den verschiedensten Zeiten und Himmelsstrichen dieselben Formen und Erscheinungen hervorbringe, ohne daß es deßhalb nöthig sey, die eine von der andern abzuleiten; so sey auch der Reim in den romanischen Sprachen entstanden, ohne daß es nöthig sey, denselben auf die Araber zurück zu führen; Raynouard habe ein vor dem Jahre 1000 gereimtes Gedicht aufgefunden, welches also auf einmal die arabische Hypothese des Pater Andres umstoße, welcher die Bekanntschaft der Provenzalen mit der Mauritanischen Poesie von der Einnahme Toledo's, das ist vom Jahre 1085 herschreibet.

Zuvörderst ist nach unserer Meinung hier die Erfindung des Reims nicht mit so vielen andern poetischen Formen zu vermengen, die in demselben Zuschnitte wohl nicht zufällig bey den Provenzalen eben so wie bey den Arabern entstanden sind. Die Möglichkeit, daß ein europäischer Südländer eben sowohl als ein asiatischer auf den Reim verfallen sey, mag wohl um so weniger bestritten werden, als sich Reimanklänge selbst bey vielen älteren römischen Schriftstellern vorfinden; aber daß die ganze Struktur gereimter Distichen die Formen der Sonette (in Hinsicht der Zahl von zweymal sieben Versen, welche die Gränze des arabischen Sonetts oder Gasels bezeichnet), die Form der Refrains und Redondilien sich auf einmal zufällig eben so bey dem Provenzalen gestaltet habe, wie dieselbe schon längst bey den Arabern vorhanden war, ist nicht wohl zuzugeben. Selbst jenes

Gedicht, das über das Jahr 1000 hinausgehen soll, beweiset gar nichts, indem der Einfluß der Araber auf die sie zunächst umgebenden Provenzalen und ihre Sprache nicht gerade von der Eroberung Toledo's, sondern schon ein paar Jahrhunderte früher von der ersten arabischen Eroberung Spaniens her zu datiren ist; selbst die arabischen Wörter, welche sich im Provenzalischen finden, beweisen für diese unmittelbare Einwirkung der morgenländischen Eroberer auf die Küstenländer des südlichen Frankreichs durch lebendigen Verkehr von Waaren und Worten. Aber mehr noch als alles dieses beweiset die Identität der von den romanischen und morgenländischen Dichtern behandelten Stoffe. Den lyrischen Ausdruck der Liebe abgerechnet, welchen Volksdichter zu allen Zeiten aus sich und ihrer eigenen Sprache geschöpfet haben, ist gar kein größerer von den Troubaduren, und nach ihnen von den Minnesängern behandelter poetischer Stoff vorhanden, der nicht unmittelbar aus dem Orient eingewandert, oder einem orientalischen nachgeahmt wäre, von der Fabel an bis zu dem Heldengedicht. Die Schwänke, Schnurren und Possen der Fabliaux so wie die späteren aus denselben geschöpften Erzählungen des Boccaccio finden sich in früheren arabischen oder persischen Werken, aus welchen die Araber dieselben sich angeeignet haben. Die Rittergeschichten der Kämpen Karls des Großen und der Ritter der Tafelrunde sind selbst bis auf einzelne Abenteuer den Rittergeschichten und Heldengedichten des Morgenlandes nachgebildet, die ganze Mythologie der Hippogryphe, Durindanen, Feen, Morganen, Karfunkeln, Merline u. s. w. ist aus der nach dem Westen verpflanzten Sage der Morgenländer genommen; die Königin von Saba der morgenländischen Gedichte figurirt in dem südlichen Frankreich als die Reine Pedoque (ganz mit derselben Erzählung von ihren behaarten Füßen), der wundervolle Becher Dschemschid's, die zwölf Recken (Roch) des Schahname erstanden wieder im heiligen Graale und den zwölf Rittern der Tafelrunde; die Geschichten Alexanders [1]) sind so wie sie das Mittelalter erzählt, nicht aus griechischen, sondern aus arabischen und persischen Geschichtschreibern geschöpft, und die unglaublichsten Heldenthaten tapferer Ritter und glücklicher Abenteurer finden sich auf dem Kopf Antar's [2]), des Vaters und Musters aller Ritter, zusammen gehäuft. Wie Unrecht hat also Herr von Schlegel (Seite 74) zu sagen: Je remarquerai

[1]) Siehe die lehrreichen Belege hierüber sowohl in dem Examen des Historiens d'Alexandre-le-Grand, von St. Croix, als in der Einleitung des Schahnameh von Görres. [2]) Antar, a Bedouen Romance 1820.

seulement qu'il n'y a rien d'aussi anti-arabe que le plus ancien poëme espagnol, celui du Cid.

Um wie viel mehr Unrecht, da der Cid mit dieſem Namen blos deßhalb von den Arabern beehrt ward, weil ein früherer Sid ihnen als das Muſter arabiſcher Ritter galt, wie der Cid ſchon dreyhundert Jahre früher den arabiſchen *). Wie unrecht tadelt der Verfaſſer die Gelehrten, welche auch das Ritterweſen, die gothiſche Baukunſt und ſo vieles andere von den Arabern herleiten. Hat es auch Reiter und gothiſche Kapellen vor Karl dem Großen gegeben, ſo ſtammt doch alle ritterliche Kunſt des Turniers, ſo wie der höchſte Glanz der erhabenen Baukunſt des Mittelalters von den Arabern her, welche denſelben theils als Sieger (in Spanien die Mauren), theils als Beſiegte (in Paläſtina durch die Kreuzfahrer) dem Abendlande mitgetheilet haben; wie ganz irrig iſt alſo die in den folgenden Worten ſo ſchneidend ausgeſprochene Behauptuug des Verfaſſers: Mais les sectateurs de Mahomet n'ont jamais eu la moindre influence sur rien de ce qui constitue le génie original du moyen âge, da doch das Mittelalter allen Glanz ſeiner Palläſte und Kirchen, ſeiner Höfe und Univerſitäten, ſeiner Turnier- und Marktplätze, ſeiner Wiſſenſchaften und Gewerke, ſeiner Heldengeſchichten und Sagen dem Orient dankt, wie dieſes durch die nähere Bekanntſchaft mit den Geſchichten und der Literatur des Morgenlandes mit jedem Tage anſchaulicher wird.

Dieſe einzige Saite abgerechnet, ſtimmen wir allen übrigen in dieſem trefflichen Buch angeklungenen vollkommen bey.

——— Joſ. v. Hammer.

Art. II. Teatro scelto, tradotto di *Schiller* da Pompeo *Ferrario*. Milano, 1819. Per Giovanni Pirotta in S. Radegonda. 8. 6 Tomi.

Die großen Schwierigkeiten, welche bey dem Unternehmen, Schillers dramatiſche Werke ins Italieniſche zu überſetzen, beſiegt werden mußten, fordern bey Beurtheilung der Ausführung deſſelben gerechte Würdigung. Die poetiſche Sprache in Schillers Dramen iſt von der Italiens ſo verſchieden, daß jede ge-

*) Sid Battal, d. i. der Schlachtheld, der große Kämpe des Islams und des Chalifen Merwan, blieb auf dem Zuge nach Konſtantinopel in Jahre d. H. 121 (738); ſein Grabmal zu Sidi Gaſi in Anatolien iſt noch heute ein vielbeſuchter Wallfahrtsort; die Rittergeſchichte ſeiner Heldenthaten befindet ſich auf der kaiſerl. Bibliothek zu Wien Nr. 170, und auf der Pariſer Bibliothek im gedruckten Kataloge Nr. 317, 318, 338, 339, 340, 341, 342.

treue Ueberſetzung gegen weſentliche Eigenheiten der Sprache anzuſtoßen Gefahr lauft. Dazu findet ſich in Schillers früheren dramatiſchen Werken oft eine ſo ungebändigte Kraft des Ausdrucks, daß es beynahe unmöglich ſcheint, ſie im Italieniſchen, welches ungemäßigt kühnen Bildern weniger hold iſt, anders als auf Koſten des Verſtandniſſes oder mit Verzichtung auf Beyfall nachzubilden. Wenn nun ſo große Schwierigkeiten auch bey dem erſten Verſuche einer Uebertragung nicht ganz beſieget worden, ſo bleibt das Unternehmen doch immer lobenswerth, und das, was Herr Ferrario in dieſer Beziehung geleiſtet hat, darf über demjenigen, was zu wünſchen übrig blieb, nicht vergeſſen werden. Unter das letztere iſt vorzüglich dieß zu rechnen, daß alle Tragödien blos in Proſa überſetzt ſind. Es läßt ſich vom Ueberſetzer mit Recht annehmen, daß es ihm nicht unmöglich gefallen wäre, die Ueberſetzung in versi sciolti zu liefern, wenn er die Dramen in großeren Zwiſchenräumen hätte auf einander folgen laſſen wollen. Und in der That verlieren ſie durch das Entbehren des Verſes nicht blos eine zufallige Zierde, ſondern eine ihrer weſentlichſten Schönheiten. Jene Stellen insbeſondere, in welchen lyriſche Begeiſterung herrſcht, ſind in proſaiſcher Ueberſetzung nur ein weſenloſer Schatten des Originals. Dieß gilt z. B. von den Chören in der Braut von Meſſina, von den zwey ſchönen Monologen der Jungfrau von Orleans, und mehreren Stellen dieſer Art. Von den bisher erſchienenen Tragödien, Maria Stuart, der Jungfrau von Orleans, der Braut von Meſſina, Don Karlos, Wilhelm Tell, und Fiesko, iſt Maria Stuart am meiſten gelungen. Wir glauben den Grund darin zu finden, daß dieſe Tragödie eine mehr hiſtoriſche Tendenz und weniger lyriſchen Schwung hat. In der Braut von Meſſina verloren zwar, wie ſchon bemerkt wurde, die Chöre durch Uebertragung in Proſa ihren hohen dichteriſchen Gehalt, übrigens hat die Ueberſetzung Kraft, Würde und Harmonie. In der Jungfrau von Orleans iſt die Harmonie des Verſes mit dem romantiſchen Charakter der Dichtung ſo innig verwebt, daß eine proſaiſche Ueberſetzung nur eine kalte Darſtellung des Originals gewähren kann. In Wilhelm Tell, Don Karlos und Fiesko hatte der Ueberſetzer verſchiedenartige, aber gleich große Schwierigkeiten der Sprache zu beſiegen. Denn das Individuelle des ſchweizeriſch-deutſchen Ausdruckes war eben ſo ſchwer im Italieniſchen wiederzugeben, als die kühne Einkleidung mancher Ideen in den zwey letzteren Tragödien. Wir ſetzen zur Beurtheilung unſerer Leſer zwey der gelungenſten Stellen, die Erzählung Mortimers von ſeiner Bekehrung, und jene der Jungfrau von ihrer himmliſchen Berufung her, und wollen auf

einige andere aufmerksam machen, in denen der Uebersetzer das Original mißverstand.

Mortimers Erzählung lautet in der Uebersetzung so:

Io era di venti anni, o regina, allevato tra le più austere discipline, imbevuto di una cupa avversione del papato, allorchè una invincibile curiosità mi spinse a visitare il continente. Io mi lasciai addietro le ottuse aule de' Puritani e la patria, e affrettandomi per la Francia, cercava con ansio cuore il celebrato suolo d' Italia.

Era il tempo della maggior festa della Chiesa: le strade bulicavano delle torme dei pellegrini; ogni divina effigie era ghirlandata, e pareva come se tutto il genere umano pellegrinasse nel regno del Signore. — Io stesso fui travolto nella corrente de' fedeli, e via condotto sino a Roma.

Cosa non provai, o regina, allor quando mi sorse dinanzi la splendidezza de' colonnati e degli archi trionfali; quando mi ammirai d' intorno la magnificenza del colosseo; e il sublime genio delle arti mi chiuse entro un mondo incantato! Io non l' avea mai sentito l' impero delle arti; la Chiesa, che mi educò, nega ogni dilettazione dei sensi, e venerando il solo verbo incorporeo, vieta ogni umana rappresentazione. Che non provai all' entrare nei templi, e udire la musica discendere animata dal cielo, in vedere le forme viventi scaturire a migliaja fuor delle pareti e giù dalle volte e l' Ottimo e Massimo muoversi presenzialmente, sotto gli estatici sensi! Nel mirare ora gli stessi celesti, la salutazione dell' Angelo, la natività del Signore, la Madre santissima, la discesa Trinità, la luminosa Trasfigurazione — e poi il Pontefice in tutta la sua pompa esercitare il sommo sacerdozio e benedire i popoli! Ah cos' è l' oro, cosa lo splendere delle gemme, di cui si abbelliscono i re della terra. Egli solo è cinto di un lustro divino. La sua casa è un verace regno del cielo, perchè tali apparenze non son di questo mondo.

Johannens Erzählung lautet im Italienischen so:

Venerando Signore, il mio nome è Giovanna; io non sono che la umile figlia di un pastore del reale borgo di *Dom Remi*, posto nella diocesi di Toul, e sino da fanciulla guardai le pecore di mio padre. — E udiva spesso raccontare assai cose degl' isolani venuti di là dal mare per farci schiavi e costringerne sotto il giogo del Signore straniero, che non ama il popolo; e ch' essi tenevano già la vasta città di Parigi, e si erano impadroniti del regno. Io allora supplicai la madre di Dio, che distornasse da noi

l'ignominia di straniere catene, e ci conservasse il re nativo. E fuori del villaggio in cui nacqui trovasi un' antica effigie della Madonna, alla quale si fecero molti devoti pellegrinaggi, e lì presso una sacra quercia celebre per molti miracoli. E io godeva di sedere all' ombra della quercia, pascendo la greggia, poichè il cuore mi vi tirava. E se un agnello de' miei andava smarrito per le scoscese montagne, ogni volta che mi addormentava all' ombra di questa quercia, i sogni me lo mostravano. — E una volta, dopo di aver vegliato tutta notte orando sotto questa pianta, e mentre sforzavami di scacciare il sonno, mi comparve la Vergine, con una spada e una bandiera, ma vestita nel resto da pastorella, come me, e disse: »Sono io. Alzati, Giovanna. Lascia la greggia. Il Signore ti chiama ad altra opera. Prendi questa bandiera! Cigniti questa spada. Distruggi con essa i nemici del mio popolo, e conduci il figlio del tuo signore a *Reims*, e incoronalo colla corona reale.« Mà io dissi: Come posso io intraprendere si grande opera, io tenera fanciulla, inesperta delle mortali battaglie! Ed ella rispose: »Una immacolata donzella compie tutto che v' ha di più sublime sulla terra, purchè resista all' amore terreno. Riguardami! Casta fanciulla al pari di te, io partorii il Signore, quegli ch' è Divino, e sono Divina anch' io!« — E toccò le mie palpebre, e guardando in alto vidi il cielo pieno di angioletti che tenevano de' bianchi gigli tra le mani, e una dolce armonia si diffondeva per l'aria. — E così la Vergine si fece vedere per tre notti di seguito e sclamò; »Alzati, Giovanna! Il Signore ti chiama ad altra opera.« E quando comparve la terza notte, si sdegnò e mi rimproverò con questi detti: »L' obbedienza è il dovere della donna sopra la terra, la dura pazienza è il grave suo destino. Essa deve affinarsi nell' asprezza de' servigi: chi ha servito quaggiù, sarà grande là in alto.« E così dicendo lasciò cadersi l' abito da pastorella, ed eccola, siccome regina del cielo nello splendore dei soli, e nubi dorate lentamente dileguandosi trasportarla nel regno delle delizie.

In derſelben Tragödie, dritten Akt, dritte Scene, überſetzt Herr Ferrario Burgunds Antwort: »Die Ketzerey ſtraft ſich am ſchwerſten ſelbſt,« ſo: La infedeltà è il maggior castigo a se stessa. Burgunds Rede bezieht ſich auf des Königs ſanften Vorwurf, daß Burgund der Frauen ſchönſte Tugend, die Treue, ſchmähe. Dieß kann man wohl eine Ketzerey (eresia), eine irrige, hartnäckig vertheidigte Meinung, aber nicht eine Untreue (infedelta) nennen. In demſelben Akte, vierte Scene, iſt

des Königs Rede zur Jungfrau: »Dein Glück sey fortan deines Königs Sorge,« irrig so übersetzt: L'aver cura del tuo re formi d'ora in poi ogni tua sorte. Der Sinn der Rede des Königs ist offenbar dieser, er übernehme es, fortan für der Jungfrau Glück zu sorgen; die Stelle müßte daher im Italienischen ungefähr so lauten: Di formarti una sorte felice, sara d' ora in poi cura del tuo Re, statt daß die Uebersetzung des Herrn Ferrario die Sorge für den König zur künftigen Bestimmung der Jungfrau macht. In der siebenten Scene desselben Aktes, wo der König von Talbot sagt: »er liegt auf Frankreichs Erde, wie der Held auf seinem Schild,« scheint uns der Ausdruck Frankreichs Erde nicht so bezeichnend mit terreno della Francia übersetzt, als es mit suolo della Francia oder terra francese wäre. In des vierten Aktes zweyter Scene sind der Agnes Worte: »Du bist die Göttin dieses Festes,« irrig mit tu sei la divinità di questo rito, statt di questo festino übersetzt. In der Schlußscene der Tragödie sind Johannens Worte von der Fahne, die sie begehrt: »Ich darf sie zeigen; denn ich trug sie treu« — zum Nachtheile dieser schönen Stelle mit *debbo* mostrarla gegeben. — Im Don Karlos, ersten Akt, fünfte Scene, gibt die Uebersetzung von Karlos Rede:

Und bittet er nicht jede Zärtlichkeit,
Die ihm vielleicht in Fieberglut entwischte,
Dem Zepter ab, und seinen grauen Haaren?

Non si scusa egli collo scettro e colle canute sue chiome canute d' ogni tenerezza, sfuggitagli forse in qualche bollimento del sangue, zu dem Mißverständnisse Anlaß, als ob dem Könige sein Zepter und seine grauen Haare zur Entschuldigung dienten wegen seiner Zärtlichkeit, was dem Sinne des Originals ganz widerspricht. Richtiger wäre also die schwierige Stelle so gegeben worden: Non chiede egli scusa allo scettro ed alle canute sue chiome d' ogni tenerezza etc.

In demselben Akte, neunte Scene, ist bey Uebersetzung der Stelle:

Den Stolz des Bürgers würden Sie nicht dulden,
Ich nicht den Trotz des Fürsten:

Voi non sopportereste l' audacia del cittadino, io, l' orgoglio del Principe, durch Weglassung des nè vor io der Sinn verkehrt. Im zweyten Akte, erste Scene ist die Antwort des Königs auf Karlos Frage:

Hab' ich es auch verdient
Den meinigen (Freund) im Herzog zu vermuthen?

falsch so übersetzt: E lo meriterete mai? Denn der König sagt: Auch je verdienen mögen? was im Italienischen hieße: E cer-

casti mai a meritarlo. In derselben Scene hat der Ueberſetzer die Rede des Karlos:

Durch welchen Mißverſtand hat dieſer Fremdling
Zu Menſchen ſich verirrt?

ganz mißverſtanden. Er gibt ſie ſo: Qual errore confonde questo inesperto conoscitore degli uomini? ſtatt: Per qual isbaglio venne questo, straniere smarrendosi fra uomini? Daß der Ueberſetzer in demſelben Akte, fünfte Scene, die Worte des Don Karlos an Alba:

Sie ſind
Ein großer General ꝛc.

welche der Dichter ohne Ironie geſprochen haben will, wie es auch die Lage der Handlung fordert, mit ironicamente bezeichnet, iſt wahrſcheinlich ein bloßes Verſehen. In eben dieſer Scene entſpricht Albas Rede: E vo pensando, quante notti avrà spese il monarca vicino alla sua bella sposa portoghese, vostra madre, per guadagnare un braccio, come questo, alla corona, dem Originale nicht, in dem Alba ſagt:

Und dabey fällt mir ein, wie viele Nächte
Bey ſeiner ſchönen portugieſiſchen
Gemahlin, ihrer Mutter, der Monarch
Wohl drum gegeben hätte, einen Arm
Wie dieſen ſeiner Krone zu erkaufen?

was vielmehr ſo auszudrücken geweſen wäre: E vo pensando, quante notti colla sua bella sposa portoghese il monarca avria sacrificato etc. In demſelben Akte in der Scene des Karlos mit der Fürſtin Eboli, ſchwächt der Ueberſetzer die ſchöne Vergleichung der Prinzeſſin:

Dem großen Kaufmann gleich,
Der, ungerührt von des Rialto Gold,
Und Königen zum Schimpfe, ſeine Perle
Dem reichen Meere wiedergab, zu ſtolz,
Sie unter ihrem Werthe loszuſchlagen,

dadurch ſehr, daß er aus einer Perle Perlen macht.

Auch die Schlußworte der Fürſtin Eboli in dieſer Scene:

Ich ſelbſt des Weibes hohe Majeſtät,
Der Gottheit großes Meiſterſtück verſtümmeln,
Den Abend eines Praſſers zu verſüßen —

ſind unvollkommen ſo übertragen: Io stessa scemare della sublime dignità della donna, guastare il gran capo d'opera della divinità, per ispargere delle estreme dolcezze il tramonto di un dissoluto. Denn der Begriff der estreme dolcezze liegt nicht in der Stelle des Originals, und das tramonto ſtatt sera di un dissoluto ſcheinet nicht paſſend. Von der zehn-

ten Scene dieſes Aktes zwiſchen Alba und Domingo iſt ein bedeutender Theil, der gerade Albas Haß gegen Karlos erklärt, weggelaſſen, und Domingos Worte, Karlos hege den Entwurf Regent zu ſeyn, und

Unſern heiligen Glauben zu entbehren,

ſind im Italieniſchen durch disegno di proscrivere la nostra santa fede zu ſtark gegeben; denn ſo viel liegt im deutſchen Ausdrucke »entbehren« nicht. Auch in einer bald darauf folgenden Rede des Domingo:

Es kann
Nicht fehlen, wir entdecken mehr; ſind wir
Vorher gewiß, daß wir entdecken müſſen.

iſt der Sinn durch das Italieniſche: »Noi siamo certi di scoprire di più, se convinti averci a riuscire, nur dunkel ausgedrückt, und würde durch das wörtliche: Se convinti di dover scoprire deutlicher gegeben ſeyn. Im dritten Akte, erſte Scene, iſt Fenſtergardinen (cortine) irrig mit imposte (Flügel) überſetzt. In der fünften Scene dieſes Aktes ſind in dem Monologe des Königs die Worte von ſeinen Rathgebern:

Was ſie verdienen, haben
Sie mir gegolten —

vom Ueberſetzer mißverſtanden worden, da er ſie ſo gibt: Di ciò che do ad essi, me ne hanno rimeritato. Sie wären richtiger ſo gegeben worden: Tanto, quanto meritarono, mi valsero essi. In der ſiebenten Scene dieſes Aktes iſt in den Worten des Königs an den Herzog von Alba:

Ihr ſeyd mein erſter Feldherr — ſeyd nie mehr,

das mehr viel ausdrucksvoller als in der Ueberſetzung das: non vogliate esser altro. In derſelben Scene iſt der Ausdruck des Königs in Hinſicht Poſas:

Wunders wegen
Muß ich ihn ſprechen —

mit: La mia maraviglia vuol ch'io gli parli, undeutlich überſetzt. Der König will vielmehr ſagen: Per la rarità del fatto devo parlargli. In der neunten Scene dieſes Aktes ſind Poſa's Worte:

Und wär's
Auch eine Feuerflocke Wahrheit nur,
In des Despoten Seele kühn geworfen,

vom Ueberſetzer ganz mißverſtanden worden, da er ſie ſo gibt: E non fosse la verità che un acceso razzo scagliato arditamente nell' anima del despota, ſtatt: E se non fosse altro

che un razzo acceso di verità, scagliato etc. Eben so ist in der darauf folgenden Scene die Stelle, wo Posa sagt:

Wenn ich Zeit gewinne
Sie (meine Gründe) zu erschöpfen, Sire — mein Leben
höchstens.
Die Wahrheit setz' ich aus, wenn Sie
Mir diese Gunst verweigern.

mißverstanden. Sie heißt in der Uebersetzung so: Se mi è dato tempo di tutti esporli, o Sire — tutt' al più la mia vita. Mà io preferisco la causa della verità, se voi mi negate questo favore. Das preferisco in dieser Stelle, an dessen Statt espongo stehen sollte, entstellt den Sinn derselben ganz. Nicht glücklicher gibt der Uebersetzer Posa's Rede in dieser Scene:

Da Sie den Menschen
Zu ihrem Saitenspiel herunter stürzten,
Wer theilt mit Ihnen Harmonie?

Dall' istante che voi abbassaste i toni dell' uomo, chi potè essere all' unisono con voi?

Dem Sinne des Originals entsprechender würde diese Stelle so lauten: Allorchè abbassaste l' uomo a diventare vostro stromento, chi è a goder con voi l' armonia? Auch des Königs Frage in derselben Scene:

Und wolltet ihr es unternehmen, dieß
Erhabne Muster in der Sterblichkeit
In meinen Staaten nachzubilden?

ist durch die Uebersetzung: E assumereste voi di rappresentare ne' miei stati un sì eccellente modello degli uomini? nicht richtig gegeben, da ihr Sinn vielmehr so darzustellen war: E assumereste voi d'imitare questo eccellente modello fra mortali, negli stati miei?

In der fünften Scene des vierten Aktes sagt Marquis Posa:

Just
Um diesen Brief war mir's zu thun.

der Uebersetzer: Appunto una *tal* lettera m'abbisognava. Offenbar ist die Uebersetzung hier ungetreu.

Die auch nicht ganz deutliche Rede der Königin in der neunten Scene des vierten Aktes:

Wenn Ehre zu verletzen war, so, fürcht' ich,
Stand eine größ're auf dem Spiel, als mir
Kastilien zur Morgengabe brachte,

wird im Italienischen noch undeutlicher, wo sie so gegeben wird: Se c'era da perdere per l'onore, credo che tale vi correva rischio, maggiore di quanto me ne fruttarono le nozze di Castiglia. Der Sinn des Dichters schiene uns richtiger so ge-

getroffen: Se c'era da perdere per l'onore, maggior onore s'arrischiava, allorchè la Castiglia mi venne offerta in dote.

In der Schlußscene des vierten Aktes hat der Uebersetzer die Worte der Eboli:

Wahrheit muß er hören — Wahrheit
Und wär' er zehenmal ein Gott —

unzweckmäßig verstärkt, da er sie sagen läßt: Deve ascoltare la verita — la verita. E fosse egli dieci volte *più che* un Dio. In der vierten Scene des fünften Aktes gibt der Uebersetzer des Karlos Rede:

Verfassungen, wie meine,
Wollen geschmeichelt seyn,

mit Spiriti, come il mio, vogliono essere blanditi; richtiger wäre: Posizioni, come la mia, vogliono essere blandite. Denn die Rede bezieht sich darauf, daß der Prinz mit blankem Schwerte neben seinem Vater steht. In der neunten Scene des fünften Aktes ist der Sinn der Worte des Königs:

Wär' er mir also gestorben,

ganz mißverstanden, da sie so übersetzt sind: Mi sarà egli dunque morto. Der König sagt vielmehr: Fosse egli così morto per me! — Die Schlußscene zwischen dem Könige und dem Groß-Inquisitor ist in der Uebersetzung die gelungenste, dieser Tragödie getreu, und voll Kraft und Würde im Ausdrucke.

Die Uebersetzung der Braut von Messina ist jener des Don Karlos in Hinsicht auf Treue und Würde des Ausdrucks vorzuziehen. Nur selten findet man darin Stellen, in welchen der Uebersetzer das Original mißverstand. Die Rede des Don Manuel, wie er zuerst die Hand seines Bruders ergreift,

Don Cesar.
So will ich diese Bruderhand ergreifen —
Don Manuel.
Die mir die nächste ist auf dieser Welt —

hat durch die Uebersetzung: Che mi è la più cara sulla terra, eine wesentliche Veränderung erlitten; denn Don Manuel konnte in jenem Augenblicke die Hand seines Bruders noch nicht la più cara, wohl aber la prossima nennen. Die Worte der Mutter:

Auch mir ward eines Traumes seltsames
Orakel, als mein Schooß mit dieser Tochter
Gesegnet war,

welche so gegeben sind: anch' io ebbi il prodigioso oracolo di un sogno *nel concepimento di cotesta fanciulla*, wären richtiger übersetzt, mentre io stava gravida di cotesta mia figlia. In der Erzählung des Don Cäsar von der Todtenfeyer seines Vaters hat der Uebersetzer den Ausdruck: vom Todtensarge

Mit weißbekreuztem Grabestuch bedeckt —

unpaſſend ſo gegeben: il sarcofago ricoperto d' un panno sepolcrale, distinto di molte croci bianche, da nichts andeutet, daß der Dichter gegen die Sitte das Grabestuch mit vielen Kreuzen bezeichnen wollte.

Im Wilhelm Tell, einem Drama, welches dem Ueberſetzer vielſeitige Schwierigkeiten bot, läßt Herr Ferrario zu Anfange des erſten Aktes den Hirtenknaben Seppi, der von der nahen Kuh bey Schiller ſagt:

Die braune Liſel kenn' ich am Geläut —

ſo ſprechen: Sento vicina la bruna *Lisella*. Wahrſcheinlich war die Volksbenennung des Namens Eliſabeth dem Ueberſetzer nicht bekannt, weil er ihn ſonſt *Lisetta* ſtatt *Lisella* genannt haben würde. In der zweyten Scene deſſelben Aktes, wo Gertrud zu Stauffacher ſagt:

Vom Kaiſer ſelbſt und Reich
Trägſt du dieß Haus zu Lehn,

bezieht ſich das Wort Reich auf das deutſche Reich, und kann daher nicht, wie es in der Ueberſetzung geſchieht, mit monarchia gegeben werden. Auch in der dritten Scene des erſten Aktes, und mehreren folgenden, bezeichnet der Meiſter Steinmetz, der da erſcheint, nicht einen eignen Namen, und konnte daher nicht mit maestro *Steinmetz* gegeben werden, ſondern hätte mit scarpellino oder tagliapietre überſetzt werden ſollen. Im zweyten Akte, erſte Scene, iſt Attinghauſens Rede:

Und wenns Feyerabend iſt,
Dann reden wir auch von des Land's Geſchäften,

unrichtig ſo gegeben: il primo di festivo terremo discorso dei comuni interessi della patria. Denn Feyerabend iſt nicht di festivo ſondern sera di riposo. In der dritten Scene des vierten Aktes iſt Leutholds Rede zu Frießhardt:

Und du biſt auch ſo ein dienſtfert'ger Schurke
Und brächteſt wackre Leute gern ins Unglück,

im Italieniſchen ohne Kraft ſo gegeben: E tu, se bene sei, uno che fa volontieri servigio altrui, vorresti pur trarre qualche uomo dabbene nella mala ventura. Leuthold ſagt vielmehr: E tu sei pure briccone officioso assai a rendere sventurati uomini dabbene. In der Rede des ſterbenden Freyherrn Attinghauſen, zweyte Scene, vierten Aktes, hat der Ueberſetzer die Worte:

und des Adels Blüte fällt,

wahrſcheinlich mehr falſch geleſen als mißverſtanden; denn er gibt

ſie: cadono i vanni all' aquila. In der dritten Scene deſſelben Aktes antwortet Tell auf Stüſſi's Bemerkung:

Hier wird gefreyt, und anders wo begraben

mit den Worten:

Und oft kommt gar das eine zu dem andern.

Das Italieniſche: E spesso una cosa succede all altra, drückt den auf ſein Mordvorhaben gerichteten Sinn Tells nichs aus. Es ſollte vielmehr ſo gegeben ſeyn: E spesso l' uno all' altro s' unisce. In der erſten Scene des fünften Aktes iſt Walther Fürſts Bemerkung über die Mörder des Kaiſers:

So trägt die Unthat ihnen keine Frucht,

nicht als Wunſch vorgetragen, wie das Italieniſche: Che una tanta scelleraggine non produca loro buon frutto.

Fiesko iſt von den bisher in dieſer Ueberſetzung erſchienenen Tragodien Schillers die einzige, welche von Proſa in Proſa übertragen wurde. Wenn aber dieſer Umſtand die Arbeit des Ueberſetzers erleichterte, ſo ward ſie andrerſeits durch den Charakter des Styls der dieſes Jugendprodukt Schillers bezeichnet, nicht wenig erſchwert, und es darf nicht befremden, wenn Stellen, deren Sinn kühne Ausdrücke ſelbſt den deutſchen Leſer nur errathen laſſen, von dem fremden mißverſtanden wurden. Dieß iſt gleich in der erſten Scene des erſten Akts der Fall, wo Leonorens Frage: »Verlieren? Ein kleiner ausſetzender Puls der Empfindung, und Fiesko verloren?« ſo gegeben wird: »Perduto? — un soffio ancora di vita, e *Fiesco* perduto?« ſtatt: un piccolo momento di sentimento rallentato, e *Fiesco* perduto? Denn Leonore tadelt ihr Kammermädchen, daß ſie einen Moment geſunkner Gefühle Fieskos für ſie, Fiesko verlieren heißt. So ſind auch in der darauf folgenden Scene Giannettinos Worte zum Mohren: »Du kannſt ſie (die Maske) nur hieher (auf die Bruſt deutend) verfehlen, ganz mißverſtanden, und im verkehrten Sinne ſo gegeben: Qui non puoi sbagliare. Denn Giannettino ſagt: Non puoi mancarlo se non qui (additando il suo petto). In der vierten Scene dieſes Aktes will Julie durch die Worte: »Wer iſt hier, der beleidigen kann?« ausdrücken, ihr Haus ſey zu hoch über Fieskos geſtellt, als daß dieſes ſie zu beleidigen vermöchte. Das italieniſche: E chi è qui che faccia torti? drückt dieſen Gedanken des Stolzes keineswegs aus. Leonorens Antwort auf Calcagnos Liebesantrag am Ende der dritten Scene des zweyten Aktes: »Das wußteſt du nicht, daß ſchon das erhabene Unglück, um den Fiesko zu brechen, ein Weiberherz adelt. Geh! Fieskos Schande macht keinen Calcagno bey mir ſteigen, aber — die Menſchheit ſinken,« iſt in der Ueberſetzung zuſammengezogen,

aber auch unverständlich geworden. Sie lautet so: Mà tu non sapevi che l'alta sventura di soffrire per un *Fiesco* non farà innalzare a' miei occhi un *Calcagno* — bensì scadere tutto l'uman genere. Mißverstanden ist auch Fiskos Schlußrede in der vierten Scene des zweyten Aktes zum Mohren: »Was die Ameise Vernunft mühsam zu Haufen schleppt, jagt in einem Hui der Wind des Zufalls zusammen.« Ciò che la previdenza delle formiche raduna a grande stento, lo dissipa in un istante un soffio di vento statt: Ciò che la ragione, in guisa di formica a grande stento raduna, lo fa in un istante un soffio del caso. Dasselbe ist der Fall mit der Antwort Leonorens auf Rosas Erzählung in der eilften Scene des zweyten Aktes: »Sein Herz wirft er den Dirnen nach, und ich jage nach einem Blick.« Egli invia il suo cuore verso costei, ed io ne sospiro un' occhiata. Denn unter dem allgemeinen Ausdrucke: »Dirnen« die Erzählerin zu verstehen, und ihn daher mit costei zu geben, dazu gibt der ganze Zusammenhang keine Veranlassung.

Wenn nun aber auch die Andeutung dieser Unvollkommenheiten beweiset, daß diese Uebersetzung kein ganz gelungenes Werk ist, so bleiben ihr doch viele unbestreitbare Vorzüge, und so wie unter den Deutschen Eschenburgs Uebersetzung der Dramen Shakspears, wenn gleich mancher gerechten Rüge blosgestellt, doch als erster Versuch in einem höchst schwierigen Fache alles Beyfalls würdig, und gleichsam die Vorarbeit war, aus welcher Schlegels Meisterwerk hervorging, so dürfte auch Herrn Ferrarios Uebersetzung aus seiner oder einer fremden Feder eine allen Forderungen entsprechende Uebertragung der dramatischen Werke Schillers hervorrufen.

Art. III. Ueber die Geographie der asiatischen Türkey. (Beschluß der im dreyzehnten Bande abgebrochenen Anzeige.)

VII. Die Statthalterschaft Wan.

Gränzt gegen Osten an Aserbeidschan, die nordwestliche Provinz Persiens, gegen Süden an Schehrsor, gegen Norden an die Statthalterschaft Karß und Tschaldir, gegen Westen an die von Diarbekr; da diese Statthalterschaft als die Gränze zwischen dem persischen und osmanischen Reiche so oft Herren geändert, und Eintheilungen gewechselt hat, so findet sich auch die Zahl der Sandschake in den Kanunnames verschiedener Zeiten sowohl als im Dschihannuma verschieden angegeben, nach dem letzten vierzehn, nach den ersten zwanzig. Die von beyden gleichnamig aufgeführten Sandschake sind: Wan,

Aadildſchuwaſ, Ardſchiſch, Muſch, Bargini, Kiarkiar, Keſſani, Ispabard, Agakis, die Kurden Beni Kotus, Bajeſid, Berdaa, Owadſchik, Hakari, das Land der letzten als erbliche kurdiſche Befehlshaberſchaft; als die anderen ſechs nennt der ſpätere Kanun: Dſchobanlar, Scheregil, Köfdſche, Eleger, Korkuk, Jaſi[1]); der ältere des alten Niſchandſchipaſcha[2]): Wuſtan, Chiſan, Megs, Sirni, Alkab, Selimas, Dembeli, Uſtun. Auch dieſe Statthalterſchaft wird wie die vorige größtentheils von Kurden bewohnt, und gehört, wie das übrige Kurdiſtan, unter die von künftigen Reiſenden erſt näher zu beſchreibenden Länder. Von den hier recenſirten hat außer dem kühnen, und Aſien auf vielerley Straßen durchwandernden Engländer M. Kinneir keiner dieſe Gegend betreten, und ſelbſt dieſer iſt nicht nach der Hauptſtadt Wan, ſondern auf ſeinem Wege von Erſerum, nach Betlis nur auf der weſtlichen Seite des Sees von Wan vorbeygekommen. Dieſer See, heute der von Ardſchiſch genannt, und ſchon bey Ptolemaios Arſiße, iſt fünf und zwanzig bis dreyßig engliſche Meilen lang, in der Mitte zwölf breit, aber in ſo mannigfaltige Buchten auslaufend, daß der Umfang über neunzig Stunden betragen ſoll, während man die Länge mit gutem Winde in vier Stunden durchſegelt von Tatwan nach Wan, das Waſſer iſt ſalzig, hat aber nichts deſto weniger gute Fiſche[3]).

Die Berge, welche denſelben umgeben, ſind auf der Nordſeite der hohe Berg Seiban (bey Kinneir Sapantagh), auf der Weſtſeite der Kette des Nimrodtagh (der Niphates der Alten) und auf der Südſeite die Alpen Hatraſch oder Karaiſch. Auf der Oſtſeite des Sees ſind drey Eilande, und auf dem Nord- und Oſtrande die Städte Achlath (Chaleat), Ardſchiſch (Arzes) und Wan (Artemita).

Wan, 83 1/2 L. 37 Br., eine ſehr ſtarke Feſtung, welche Timur zerſtören wollte, als er aber die Unmöglichkeit ſah, ſein Vorhaben auszuführen, ſich mit der Aufführung eines Damms begnügte[4]).

Ardſchiſch, auf der Nordſeite des Sees, mit einem in der Nähe (zu Dradin) gelegenen ſehr heißen Bade[5]).

Adildſchuwaſ, zwey Stationen weſtlich von Ardſchiſch, hart am See[6]).

Achlath, eine Station weſtlich vom vorigen Orte, ehemals die Reſidenz turkomaniſcher Fürſten, die ſich Ermen-

1) Osmaniſche Staatsverwaltung. Wien 1818, S. 262. II.
2) Dſchihannuma S. 411. 3) *M. Kinneir's* journey p. 384.
4) Dſchihannuma S. 411. 5) Ebend. 415. 6) Ebend.

schah, d. i. Könige von Armenien nannten. Die Geschichte dieser als alte Residenz merkwürdigen Stadt findet sich umständlich sowohl bey S. Martin [1]), welcher überhaupt alle historischen Angaben der Städte Armeniens mit dem großten Fleiße gesammelt, und lehrreich zusammengestellt hat, als im Dschihannuma, am ausführlichsten aber bey Ewlia [2]), welcher die weitläuftigen Ruinen und die Gräber der turkomanischen Könige beschreibt, welche auch Petit de la Croix als die von heiligen Männern besuchte [3]).

Tatwan (bey Kinneir Tedonan), eine Station östlich bey Achlath, an dem äußersten Ende des Sees [4]).

Rahu, zwischen Tatwan und Betlis, eine halbe Station östlich vom letzten, wo Chosrewpascha zwey Karawanserais, ein Bad, eine Moschee und zehn Kaufmannsläden erbaute, und von einem 12,000 Ellen entfernten Orte Wasser hineinleitete; der Bau wurde im Jahre d. H. 981 vollendet [5]).

Kiardschigan, ein zu Betlis gehöriger Distrikt [6]).

Muk, ein am See von Achlath sehr steil gelegenes Schloß [7]).

Betlis, 81 1/2 L. 37 1/2 Br., auf beyden Seiten des gleichnamigen Flusses gebaut. Die alte Sage schreibt die Erbauung der Stadt Alexandern zu, welcher, den Lauf des Stromes verfolgend, an dem Ort, wo die zwey Flüßchen Rubatßuji und Kußurßuji sich vereinigen, einige Tage verweilt, und den Befehl zur Erbauung der Stadt gegeben haben soll; der Ort heißt noch der Zeltplatz Alexanders, und Betlis soll der Name seines Sklaven gewesen seyn, dem er den Bau und dann die Vertheidigung der Stadt anvertraute. Das Dschihannuma und Ewlia erwähnen einer schönen Brücke, vier großer Moscheen und eben so vieler Kollegien; die ersten heißen: die alte Moschee, die rothe Moschee (die ehemalige armenische Kirche), Gökmeidan, d. i. des Himmels Rennplatz, und Schukrije; die letzten: Edrisije, Chatibije, Schukrije, Hadschibije; aus denselben gingen viele gelehrte Männer hervor, unter denen Edrisi, der Verfasser der osmanischen Geschichte Heschtbihischt, d. i. die acht Paradiese, und der Dichter Schukri, der Verfasser des Selimname. M. Kinneir spricht von mehr als zwanzig Brücken über den die Stadt durchschneidenden Fluß mit einem Joche, aber nicht von der großen von ein und zwanzig Jochen, Chatun Köpri, nach einer Frau so genannt, welche auch die Felsen südlich der Stadt gesprengt, und den Weg durchbrochen haben soll [8]).

---

[1]) Ebend. *M. Kinneir's* journey p. 386. S. Martin p. 103. [2]) Siehe den Artikel in der Erschischen Encyclopädie. [3]) Petit de la *Croix*. [4]) Dschihannuma S. 414. [5]) Dschihannuma S. 415 [6]) Ebend. p. 417. [7]) Ebend. [8]) Ebend. S. 415.

Aepfel, Birnen, Pflaumen und Haselnüsse gedeihen hier in großer Vollkommenheit; die Weinberge von Kulty (ein Dorf, sechs englische Meilen von der Stadt) bringen treffliche Weinbeeren hervor; die Gärten sind mit ungemeiner Sorgfalt und großer hydraulischer Kenntniß bewässert [1]). Den Bey von Betlis ernennt der Pascha von Musch, aber die Gewalt ist in der Hand des erblichen Chans der Kurden. Als Bey fand M. Kinneir hier einen Türken, der den Feldzug von Aegypten mitgemacht, und von S. Sidney Smith und anderen englischen Offizieren als von seinen guten Bekannten sprach [2]).

Bargui, nördlich von Wan und acht Farsangen östlich von Ardschisch, mit einem festen von S. Suleiman erneuerten Schlosse [3]).

Ichtimar, auf der Südseite des Sees, eine kleine Insel und Schloß [4]), nicht ferne von Wostan, das eine Tagreise südöstlich von Wan liegt, wo die Ebne endet und das kurdische Gebirge beginnt [5]).

Musch, am Fuße eines Berges, am Beginn der großen Ebne von Musch, die acht Farsangen lang und drey breit, und in einem Drittel der Länge vom Euphrat durchschnitten wird; mit demselben vereinigt sich hier der Fluß Karaßu (der Teleboas Xenophons nach Kinneir, während Rennel den vor Melasgerd vorbeyströmenden Akßu für den Teleboas hält). Die meisten Dörfer dieses kleinen Paschaliks sind von armenischen Christen bewohnt, deren Priester dem Patriarchen von Erserum untergeordnet und sehr unterdrückt sind [6]).

M. Kinneir, der Musch links ließ, kam am See Nasik göl vorbey, den er für den See Arethusa der Alten hält, und dessen Wasser süß [7]), und nach dem Zeugnisse des Dschihannuma außerordentlich fischreich ist. Im Winter friert derselbe ganz und fest zu [8]). Nördlich desselben liegt ein anderer kleiner See, Bu-

---

1) *M. Kinneir's* journey p. 395. 2) p. 390 in einer Note bezweifelt Hr. M. Kinneir den Mord der Gefangenen zu Jaffa, weil mehrere Türken, die er darum gefragt, nichts gewußt. Die Grundlosigkeit dieses Zweifels haben seitdem das von Bourienne, dem Agenten Bonaparte's zu Hamburg, bey einer Tafel laut ausgesprochene Zeugniß, und das, was Bonaparte gegen den englischen Arzt Macleod hierüber selbst äußerte, hinlänglich dargethan. Ueber Betlis s. auch S. Martin S. 103 und Rennel 195. 3) Dschihannuma S. 412. 4) S. 412 und Martin S. 140. 5) Ebend. 417. 6) M. Kinneir 380, Dschihannuma S. 416. S. Martin S. 102. Rennel S. 208, 212. 7) Bey M. Kinneir S. 383 Razook gol. 8) Dschihannuma S. 417.

Banik gol, d. i. der trübe See, von seinem immer trüben und röthlichen Wasser so genannt, nur eine Stunde im Umfange [1]).

Kotur, zwey Stationen östlich von Wan, wird schon zu Tebris gerechnet [2]).

Bajesid (nicht zu verwechseln mit Altâ Bajesid [3]), nördlich von Kotur, wozu die Schlösser Diadin und Chanu gehören, an der nordöstlichsten Gränze der Statthalterschaft gegen Persien gelegen, von wo man den Ararat (Arghitagh) erblickt, wo die Ebene von Tschaldiran beginnt, und wo der Euphrates vier Stunden lang unter der Erde fortläuft [4]).

Tergeri, eine kleine Stadt an einem vom Alatagh fallenden Flusse. [5]).

Meiman, ein Flecken, von sehr fruchtbaren Gärten umgeben [6]).

Charadin, Ain, Sulm, drey große Flecken [7]).

Hakan, ein Distrikt zum Gebiete von Musch gehörig [8]).

Debil, eine alte armenische Residenz, ehemals größer als Erekbil, wo Christen eine öffentliche Kirche haben, auch ehemals wegen Tapeten berühmt, die sich besonders durch schöne rothe Farbe auszeichneten [9]).

Dieser östliche Distrikt des osmanischen Gebiets gegen Choi und Selmas in Aserbeidschan gelegen, der auf den besten Karten bisher eine Carta bianca zur beliebigen Ausfüllung der Zeichner abgegeben, ist der Wohnsitz des kurdischen Stammes Denbeli in der Gegend von Segmanabad, das ehemals zu Choi gehörte. Dieser Stamm heißt auch Denbeli Jahja, und ihre Fürsten Issalubeg, von dem ersten (Issa), der aus Syrien gebürtig, sich im Dienste der persischen Könige hier ansiedelte. Zu seinem Gebiete gehören die Distrikte von Koturdere, Abka, Suleimanserai, Owadschik, dann die gegen Nachdschiwan gelegenen von Alakis, Schurur, die bald persischer, bald osmanischer Herrschaft unterthänig, im letzten Falle manchmal der Statthalterschaft Wan, manchmal der von

---

1) Dschihannuma S. 416 letzte Zeile. 2) Ebend. S. 417. 3) Altâ Bajased lies Alti Bajasid, d. i. das untere Bajasid, zum Unterschiede von jenem oberen liegt am See Nasik Gol. M. Kinneir 382. 4) Dschihannuma zweymal S. 417 und 426. Morier, der in seiner ersten persischen Reise auf dem Rückwege hier durchgekommen, meldet nichts von der merkwürdigen Erscheinung des unterirdischen Laufes des Euphrats, dem künftige Reisende nachfragen müssen. S. Bajasid auch bey Rennel 190, 210. S. Martin 124. 5) Dschihannuma 417 l. Z. 6) Ebend. S. 418. 7) Ebend. 8) Ebend. Diese Stadt ist vermuthlich in der Nähe von Choi und Selmas zu suchen, oder bey den dortigen Christen wenigstens zu erfragen. 9) S. Martin S. 119.

Tschaldir zugeschlagen wurden. Als Murad IV. auf seinem siegreichen Zuge in diese Gegend kam, huldigten ihm die Denbeli, die Bewohner des Distriktes Schurur, und die Pissian, und er verpflanzte die ersten nach Ersendschan, die zweyten nach Terischan, die dritten nach Passin.

Choschab, zwischen Wan, Wustan und Selmas, in einem Winkel, den zwey auf der Südseite zusammenlaufende Berge bilden; der Sitz des kurdischen Stammes Mahmudi. Von diesen zwey hier zusammenstoßenden Bergen strömen zwey Flüsse, die sich unter Choschab auf der Westseite vereinen, gegen NW. dann gegen N. fließen, unter einer steinernen Brücke weg ein wenig östlich von Achtimar in den See von Wan gehen, und das Wasser von Choschab auch Dschemimerahime heißen. Die Bege der Mahmudis üben ihre Herrschaft vom Distrikte des Hakaris bis gegen Albak aus, und derselben unterstehet der Distrikt Karhaikane mit dem Gränzschlosse Tuwane; Sirumeh, das schon zu Maragha gehört; das Schloß Maki, auf dem Gebiete von Nachdschiwan; der Distrikt Ordubad, Mekahi, Aktsche Kalaa und Bargiri. In Choschab liegt Hassanbeg begraben, der erste Beg der Mahmudis, welcher dieselben von der Lehre der Jesidis, der sie ehemals anhingen, zu der rechtgläubigen der Sunnis bekehrte; er stiftete zu Choschab mehrere Moscheen und Akademien [1]).

So wie das Gebiet des Stammes der Mahmudi an der östlichsten Gränze des osmanischen Reichs liegt, so das des noch mächtigeren Stammes der Hakari, welches östlich an die Befehlshaberschaft von Amadia, nördlich an das Sandschak Betlis, südlich an das von Schehrsor gränzt. Der Hauptort dieses Gebiets der Hakaris ist das Schloß Dschulamerk, welches südwestlich von Wostan liegt. Der Distrikt Gos, östlich von Dschulamerk in der Ebene; zwey Flüsse, wovon einer aus diesem Distrikte, der andere von Dschulamerk kommt, vereinigen sich südwestlich des letzten Orts; dieser Fluß durchströmet das gebirgige zum Gebiete der Hakaris gehörige Sandschak Tschil, gehet an den Schlössern Bissutun und Ustun vorbey, und in dem zu Amadia gehörigen Distrikte des Stammes Sibari unter einer steinernen Brücke weg, nimmt südöstlich der Brücke einen von Göskalaa kommenden Fluß, dann in der Nähe von Hazir den vom Sandschak Bajan kommenden Fluß, endlich den von Tirilan und Kestane kommenden großen Fluß auf, und fällt nördlich von Samara in den Tigris. Zu Dschulamerk, das sich mit dem Rücken ans Gebirg lehnt, bestehen mehrere fromme Stiftungen der Fürsten des Stammes Hakari. Nahe von Dschula-

[1]) Dschihannuma S. 419.

merk liegt das Schloß Emir David, und nördlich demselben das von Meks. Oestlich von diesem der Distrikt Göſ, und östlich von diesem, der von Choſchab. Westlich von Meks bis nach Amadia verschiedene andere Schlösser der Hakaris. Albak gegen über von Selmas und demselben nördlich im Gebirge, von Dſchulamerk gerade östlich. Schikak nördlich von Dſchulamerk im Gebirge, von hier geht ein Gebirgsstrom in den See von Wan. Schikak liegt zwischen Meks und Dſchulamerk, näher diesem als jenem. Das Schloß Seril westlich von Dſchulamerk am Winkel eines Bergs, nördlich aber davon Schloß Schirui Biſſutur, zwischen Amadia und Seril, auf der Nordseite des von Dſchulamerk kommenden und in der Nähe hier vorbeygehenden Flusses. Tſchil oder Tſchel, dem Schlosse Biſſutun südlich gegenüber in einem Bergwinkel; der besagte Fluß geht zwischen diesen beyden Bergwinkeln durch.

Das Schloß Diſi, südlich von Tſchil hinter Bergen, selbst auf einem Berg gelegen, östlich von Uſtun und in der Nähe davon. Im Grunde des Bergs ist ein kleiner See, dessen Ablaufer, ein beträchtlicher Strom, westlich von Emir David unter einer Steinbrücke durchgeht, nördlich von dem Schlosse Mir Naßir Beradoſt vorbey, auf der Westseite des Sees von Tebriſ in denselben fällt.

Das Schloß Uſtun, in der Nähe von Rumia, westlich demselben auf einem Berge, an das Gebiet der Sibari gränzend. Das Schloß Helor, nördlich von Amadia und südwestlich von Biſſutun, zwischen drey Bergen so gelegen, daß der Flecken in der Ebne, das Schloß auf dem Berge. Von dem südwestlich gelegenen Berge geht ein Wasser gerade nach der Ebne von Amadia, und fällt in den Chabur. Das Schloß Bajan ist eins der festesten Kurdistans, wie die Schlösser Kurgil, Serijaſli und Amadia; es liegt in der Nähe von Harir südöstlich demselben auf der Ostseite eines kleinen Sees, von dem Damme Derbendi puſcht. Der Abläufer dieses kleinen Sees vereinigt sich mit dem von Belban und Keſtane kommenden Fluß, geht nach den westlichen Ebnen von Durkami und Semanku westlich bey Arbil vorbey, wo er sich mit dem aus dem Gebiete der Sibaris kommenden Flusse nicht fern vom Tigris vereint, und dieser nördlich von Samara fällt. Ober Arbil bildet dieser Fluß eine Insel, welcher gegenüber das Altunköpri.

Aſſiaber, oder auch Agakis genannt, etwas nördlich von Wuſtan.

Karkar und Aſſiakerd, Batur am Saume eines Bergs.

Kisan, östlich von besagten Schlössern in einem Bergwinkel.

Meks, auf der Westseite des genannten Bergs ein wenig SO. von Chaisan; hier fließt ein Fluß vorbey, der unter dem durchlöcherten Felsen (Delikli Kia) in den Fluß von Betlis fällt.

Chaisan oder Chisan, nordwestlich von Betlis, westlich von Kisan auf einem Berge. Zwey hier vom Gebirg fallende Wässer gehen in den Fluß von Meks, und mit demselben in den von Betlis. Das Schloß von Chaisan oder Chisan, ist von Islamiten erbaut worden [1]).

Zum Beschlusse dieser blos aus morgenländischen Quellen zusammen getragenen geographischen Uebersicht von Kurdistan stehe hier, was M. Kinneir und Heude von den Waffen und Pferden der Kurden berichten.

When a koordish chief takes the field, his equipment varies but little from that of the knights in the days of chivalry. His breast is defended by a steel corslet inlaid with gold and silver; whilst a small wooden shield thickly studded with brass nails, is slung over his left shoulder when not in use. His lance is carried by his page or squire, who is also mounted; a carabine is slung across his back, his pistols and dagger are stuck in his girdle, and a light scymitar hangs by his side: attached to the saddle on the right is a small case holding three darts, each about two feet and a half in length; and on the left, at the saddle bow, You perceive a mace, the most deadly of all his weapons: it is two feet and a half in length; sometimes imbossed with gold, at others set with precious stones, and I remember to have seen one in the ancient armoury of Dusden exactly similar to those now used in Koordistaun. The darts have steel points, about six inches long, and a weighty piece of iron or lead at the upper part to give them velocity when thrown by the hand [2]). Constantly armed even in their own houses with pistols, a dagger and a well temperd falchion; — constantly on horseback both men and women ride with equal boldness and dexterity; and few horses in the world can surpass those of Koordistaun, for ascending the steepest heights and galloping down the slope. The Koords are exceedingly fond of hunting the antelope and commonly pursue it at speed over every kind of ground and down the steepest declivity without hesitation or mishap: their horses being in this respect certainly remar-

---

1) Dschihannuma S. 420, 421. 2) *M. Kinneir's* journey p. 390.

kable, that unlike the greater part of the mountain breeds we are acquainted with, they are commonly of larger size, and as beauty full and spirited as they are indefatigable and sure [1]).

VIII. Erserum.

Diese Statthalterschaft gränzt östlich an die von Karß, nördlich an Trabesun und einen Theil Georgiens, westlich an Siwas, südlich an Diarbekr und Wan. Die Sandschake sind: Erserum, Passin, Tortum, Chonos, Karahißar, Mamrewan, Tekman, Keisi, Melasserd, Medschneserd, Aleschkerd, Jsper [2]) dieß sind die zwölf von M. Kinneir in seiner Beschreibung dieses Paschaliks erwähnten Distrikte, die Hauptstadt ist Erserum (das Erze der Byzantiner) auf der Nordseite ein Schneeberg, die vorliegende Ebene, zwanzig englische Meilen im Umfang, mit etwa sechzig Dörfern bedeckt; gegen Süden ist die Stadt durch eine Zitadelle vertheidigt, die Bevölkerung 100,000 Seelen, wovon 15,000 Armenier, 5000 Türken und 2 bis 300 Griechen; vierzig Moscheen wovon vier besonders schön, eine griechische, katholische und armenische Kirche, und in der Nähe der Stadt drey berühmte Klöster. Obst kommt von Achiska, die Luft ist rein, im Winter aber sehr kalt, das Wasser gut, die Einwohner gesund und stark, die Breite 39° 57′, die Länge 50° 57′, fünf gewöhnliche Tagreisen vom schwarzen Meere, neun von Bajasid, dreyzehn von Diarbekr, vier und zwanzig von Ersendschan, sechs und dreyßig von Karß; der Winter beginnt hier schon im August, wo schon Schnee fällt, und vom Oktober bis May liegen bleibt, wo das Thauwetter alle Flüsse austreten macht [3]). Die Häuser sind klein und niedrig, von Erde und sonnengetrockneten Ziegeln gebaut, die Fenster mit Papier statt mit Glas vermacht. Erserum gibt einen vortrefflichen Standpunkt eines Heeres ab durch Ueberfluß an Fütterung, Korn und gute Straßen in der schönen Jahreszeit; die vorzüglichsten Artikel des Handlungsverkehrs mit Konstantinopel, Bagdad und Eriwan sind Leder und Kupfer, Reiß, Seide, Zucker, Baumwolle, Kaffeh und europäische Tücher. Da von hier nur zwey Straßen nach Kurdistan führen, die eine über Palu und Diarbekr, die andere über Betlis und Saard, so wählte Hr. M. Kinneir mit Recht die letzte, als die, welche Xenophon auf seinem Rückzuge betreten haben mußte. Die Pferde

[1]) *Heude's* voyage of the persian gulf and a journey overland p. 209 [2]) Im Kannunname fehlen die zwey letzten, das nur zehn, während das Dschihannuma S. 422 deren dreyzehn, auch Bajasid von Wan dazu rechnet. [3]) *M. Kinneir's* Memoirs 321.

von Erſerum ſind berühmt durch ihre Schönheit und Stärke, auch ſind Kühe, Schafe, Hunde hier von ſtärkerem Schlage denn irgendwo anders, der letzten Wolfshunde mit zottigem Haar ſind ſehr wild [1]).

Von allen Quellen hat die Dſchennetbinari, d. i. die Quelle des Paradieſes genannt, das vortrefflichſte Waſſer; vor dem Thore von Tebriſ ſind herrliche Spaziergänge, und in der Nähe des Wallfahrtsorts von Scheich Abdorrahman bilden die Felſen die Geſtalt eines Drachen, der von dieſem Fahnenträger des Propheten in Stein verwandelt worden ſeyn ſoll. Dieſer Berg eine halbe Stunde ſüdweſtlich von Erſerum gelegen, heißt Egerlitagh, d. i. der Sattelberg, und auf dem Gipfel deſſelben zeigt man das Rieſengrab Balaam's B. Baur's eines Enaksſohns, den die orientaliſche Sage mit Moſes ſtreiten läßt. Ewlia will hier eine Art von Schlammquell geſehen haben. Die vorzüglichſten Moſcheen in der Stadt ſind die alte, die Lale Muſtafapaſcha's im Style der konſtantinopolitaniſchen vom Baumeiſter Sinan erbaut, an welcher der hernach durch ſeine theologiſche Streitigkeiten unter Mohammed IV. ſo berühmt gewordene Wani Efendi als Prediger angeſtellt war; die Moſchee Dſchafer Efendi's, außer dem Thor von Erſeudſchan; die Moſchee Kuredſchi Mohammed Paſchas außer dem Thore von Tebriſ am Rande des Gartens. Grabſtätten berühmter Männer zu Erſerum ſind: die des Scheich Ebu Iſhak Karſuni, inner dem Thore von Tebriſ, zu ſeinen Füßen ruht Muteſapaſcha, der nach ſiebenmonatlicher Vertheidigung Eriwans von Huſſein Abaſapaſcha hingerichtet ward; gegenüber dem Serai des Paſcha zeigte man dem Reiſenden Ewlia unter einem Gewölbe das Grabmal des Prinzen Sultan Kaſſim, und das ſeines Vaters Mahmud, aber nicht des Gaſnewiden, wie er meint, ſammt dem Grabe des frommen Mannes Külchanidede. An dem Thore von Erſendſchan ober der Quelle das Grab Dſchanpuladſade Muſtafapaſcha's, den der Großweſir Jaßi Tabani Mohammedpaſcha unſchuldig hinrichten ließ. Die ſchönſten Spaziergänge ſind die von Dſcherid meidani, Baſarbaſchi Degirmeni, Gümiſchli Kunbed meidani, Umidum koji Kuredſchi Meidani, Abdorrahman Tekijeſſi [2]).

Kumach, am Euphrat, eine Tagreiſe von Erſendſchan, worin ſich der Namen der alten Landſchaft Gumathena [3]) erhalten

---

1) *M. Kinneir's* journey 365, ſiehe auch *S. Martin* 65. 2) Ewlias Reiſebeſchreibung zweyter Theil. 3) *Ammianus Marcellinus* XVIII. 10.

hat; die Wachtelzüge, die sich hier im Frühjahre einfinden, gewähren den Einwohnern die größten Leckerbissen. Die dazu gehörigen Distrikte sind Kuritschai, Wadi Ranik, Urla, wo die Silberminen (Gumischchane), wovon Dupré [1]) bey Gelegenheit der Minen von Argena Nachricht gegeben, drey Tage von Karahißar entfernt [2]). Gumach ist eine der festesten Gränzstädte des osmanischen Reichs, und Ewlia stellt dieselben den Festungen Wan, Diarbekr, Mardin, Schabinkarahißar, Afiunkarahißar, Ermenak, Merkab, Hassankelaa, Maku, Erdenuh zur Seite, und rühmt sie vorzüglich ihrer Leinwand zu Zelten wegen, daher das Sprichwort: Kumachun besi, Ersendschanun kusi, Baiburdunkisi, d. i. Leinwand von Kumach, Schafe von Ersendschan und Mädchen von Baiburd; beym Dorfe Mubarek sind schöne Grotten mit Wasser, das im Sommer kalt wie Eis; das Flüßchen, das hier unter Kaßran in den Euphrat fällt, heißt Mansarßuji, vom gleichnamigen Berge; am Berge Kepan, an dessen Fuß das Schloß, heißt ein Felsen Ali Kiasi (auch Kirli Kia), weil hier Ali ausgeruht haben soll.

Ersendschan, vierzig Farsangen von Erserum, in der Nähe eine Grotte mit versteinerndem Wasser, die oft durch Erdbeben zusammen gestürzten Mauern erneute Alaeddin Keikobad der Seldschugide [3]); ehemals wie die Stadt berühmt durch den Kultus der Anahid, deren Altäre der heilige Gregorius, der erste armenische Patriarch, umstürzte; die alte Stadt lag auf dem Gipfel eines Hügels am Zusammenflusse des Kail mit dem Euphrat; die Göttin Mane, welche in dem nahe bey Ersendschan gelegenen Dorfe Thilu verehrt ward, war allem Anscheine nach auch keine andere als die Anahid. Für den echt persischen Kultus derselben spricht auch der Umstand, daß dieselbe in dieser Gegend zugleich mit Ormusd verehrt ward [4]), der seinen Tempel zu Wani oder Gumach hatte, wo auch die Gräber der armenischen Könige waren; auch Mithras hatte zu Pakarhidsch (im Distrikte von Terdschan) seinen Tempel, den der heilige Gregor so wie den des Ormusd und der Anaitis zerstörte [5]). Ersendschan ist eine der drey Städte, welche den Vornamen Ersen führen, die beyden anderen sind Ersenrum (Erserum) und Ersen Achlath. Diese Stadt war die Residenz Kara Jusufs, des Fürsten der Dynastie Kara Kojunli, welcher mit Ahmed Dschelair von Bagdad zu Sultan Jildirim Bajasid vor Timur flüchtete. Hier ist ein großes Kloster der Mewlewi

[1]) *Dupré* voyage I. p. 60. [2]) *M. Kinneir's* journey p. 349. [3]) Dschihannuma S. 423. [4]) S. Martin p. 71. [5]) Ebend. S. 74.

wo der Mesnewi von der Hand Dschelaleddin Rumi's geschrieben gezeigt wird, dann die Städte Chisers im Kloster der Begtaschi. Ersendschan ist berühmt durch seine Birnen, frisch und getrocknet, durch seine schwarze, weiße und gelbe Maulbeere [1]).

Baiburd, nordwestlich von Erserum, südöstlich von Trabesun. Der Fluß Nehr Dschui, auch Nehr Tschorak genannt, geht durch diese Stadt, auf welchem Holz von dem zwey Tage entlegenen Gebirge bis zur Stadt geschwemmt wird; der Fluß wendet sich gegen Trabesun [2]), bey den Byzantinern heißt sie *Βαϊβερδων* und *Ηαιπερτε* [3]); bey M. Kinneir Byaboot (verhört der Aussprache nach); sie liegt in gleicher Entfernung von Erserum und Ersendschan [4]); den Fluß Tschorak nennt St. Martin Djorokh und M. Kinneir Tchora; derselbe macht die Gränze zwischen Trabesun und Guria, derselbe entspringt aus dem Gebirgen Koptag (der Scydisses der Alten nach M. Kinneir [5]). Dieses Gebirge ist die erste der vier von Baiburd aus hintereinander aufsteigenden Bergketten; und alle in der ersten entspringenden Flüsse gehen wie der Tschorak dem schwarzen Meere zu; den Namen der zweyten nennt M. Kinneir nicht, die dritte ist der Keppantagh, dessen oben bey Kumach Erwähnung geschehen, und die vierte (der Kalikala bey Erserum) läuft gegen den See von Wan zu [6]). Die Stadt Baiburd zählt nach Tancoigne (der ebenfalls wie M. Kinneir die Aussage verhörend Baiboud schreibt [7]) drey bis viertausend Einwohner.

Tekman, in der Nähe von Erserum, nordöstlich zwischen zwey Bergen, ein Schloß mit einigen Seen. In der Nähe von Erserum ist auch Ilidsche, das alte Elegia Armeniens, mit dem mesopotamischen nicht zu verwechseln; die warmen Bäder, welche auf türkisch Ilidsche heißen, sind ihrer Heilsamkeit wegen berühmt [8]).

Kowanis, ein Schloß an einem kleinen Flüßchen.

Karahißar, zwischen Erserum und Tokat, heißt auch Schabin Karahißar, zum Unterschiede des Afiun karahißar von Deweli Karahißar, von Adalia karahißar und Wan karahißar; den Beynamen Schabin hat dasselbe von den nahe gelegenen Alaunminen [9]), eine starke Festung.

---

1) Ewlia. 2) Dschihannuma S. 424. 3) S. Martin p. 70. 4) *M. Kinneir's* journey p. 355. 5) Ebend. 357. 6) Ebend. S. 358. 7) *Tancoigne* lettres sur la *Perse* II. p. 189. Morier in seiner ersten Reise S. 331 schreibt richtiger Baibort. 8) *M. Kinneir's* journey p. 361. *Morier's* first journey p. 326. 9) Ewlia und Dschihannuma S. 424. l. B.

Kyjumlikisar, östlich von Tokat und Siwas auf dem Wege nach Erserum.

Nigisſar, nicht mit der gleichnamigen anatolischen Stadt (Neocäsarea) zu verwechseln, ein Bergschloß, nur durch einen Fußpfad zugänglich [1]).

Gulkid, ein Distrikt von hundert Dörfern auf der Straße von Erserum nach Siwas, drey Stationen von der letzten Stadt entfernt, von turkomanischen Stämmen bewohnt [2]).

Die von Erserum südlich liegenden Sandschake und Oerter sind:

Chunus oder Chinis am Saume der berühmten Alpen von Bingöl, d. i. der tausend Seen, in einem Felsenkessel, in dessen Mitte das Schloß von Chunus auf einem Hügel steht; östlich fließt ein kleines Flüßchen, das auf der Südseite durch eine mit eisernem Gitter vermachte Felsenspalte ausströmt. Die Bewohner sind Kurden des Stammes Bessian, die besonders schöne Pferde nähren [3]). Der Sitz der Chaoi Xenophons [4]), und später der Sonnenanbeter Schemsi [5]), welche oben bey Mardin vorgekommen sind. Noch hat kein europäischer Reisender als M. Kinneir diesen nach der Beschreibung des Dschihannuma äußerst sehenswerthen Felsenkessel betreten. In der Nähe sind die Alpen von Bingöl, Ssuschehr, Dschebeli Scherefeddin mit Salzquellen, aus denen weißes und rothes Salz erzeugt wird [6]).

Mamerwan, auch Mamrewan, ein Schloß und Sitz eines Sandschaksbegs, nordöstlich von Chunus. Von hier geht man nach Olti [7]).

Keifi, südlich von Erserum am Gebirg, wo eine Mine von Steinkugeln für Kanonen. Die Einwohner Kurden aus dem Stamme Bessian.

Kirotschan, von demselben Stamme bewohnt, es wachsen hier viele Johannesbeeren (Ribas, daher Riebeseln) [8]).

Melasskerd, eine kleine Stadt aus schwarzem Stein; es liegt nördlich von Achlath, der Murad, ein Arm des Euphrat, fließt hier vorbey; westlich ist das Gebirge Sihan; die Einwohner schwarze Kurden, aus dem Stamme Batrik [9]). Bey den Byzantinern kommt diese Stadt als Μαρτζικιερτ, Μαζικερτ und Μαυζικιερτ vor [10]).

---

1) Dschihannuma S. 424. 2) Ebend. S. 425. 3) Ebend. S. 425 und 426. 4) Rennel S. 212, 213, 214, 218. *M. Kinneir's journey* 372. 5) S. Martin S. 106. 6) Dschihannuma S. 426. 7) Ebend. 425 u. f. 8) Ebend. 426. 9) Ebend. 10) S. Martin S. 105.

Alaschkerd, auf armenisch Vagereschagerd, nicht ferne von Bajasid [1]).

Medschnekerd, nördlich von Melaskerd, östlich von Ani der alten Hauptstadt Armeniens [2]).

Südwestlich von Erserum gegen den Zusammenfluß des Murad mit dem andern Arme des Euphrates ist die Stätte von Aschdisad oder der Opferstadt (so genannt wegen der Menge ihrer Tempel) zu suchen, wo das berühmte Kloster der neun Quellen Innagnean oder Garabied stand [3]). In dieser Gegend war die, wegen ihrer Verehrung der Anahid so berühmte Landschaft Aclisene (armenisch Eghegheths), auch Drenene (Terdschan), mit der Comana aurea [4]) nicht ferne von Erserum, so daß es wohl zu Kumach zu suchen seyn dürfte.

Das Sandschak von Medschnekerd heißt auch das untere Passin, zum Unterschiede des oberen oder eigentlichen Passin, dessen Gebiet sich von Hassan Kalaa bis an die berühmte Brücke Tschoban Köpri erstreckt [5]). Hier ist das Gebirge Kußtaghi oder Busdschetag, d. i. Gletscher, zwischen Passin und Kaghseman eine alte nördlich des Arares gelegene Festung [6]). Dieses Gebirge erstreckt sich von Osten gegen Westen, und die südöstlich streichende Kette heißt Kisildsche tagh; zwischen beyden eine weite Ebne und zunächst der Berg Aktag, an dessen Fuß der Arares vorbeygeht, nicht zu verwechseln mit dem Alatagh [7]) der, südlich von Hassankalaa gelegen, die Quelle des Euphrat enthält.

Isper, zwey Tagereisen nordöstlich von Erserum, der hier von Gärten umsäumte Fluß (an Dschorak) kommt von Baiburd, und geht ins schwarze Meer. Die von hier gegen das schwarze Meer hin liegenden Dörfer sind von Griechen bewohnt, und es wird dort vieler wilder Honig (Delidsche bal) von Waldbäumen gesammelt, dann mit Schmette in Fässer verpackt und als Wintervorrath aufbewahrt [8]). S. Martin hält diese Stadt wahrscheinlich für das Hyspiratis Strabo's, und das Syspiritis Konstantins des Porphyrogeneten [9])

Tortum, nördlich von Erserum zwey Tagereisen entlegen, eine kleine Stadt in einem Thale, mit einer Schwefelmine in der Nähe; das Wasser dieses Thales fließt nach dem nördlich von Tortum

---

1) S. Martin S. 124. 2) Ebend. 109. 3) Ebend. 101. 4) Ebend. S. 45. 5) Dschihannuma S. 425. 6) S. Martin S. 116. 7) Dschihannuma 425. 8) Ebend. Der Name des wilden Honigs Delidsche bal heißt wörtlich närrischer Honig, und gibt Zeugniß für die von Xenophon erzählte bekannte Geschichte der Schädlichkeit dieses Honigs. 9) S. Martin S. 69.

gelegenen Distrikte von Aktschekalaa [1]), dieß ist nach allem Anschein das Askala M. Kinneirs [2]), welcher es für das alte Brepus hält.

Hassankalaa (das alte Theodosiopolis), eine halbe Station östlich von Erserum, mit den Distrikten Kaßni, Guni Inek, Tschitschekrek [3]); sie liegt rund um einen Berg, auf dem ein Hügel mit merkwürdigen alten Mauern steht. Die Brücke mit zwey Bogen, welche Morier hier (ohne davon besonderes Aufheben zu machen) passirte [4]), scheint die von Ewlia ihrer Bauart wegen so oft gerühmte Tschobanköprissi (Hirtenbrücke) bey Hassankalaa zu seyn [5]).

Da die eigentliche Quelle des Euphrates sich im Sandschake von Erserum, wie jene des Tigris im Sandschake Diarbekr befindet, so wollen wir hier diesen merkwürdigen Fluß eben so wie oben den Tigris von seinen Quellen bis zu seiner Mündung, nach den Angaben der europäischen Reisenden und asiatischen Erdbeschreiber verfolgen. Der Euphrat hat wie der Tigris zwey Hauptarme, deren einer bey Erserum in dem von Hassankalaa südlich gelegenen Berge Alatag entspringt. Dieser ist der Abos des Strabo [6]), der sich gegen den Ararat hin dehnt, welcher beym Strabo einmal *Niβapos* [7]) und einmal *Iμβapos* heißt [8]). Bald nach seinem Ursprunge trennt sich der Strom vierfach bey der Furth Tscharmur, geht unter der großen steinernen Brücke Dschudamin schah weg, nimmt das Wasser von Melasferd auf, und vereinigt sich ein wenig ober Keban mit dem südlichen Arme Murad (aus dem alten Omiras verstümelt) [9]). Wenn als die Hauptquelle eines aus mehreren Armen zusammenströmenden Flusses gewöhnlich diejenige als die Urquelle zu betrachten ist, welche den Namen des Stromes schon am Urborne trägt, so findet sich, daß von den beyden Hauptarmen des Tigris (dem westlichen und östlichen) jener der eigentliche Hauptstrom ist, weil er schon an der Quelle (bey Diarbekr) den Namen Schatt trägt, den er dann bis zu seiner Mündung behält, während der andere Hauptarm nur der Strom von Betlis oder Chabur heißt; beym Euphrat aber, der aus einem nördlichen und südlichen Hauptarme zusammenströmt, ist jener der wahre, weil er schon an seiner Quelle Frat, d. i. Euphrates heißt, während der südliche die Benennung des Muradflusses trägt. Dieser entspringt aus den Alpen von Bingöl, nimmt zuerst den kleinen Fluß Bingöl [10])

[1]) Dschihannuma 426. [2]) *M. Kinneir's* journey S. 359. [3]) Dschihannuma S. 425. [4]) *Morier's* first journey S. 317. [5]) *M. Rennel Koban Köprissi* S. 225, 232. [6]) Strabo l. XI. (XIII. §. 3). [7]) Ebend. [8]) Ebend. §. 14. [9]) *M. Kinneir's* Memoir p. 8. [10]) *M. Kinneir's* journey 374.

dann in der Ebne von Musch den Karaßu auf, geht bey Gendsch, Tschabaktschur und Palu vorbey, und vereinigt sich bey Rischwan mit dem Euphrat, der aus der Nordseite des Taurus (hier Kalikala) oder Alatagh genannt, bey Terdschan, Ersendschan, Kumach, Kuritschai, Egin und Rischwan vorbey geht, und sich dann mit dem Murad vereinigt [1]).

Nachdem sich nun der nördliche Arm (Frat) und der südliche (Murad) ober dem Antitaurus vereinigt haben [2]), geht der vereinigte Strom bey Hekim Chani vorbey, und nimmt bey der Ueberfuhr von Nuschar den von Malatia kommenden Fluß Kirkgetschid, d. i. die vierzig Furthen, weiters die Wasser von Samosat, Dar Rum (Zeugma), Biredschik (Birtha), Rakka, Nicephorium (Roha), Edessa und den Chabur (Araxes) auf, geht bey Deir, Rahba, Makami Ali, Hamassa vorbey, wo er das rothe Gebirg (Dschebeli Hamra) von der Wüste herüber nach Mesopotamien auf Tekrit zu, durchschneidet. Von den Ufern desselben gehen dann verschiedene Kanäle aus, als der von Sultan Suleiman zu Kerbela gegrabene, gegen Westen, und der von Akarkuf gegen Osten; er fließt bey Helle vorbey und begegnet nun den vom Tigris herübergeleiteten Kanälen, dem Nehrmelek oder Schahi, denen von Rumahije und Semawat, bis er sich mit dem Tigris im Sandschake Dschiwaser zu Korna vereint.

Von Seen ist der von Ersen (der Thospia der Alten) merkwürdig, nur drey Stunden im Umkreise [3]).

Die Gebirge, deren Namen schon oben verschiedentlich vorgekommen, sind hier zusammengestellt die folgenden:

Der Alatag, südlich von Hassankalaa, wo die Quelle des Euphrates ist [4]).

Aktag, an dessen einer Seite der Araxes vorbeygeht [5]).

Kurstagh, zwischen Passin und Kagseman [6]) von Osten gegen Westen laufend, südöstlich vom selben liegt der Kisildschetag [7]) und der ebenfalls von Osten gegen Westen streichende Bosdschetag (eine Kette des Abos Strabo's) [8]).

Bingöltagi, die Alpen bey Chinis oder Chunis [9]).

Hamurtagh, die Ebne wo der Murad fließt begränzend [10]).

Sibantag, das Schneegebirge auf der Nordseite des Sees von Wan [11]).

---

1) Rennel macht den Akpa d. i. den weißen Fluß, zu dem von Melasland zum Telebvos, Kinneir aber den schwarzen oder Karaßu. 2) Dschihannuma S. 427. 3) Ebend. S. 426. Rennel S. 210, 212, 217. 4) Dschihannuma S. 425. 5) Ebend. 6) Ebend. 7) Ebend. 8) Ebend. S. 426. 9) Ebend. S. 425. 10) *M. Kinneir's* journey S. 374. 11) Ebend. 384.

Nimrodtag, auf der Westseite des Sees der Niphates [1]).
Hateraſch, auf der Südseite des Sees [2]).
Kuttag, die erste Gebirgreihe vom schwarzen Meer gegen Erserum [3]).
Koraſchtagh, südlich von Gumiſchchane [4]).
Coptagh, der Seydiſſes zwiſchen Baiburd und Erserum [5]).
Kebantag, begränzt die Ebne von Erserum nordöstlich [6]).

IX. Die Statthalterſchaft Karß.

Gränzt nördlich und östlich an Tſchaldir und Achiska, westlich und südlich an die von Erserum, und hat nur sechs Sandschake: Karß, Erdehan, Chodſchewan, Saruſchan, Kagſeman, Ketſchwan [7]).

Karß, bey Konstantin dem Porphyrogeneten *Kaps*, war die Residenz der Pagratiden, und lag in der armenischen Provinz Venant [8]), früher hieß die Landschaft Chorzene. So wie es drey Erſen im osmanischen Reiche gibt (Erſenrum, Erſendſchan, Erſen Achlath) und drey Karahißar, so auch drey Karß, nämlich: nebst dieser Gränzfestung (Dudeman Karß) noch Karataſchlik Karß im Sandschak Selefka und Meraaſchman Karß; es wurde von Timur verheert, von S. Murad III. neu befestigt, und dem zum Angedenken über das Kiblathor der unteren Vorstadt eine Steintafel gesetzt. In der größten Moschee, von Lalapaſcha erbaut, ruht der Scheich Haſſan Charkati, im Rufe der Heiligkeit; die Moschee Suleiman Efendis war ehemals eine Kirche so wie die Huſſein Kiaja's; die Moschee Behrampaſcha's, Katalakdſchiſade's, Beiramtſchelebis und Emir Juſſufpaſcha's sind die beträchtlichsten [9]).
Erdehan, nordöstlich von Erserum, fünf Tagereisen entfernt, ein befestigtes Schloß in einer waldigen Gegend [10]).
Kagſeman, zwischen Karß und Paſſin am Fuß eines Berges, dem ein anderer gegenüber liegt; westlich davon fließt der Aras unter der Tſchobankôpriſi (Hirtenbrücke) weg [11]).
Ketſchwan, auch Ketſchiwani Dudeman, kommt schon in den alten Geschichten Pischens und Efrasiabs als ein festes Schloß vor [12]).
Barduſ, ein Schloß von Kerimeddin Chatun, der

---

1) *M. Kinneir's* Journey S. 384. 2) Ebend. 3) Ebend. 4) Ebend. S. 345. 5) Ebend. 348. 6) Ebend. 357, 358. 7) Dſchihannuma 407. 8) S. Martin p. 110. 9) Ewlia II. 10) Dſchihannuma 407. 11) Ebend. 408. 12) Ewlia II.

Tochter Aſeddin's, des Herrſchers der Familie Akkojunli erbaut, wie Ewlia dieß von der Inſchrifttafel ober dem Thore las [1]).

Mogasberd, ein Gränzſchloß gegen Perſien am Arpatſchai (Harpaſus), der ſechs Stunden davon in den Araxes fließt [2]).

Utſch kilise, d. i. Dreykirchen, ein armeniſches Kloſter, nicht zu verwechſeln mit dem bey Erivan gelegenen Sitze des Patriarchen Etſchmiazin [3]).

Ani, die alte armeniſche Hauptſtadt am Zuſammenfluſſe zweyer Flüßchen, deren armeniſche Namen Achurean und Rah heißen, und die ein wenig unterhalb in den Araxes fallen [4]).

Das Gebirge um Dreykirchen heißt Soghan jailasi, d. i. die Zwiebelalpe, und ſüdöſtlich demſelben liegt der Berg Arghi (der Ararat [5]).

X. Die Statthalterſchaft Tſchaldir.

Nördlich der vorigen an Georgien, d. i. an das ruſſiſche Gebiet gränzend. Sandſchake: Erdenuh, Erdehan, welches das große heißt zum Unterſchied des in der vorigen Statthalterſchaft gelegenen kleinen, Tſchaldir, ehe der Hauptſitz (heute Achiska), Hadſchrek, Poſtchu, Chartob, Petekrek, Olti, Taresker, Penek; in dieſen zehn ſtimmen das Kanunname und Dſchihannuma überein, nicht aber in den folgenden fünf, welche das Kanunname (Ori, Oſtchu, Chaklik, Chatla, Sepen, das Dſchihannuma) Schuſchad, Gole, Lewane, Achil, Gilk nennt [6]).

Die Stadt Achiska, merkwürdig durch viele alte islamitiſche Gräber, liegt nordöſtlich von Karß zwiſchen Lori und Kori (ſo heißen zwey Schlöſſer und zwey Flüſſe), der erſte fließt zwiſchen Karß und Achiska, der Kori geht auf der Nordſeite in der Richtung nach Tiflis, der Lori am gleichnamigen Schloſſe vorbey. Südlich von demſelben iſt ein großer Diſtrikt auf einer Seite von dieſem Fluſſe, auf der anderen vom Tihwei begränzt [7]).

Aſghur, am Kori (Cyrus) auf einem hohen Felſen, an der Mündung einer Schlucht [8]).

Achilgilk, d. i. auf georgianiſch (nach dem Dſchihannuma) Weißenburg, nordöſtlich von Erſerum, auf der Südweſtſeite von Kori, das fünf Tagreiſen davon entfernt liegt [9]).

---

[1]) Ewlia II. [2]) Derſelbe. [3]) Derſelbe und Dſchihannuma 408.
[4]) S. Martin p. 111. [5]) Dſchihannuma 408. [6]) Ebend.
[7]) Ebend. 409. [8]) Ebend. [9]) Ebend.

Erdenudsch, auf einem hohen Berge; ein in den Felsen gehauener Weg führt hinauf, den man mit vieler Beschwerlichkeit nur zu Fuß erklimmt; gegenüber liegt ein anderer Berg; dieser Ort scheint derselbe zu seyn mit dem Ἀδρανυτζη des Konstantinus Porphyrogenitus [1]). Ein Theil dieser Statthalterschaft, welcher das türkische Georgien ausmacht, hat schon mehrere Gränzstreitigkeiten zwischen den Osmanen und den Russen, welche die Herren des übrigen Georgiens sind, veranlaßt.

XI. Die Statthalterschaft Trebisun oder Trabesun.

Gränzt nördlich an das schwarze Meer, südlich an die Statthalterschaft von Erserum, westlich an die von Tschaldir und östlich an die von Siwas; sie hat nur drey Sandschake: Trabesun, Gonia und Batum.

Trabesun, der Sitz des trapesuntischen Kaiserthums der Komnenen, eine sowohl durch ihre Gebäude als Bewohner und Naturprodukte merkwürdige Stadt; sie ist mit doppelter Mauer umfangen, und von einem festen Schlosse vertheidigt; die Namen der Thore geben Hadschi Chalfa und Ewlia sehr umständlich an. Ober dem von Erserum ist eine griechische Inschrift, die M. Kinneir nicht abschreiben konnte [2]). Die merkwürdigsten Moscheen sind Chatunije, am Grabe der Mutter S. Selims auf der Westseite außer dem Thore Sagenos erbaut; die Moschee Suleiman Begs am Kürbisplatz (Kabak meidani); Aja Sofia, ehemals eine byzantinische Kirche, mit schönen Säulen, welche M. Kinneir beschreibt; die Moschee Ertoghdi begs, ebenfalls eine alte Kirche; in der Moschee des mittleren Theils der Stadt (Ortahißar) preiset Ewlia vorzüglich die künstliche Schnitzarbeit (aus Holz) der kaiserlichen Emporkirche; die Moschee Iskenderpascha's am Platze der Ungläubigen (Kafir meidani) woran auch ein Kollegium wie an der Moschee Chatunije und die Mohammeds II. in Ortahißar. Die Einwohner wurden von alter Zeit her in sieben Klassen eingetheilt; 1) die Beamten und Edlen, 2) die Scheiche und Gesetzgelehrten, 3) die Kaufleute, 4) die Handwerker, 5) die Schiffleute, 6) die Gärtner, 7) die Fischer; unter allen Künstlern zeichneten sich zu Trabesun von jeher die Goldschmiede aus, und man darf hierin dem Lobe Ewlia's, dessen Vater ein Goldschmied war, trauen. Um die Stadt wohnen die Lesger, welche hier gemeiniglich Lasen heißen, und Trabesun als ihre Hauptstadt ansehen; ihr Sitz ist ein Gebirge, das sich unter dem Namen Kai-

1) S. Martin S. 77. 2) *M. Kinneir's* journey p. 338. 3) *M. Kinneir's* journey 337.

tek, Elsen und Alburs bis nach Derbend hinzieht; das Gebirge auf der West- und Südseite von Trabesun heißt Tschini, und unmittelbar hinter Trabesun auch Bostagh, d. i. Eis- oder Schneeberg. In diesen Gebirgen wohnen Lesger, Georgier, Mingrelier, Tscherkassen und Abasen, von denen Ewlia die folgenden Stämme nennt: Dschadschler, Arelan, Tschandalar, die großen und der kleinen Ketschler, Artlar, Kamischlar, Sudscheler, Bosuruk, Kotaßi, Aschisli, Jokarulü, Dschembe, Sorekßu. Von den Erzeugnissen werden besonders die herrlichen Früchte gerühmt: die Birnen von Trabesun, nicht minder berühmt als die Aepfel von Sinope und die Kirschen von Cerasus, sie heißen Begarmudi, Fürstenbirnen und Gülabi armudi, d. i. Rosenwasserbirnen; die Trauben Dilgu usumi, d. i. Fuchstrauben, die Feigen, Granaten, Orangen, und eine kirschenähnliche Frucht Karajemisch, welche nirgends als zu Trabesun wachsen, und sehr schmackhaft seyn soll [1]).

Das Meer ist hier nicht weniger fruchtbar an vortrefflichen Fischen als das Erdreich an guten Früchten, die besten sind: Merle balighi (mairlue?), Mesgir balighi? Kalkan balighi (Rombo), und der kleine Fisch Chamsin balighi, welcher während den funfzig Sommertagen gefangen wird, und womit die Einwohner von Trabesun scherzhaft aufgezogen werden, weil sie denselben für den größten Leckerbissen halten [2]); weiters: Lorek balighi, Kefal balighi, Teker balighi [3]). Der Spaziergang von Trabesun ist der Kürbisplatz vor dem Thore Sagenos; das Flüßchen, welches rechts von Trabesun in das Meer fällt, heißt Choschoghlan, und entspringt auf der südlichen Seite des zu Erserum gehörigen Distriktes Kerkide, auf dem Berge Jailak mesdschidi, d. i. Alpenmoschee, wo ein Fürst aus der Familie Tschoban ein Schloß mit dem Namen Choschoghlan baute; die Einwohner Trabesuns heißen diesen Berg Agadschbasch, und man geht über denselben auf dem Wege von Trabesun nach Baiburd. Das nächstgelegene Gebirg (die Montes Colchici Rennels) erstreckt sich funfzig Farsangen in die Länge [4]), dieses sind die Montes moschici der Alten, und der Thekes Xenophons ist ein Theil derselben; vermuthlich ist Thekes nichts anders als der allgemeine tatarische Namen für Berg, nämlich Tagh [5]). Außer dem bey der Stadt ins Meer fließenden Choschoghlan durchströ-

---

[1]) Dschihannuma S. 431 erste Zeile. Ewlia II. [2]) Dschihannuma S. 431. [3]) Ewlia II. [4]) Dschihannuma S. 431 und Rennel p. 247. [5]) *Rennel* p. 244.

men diese Statthalterschaft noch die Flüsse: Surmene, Uf, Rise, Atene auch Suukßu, d. i. Kaltwasser genannt, welche bey den gleichnamigen Orten sich ins schwarze Meer ergießen, und der Phasis [1]).

Rise liegt zwischen Trabesun und Gunie, durch seine Leinwand berühmt.

Gunie, an der Gränze Georgiens, wo Mingrelier und Gurielier sitzen.

Der Tschorak (der Asparus oder Bathys [2]) der Alten) fließt hier ins Meer. Distrikte dieses Sandschaks sind: Atena, Archawi, Sumla, Wiha. Früchte gedeihen hier im Ueberfluß [3]).

Das Sandschak Batum in der Nähe von Guriel.

Tancoigne, der auf seinem Rückwege aus Persien von Baiburd über Schebinchane und Jaila nach Trabesun kam, gibt die Bevölkerung dieser Stadt auf 25,000 Seelen, Kinneir auf 15,000 an [4]), worunter nur wenige Griechen und Armenier. Die Schiffe landen auf der Rhede von Platana, drey Lieues westlich von der Stadt, deren Ufer keine Sicherheit wider die Nordwinde gewährt. Der sehr lebhafte Handel Trabesuns besteht in Schiffsbauholz, Pelzwerk und Kupfer, das von Erserum hieher kömmt; in den Schlössern, deren Eingang aber den Fremden untersagt ist, sollen sich viele Alterthümer des Mittelalters befinden [5]).

XII. Die Statthalterschaft Siwas.

Wir sind in der Ordnung der Statthalterschaften von Baßra nach Siwas, d. i. in der Richtung von Süden gegen Norden, von dem Ufer des persischen Meerbusens bis an das des schwarzen Meeres gekommen, und steigen nun in umgekehrter Ordnung von dem Gestade des Eurins bis an das des ciliciſchen Meeres hinunter, so daß nun die Statthalterschaft Siwas folgt, welche nördlich von einem Theile des eigentlichen Anatoliens, südlich von Meraasch und Karaman, östlich von Diarbekr, westlich abermal von Karaman begränzt wird. Sie hat sieben Sandschake: Siwas, Amasia, Bosuk, Dschanik, Tschorum, Diwrigi und Arabgir [6]) und nicht weniger als siebenzehn Schlösser.

Siwas, von Alaeddin Keikobad dem Seldschugiden erbaut,

---

[1]) Dschihannuma S. 431. [2]) Rennel S. 246. [3]) Dschihannuma S. 43. [4]) *M. Kinneir's* journey p. 342. [5]) *Tancoigne* lettres sur la *Perse* p. 230. [6]) Dschihannuma S. 624, im Kannunname fehlen Dschanik und Arabgir.

und von Timur verheert [1]); eine beträchtliche aber ſchmutzige und kleinlich gebaute Stadt auf der Nordſeite eines fruchtbaren Thals, das ſchöne Pferde zieht, funfzehn Fuß hoch, ſtark, muthig, vortrefflich zum Felddienſt [2]), das alte Sebaſte [3]).

Ortokabad, zwiſchen Siwas und Tokat, gehörte ehemals dem Fürſten der Familie [4]) Ortok; in der Ebne liegt das von Moslimen und Chriſten bewohnte Dorf Mules, und man paſſirt von Siwas nach Tokat eine große Brücke [5]).

Tokat, in einer Bergſchlucht von rother Erde gelegen, auf einem Hügel [6]), auf dem Abhang dreyer Hügel, deren Fuß zuſammenläuft [7]), 20000 Häuſer und 100000 Einwohner; die Stadt iſt vorzüglich durch ihre Kupferſchmiede berühmt, indem das in dem Bergwerke zu Keban, achtzehn Tage von Tokat, erzeugte Kupfer hier in 300 Schmieden verarbeitet wird, und dann von hier in die ganze Türkey geht [8]); ſie iſt das alte Eudocia am Iris [9]), oder auch Jeſchilirmak, d. i. der grüne Fluß, zum Gegenſatze des Kiſilirmak, d. i. des rothen Fluſſes (der Halys) [10]), bey Morier Toſan Irmagi.

Terhal, auch Keſchan Kalaaſſi, fünf Stunden weſtlich von Tokat, und drey nördlich von Sile, in einer Ebne, durch welche der Fluß von Kodſchhißar fließt [11]). Dieſes Dorf iſt auf einem vereinzelten Felſen gebaut [12]).

Sile, ſüdweſtlich von Tokat, das Zela Strabo's, wo der Tempel; ſie lag auf einem künſtlichen Hügel (der Wall der Semiramis, desgleichen auch zu Tyme und Melitene vorkommt); berühmt durch den Kultus der Anaitis und den Sieg Cäſar's, Veni vidi vici [13]).

Nigiſſar (Neocäſarea) [14]), eine Tagreiſe weſtlich von Tokat am Saume des Gebirgs, hat Ueberfluß an Früchten; hinter dem Gebirge von Nigiſſar beginnt das Gebiet Dſchanik, das Land der alten Τζανοι, das unſeres Wiſſens noch kein Geograph darin erkannt hat. Daſſelbe gränzt öſtlich an Trabiſun, weſtlich an Caſtemuni, nördlich an das ſchwarze Meer und ſüdlich an Siwas. Hier ſind nur weit zerſtreute Dörfer von räuberiſchen Terkomanen bewohnt. Das Land iſt aber mit ſchönen Waldungen bewachſen, mehrere Dörfer zuſammen tragen den Namen einer Gerichtsbarkeit [15]).

---

1) Dſchihannuma S. 624. Ewlia II. 2) Heude p. 242. 3) Mannert II. 480. 4) Dſchihannuma S. 625. 5) Ebend. 6) Ebend. 7) Moriers first journey p. 344. 8) Ebend. S. auch Dupré I. 15. 9) S. Martin 188. 10) *M. Kinneir's* journey 310. 11) Moriers first journey 345. 12) Ebend. 13) Mannert II. 469. 14) Ebend. VI. II. 472. 15) Dſchihannuma S. 623.

Bafra, am schwarzen Meere, eine Tagreise östlich von Ssamßun; der Kisil Irmak (Halys), der von Osmandschik und Bui Abad kommt, geht in der Entfernung einer Farsange von Bafra westlich vorbey, und fällt westlich von dieser Stadt ins Meer [1]). Bafra hat zwey Moscheen und zwey kleine Bader [2]).

Ssamßun (das alte Amisus) [3]); hier ergießt sich der von Amasia kommende Fluß Tscheharschenbe; ein Theil der Stadt liegt an einem See, dessen Ablaufer ins Meer geht. Die Luft ist schlecht, der Hafen gut.

Aladscham, östlich von Bafra, ein Distrikt, in welchem die meisten Mastbäume des osmanischen Seewesens gefället werden [4]).

Das Sandschak Arabgir ist das nordöstliche Sandschak der Statthalterschaft von Siwas, welches unmittelbar an die von Diarbekr stößt. Das Schloß selbst liegt zwey bis drey Meilen vom Euphrat entfernt, und eine Station südlich von Egin, welches zu diesem Sandschak gerechnet wird [5]).

Egin, eine Tagereise nördlich von Arabgir, und drey östlich von Siwas, am Fuße des Gebirgs von Egin in der Nähe des Euphrats, in welchen sich ein kleines Gebirgwasser ergießt, welches vom Gebirg Egin kommt, und den gleichnamigen Ort in zwey Hälften theilt. Auf dem gegenüber gelegenen Ufer des Euphrats erheben sich sehr steile kahle Gebirge im Sandschak Dschemisgisek [6]); Egin ist (nach dieser Angabe) das alte Elegia, wo der Euphrat den Taurus durchbricht; apud *Elegiam* occurrit ei Taurus mons nec resistit [7]).

Diwrigi, zwey Stationen östlich von Siwas, auf der Ostseite vom Berg Tschitschektaghi (Scoedissus), auf der Westseite vom Hassantaghi (Antitaurus) eingeschlossen, am Ende eines von unfruchtbaren Felsen gebildeten Thals [8]), ist das alte Nicopolis [9]); ein Fluß (der Lykus) bewässert dieses Thal, geht am Fuße des Hassantag, dann bey Egin vorbey, und fällt in den dort sich in den Euphrat ergießenden Fluß. Man dämmet diesen Fluß, die Gärten zu bewässern, weil der von Siwas kommende zu nieder ist, um hiezu zu nützen. Gegenüber dem Schlosse der Stadt ist ein anderes verwüstetes auf einem Berge, der reichhaltig an Eisen und Magnet ist [10]).

Derende, südlich von Diwrigi, zwey Tagereisen weit, die Gränze gegen Malatia; nahe der Stadt ist ein entzwey gespal-

---

1) Dschihannuma S. 623. 2) Ebend. 3) Ebend. I. Z. 4) Ebend. S. 624. 5) Ebend. 6) Ebend. 7) *Plinius* V. 24. 8) Dschihannuma S. 624. 9) Mannert VI. II. S. 317. 10) Dschihannuma S. 625.

tener Felsen, aus dem der Fluß Akßu entspringt, und durch die Stadt Derende geht [1]).

Tscherine, drey Tagereisen von Sila südwestlich, nördlich von Bosuk, der gleichnamige Hauptort dieses Sandschaks liegt zwischen zwey Bergen in einer weiten Ebne von der Hauptstraße seitwärts, das Kloster Scheich Olwans ist ein großer Einkehrplatz [2]).

Iskilib, westlich von Tscherine eine Tagreise, der Geburtsort des großen Mufti Ebusuud, der Kisilirmak (Halys) geht zwischen hier und Tscherine durch [3]).

Osmandschik, zwey Stationen westlich von Amasia, auf der Hauptstraße in der Nähe des Kisilirmak; die Grabstätte des heiligen Kojunbaba [4]); die Fläche fruchtbar an Korn und Wein, die Ansicht malerisch [5]).

Hadschi Hamsa, ein Flecken mit Bad, Chan, Kaufmannsbuden [6]).

Amasia liegt an dem von Tokat kommenden Flusse dem Iris oder Jeschilirmak, von Alaeddin B. Keikobad dem Seldschugiden erneuert, heißt auch Bagdadi Rum. Die sehenswerthe Moschee ist die Sultan Bajasids II.; man zeigt hier den Pallast Isfendiar's und die Kanäle, die Ferhad für Schirin in den Felsen haute, so daß die Sage dieses persischen Romans von Bissutun hieher verpflanzet worden ist [7]); ober der Stadt auf der Nordseite wo das Castell steht, sah Morier fünf Denkmale in den Felsen gehauen [8]), er besuchte aber nicht das Schloß, wo sich Inschriften und Sculpturen befinden sollen. Die Einwohner von Amasia sind durch ihre Artigkeit bekannt, und die Frauen gelten für die liebenswürdigsten von Kleinasien, die wahren Amasien [9]).

Merfifun, das alte Phazemonitis [10]), eine Tagereise nördlich von Amasia auf der Westseite des Berges Taschan, mit alter Moschee. Morier schreibt den Ort Mercivan [11]), bey Heude (S. 247) Mersfoun und bey Dupré (I. 30) Mecevan.

Gümisch, drey Tagereisen westlich von Osmandschik, und gerade südlich von Hadschikoi [12]), mit einem warmen Bade [13]).

Kede Kara, sonst auch Köpri, auf der Ostseite des Taschanbergs; mit einem von Taschanogli erbauten Schloß, einem warmen Bade, und den Seraien S. Mustafas, Abasa und Köprilipaschas, der hier geboren [14]).

---

[1]) Dschihannuma S. 635. [2]) Ebend. [3]) Ebend. [4]) Ebend. [5]) Morier's first journey p. 352. [6]) Ebend. [7]) Dschihannuma S. 626. [8]) Morier's first joruney 348. [9]) Ebend. [10]) Mannert VI. II. 464. [11]) Morier's first journey 350. [12]) Dschihannuma S. 626. [13]) Ebend. [14]) Ebend.

Tekielu, auch Akieler, die vielbesuchte Grabstätte Hadschi Baba's; von Terhal (das sechs Stunden entfernt ist) passirt man hieher durch einen Paß [1]).

Gulkiras, d. i. Rosenkirschen, fünf Stunden von Amasia, gegenüber von Mersifun, dem Stiftungsfonde von Mekka, und Medina gehörig.

Bosuk; dieses Sandschak liegt südöstlich vom Tscherine, die Hauptstadt ist Kir Schehr, d. i. die Heidestadt [2]).

Flüsse. Der Kisilirmak (Halys) kommt von Tschubuk owasi und Kodsch hißar, und fließt von Osten gegen Westen nach Siwas, Kirschehr, Osmandschik, Hadschi Hamsa, Karghi, Seitun, Kedekara oder Kökri, wo er sich zwischen Felsen durchdrängt, und bey Bafra ins Meer [3]).

Der Jeschilirmak (Iris), auch der Fluß von Amasia genannt, kommt von Karahißar, geht bey Koiluhißar und Nigissar, und nördlich von Tokat (wo er auch Tosan heißt) durch Amasia nach Dschanik im Distrikte Erim nach Tscheharschenbebafari, wo er der Fluß von Tscheharschenbe ßuji heißt, ins Meer [4]).

Der Tschokrek fällt seitwärts von Amasia in den aus der Gegend von Karahißar kommenden Fluß (das ist der Scylax Strabo's).

Gebirge: Jildistaghi, derselbe geht von Siwas bis Kaißarije mit vielen Alpen (die eigentliche Kette des Taurus).

Das Gebirge von Dschanik (der Paryadres) [5]), schließt sich ans Gebirge von Trabesun und geht bis Amasia. In demselben sollen sich eiserne Ringe befinden (wie zu Kaffa, laut Clarke's, und zu Parwadi in Rumili, laut Hadschi Chalfa's Zeugniß), welche die Sage für Ankerringe aus der Zeit voriger Höhe des schwarzen Meeres erklärt [6]).

Der Tschetschik taghi (Scoedissus) Hassantaghi, Antitaurus und Taschantaghi [7]).

---

[1]) Dschihannuma S. 626. [2]) Ebend. Das Wort Schehr heißt Stadt, und daher die vielen Ortsnamen, welche in Schehr enden, als Alaschehr bunte Stadt, Akschehr Weißstadt, Karaschehr Schwarzstadt, Begschehr Fürstenstadt, Sidischehr Herrenstadt, Wiranscher wüste Stadt, Eskischehr Altstadt, Jenischehr Neustadt u. s. w. [3]) Dschihannuma S. 626. [4]) Ebend. [5]) Ebend. [6]) Ebend. S. 627. [7]) Ebend. Die Trani der Byzantiner, sind die Fanni Strabo's, welche er an das Gebirge Garyadres setzt, d. i. an das heutige Gebirge von Dschanik. Schon damals war in diesem Distrikte keine Stadt, sondern nur einzelne Hütten, wie heute, daher Strabo die Bewohner der sieben Dörfer hieher setzt.

XIII. Die Statthalterschaft Meraasch.

Gränzt nördlich an Karawan und Siwas, östlich an die Statthalterschaft Rakka, südlich an die von Haleb und Itschil, und namentlich an das Gebiet von Adana, welches manchmal als ein eigenes Paschalik aufgeführt, manchmal der Statthalterschaft von Meraasch, und manchmal der von Itschil zugeschlagen wird, deren Beschreibung wir damit beginnen werden; die Sandschake sind: Karß, Malatia, Aintab, Simisat und Meraasch [1]).

Meraasch, das alte Gemanicca [2]), an dem Fuße eines hohen Hügels, der Sitz des Statthalters, mit einer alten Moschee.

Harunije, ein Distrikt auf dem Wege von Konstantinopel nach Meraasch; den Namen hat derselbe sammt dem gleichnamigen Hauptorte von Harun Alraschid, der denselben erbaute, am Fuße des Berges.

Kian, zwölf Miglien von Keuise entfernt [3]).

Boschardschik, bey Meraasch, ein wohlbewässerter Distrikt mit einem See, auf welchem eine aus Schilf zusammen gewachsene schwimmende Insel mit einem Dorfe angebaut ist, von armenischen Webern bewohnt [4]).

Albostan, auf dem Wege von Meraasch nach Kaißerije (Mazaca); der eigentliche Namen ist Ablestan, woraus im Munde der Türken Albostan, d. i. der Garten geworden ist [5]). Rennel [6]) und M. Kinneir [7]) halten beyde diese Stadt für die Stätte des alten Comane aurea in der Landschaft Cataonien, weit berühmt wegen des Tempels der taurischen Artemis, welche hier als Kriegsgöttin (*Ενυώ*) verehrt ward. Dawider läßt sich einwenden, daß Comane am Flusse Saros lag, während nach M. Kinneir's Angabe hier der Kisil Irmak (Halys?) durchfließt; der Kisil Irmak ist laut der türkischen Pilgrimsreise S. 41 derselbe mit dem Sihan, aber nach derselben Reise (S. 42) ist Albostan der Ursprung des Dschihan, d. i. des Pyramus, so daß erst künftige Reisende diese hydraulischen Angaben ins Klare setzen können; entweder hat Kinneir den Dschihan mit dem Sihan oder der türkische Pilgrim diesen mit dem Kisil Irmak unrecht verwechselt, oder es gibt zwey Kisil Irmak, den Halys und Sarus.

Sabatra, das alte Sopatra (die Geburtsstadt des Chalifen Motewekil, der die Verheerung derselben durch widerholte Einfälle ins byzantinische Reich an Kaiser Theophil rächte), neun

---

[1]) Dschihannuma S. 600. [2]) S. Martin S. 200. [3]) Dschihannuma S. 600. [4]) Ebend. S. 600. [5]) S. Martin S. 192. [6]) Rennel S. 33. [7]) M. Kinneir's *journey* p. 560.

Farsangen von Meraasch, wo also die noch von keinem neueren Reisenden aufgefundene Stätte dieser alten Gränzfestung des byzantinischen Reichs zu suchen ist [1]).

Dieses Albostan ist weder mit dem Bostan am Berge Bissutun, wo die berühmten Sculpturen, noch mit Wostan (Osdan) am südlichen Ufer des Sees Wan bey Dschulamerg gelegen, zu verwechseln.

Behesni, ein Distrikt und gleichnamige Stadt auf dem Wege von Meraasch nach Kaißarie, nordwestlich zwey Tagreisen von Aintab gelegen, mit vielen Gärten, die ein kleiner Fluß bewässert [2]).

Karß, welches zum Unterschiede von Karß, der Hauptstadt der gleichnamigen Statthalterschaft, Karß Sulkadrije genannt wird, weil diese Landschaft ehemals im Besitze der Familie Sulkadrije, so wie das benachbarte Adana im Besitze der Familie Ramasan war. Die Stadt Maßiß (Mopsuestia) liegt nur vier Stunden davon ostwärts [3]).

Aintab, eine schöne Stadt mit einem in den Felsen gehauenen Schlosse, drey Tagereisen nördlich von Haleb, mit vielem Wasser und schönen Gärten [4]); in der Nähe ist das verwüstete Schloß Delukkalassi (Doliche?), berühmt durch eingesottenen Most, durch seine Sättel und Pistolhalftern (Kultak).

Simisat (Samosata), die Vaterstadt Lucians, westlich von Kalaator — Rum (Zeugma), und nördlich von Hoßu Manßur [5]).

Kalaatonnedschm, d. i. das Gestiruschloß, liegt an dem Uebergange des Euphrates von der Stadt Manbedsch (Hierapolis), und hieß daher auch das Schloß von Manbedsch; ober dieser Brücke war das Schloß Hoßn Hedaja, bey welchem vorbey der Weg nach Surudsch führte [6]).

Malatia (Melitene), auf der Westseite des Euphrats, ein großer Durchzugsort von Karawanen zwischen den östlichen und westlichen Ländern, in einer großen Ebene zwischen dem Euphrates und Molas (Deir Mesih), berühmt durch die große Schlacht, die hier im Jahre 572 zwischen Justinian und Chosroes Nuschirwan geschlagen ward. Das kleine Flüßchen von Deir Mesih vereint sich mit einem anderen (Bunarbaschi), und beyde bewässern die Stadt und den schönen Spaziergang von Uspusi [7]). Der Geburtsort Sid Battals (Cid Il Campeador). Malatia ist berühmt durch seine Aepfel, worauf man, ehe dieselben reifen, mit Wachs allerhand Inschriften aufzupi-

[1]) Dschihannuma S. 601. [2]) Ebend. S. 599. [3]) Ebend. [4]) Ebend. [5]) Ebend. [6]) Ebend. S. 600. [7]) Ebend.

chen pflegt, welche dann, wenn die Aepfel gereift sind, als grüne Schrift auf rothem Grunde erscheinen [1]).

Hassan Batrik, nördlich von Malatia sechs Stunden entfernt, ein elendes Dorf am Beginn des Kiangebirgs, dessen Namen M. Kinneir als Aghaberg verhört hat, inhabited, sagt dieser Reisende, by a people of infamous character who are neither Mohomedans nor Christians (vermuthlich eine Art von Jesidis [2]).

Hassan tschelebi, zwölf Stunden vom vorigen, ein Dorf gleicher Art. Von dem Berge (Kan tagh) quillt das Wasser der ein und vierzig Quellen (Kirk göſ), welches unter einer Brücke weggeht, und sich in den Euphrat ergießt, es fließt zwischen Malatia und Hassan Batrik [3]).

Kachto, am Winkel eines Berges, zwey Stationen südöstlich von Malatia [4]).

Karak, an einem Bergwinkel, eine Station südlich des vorigen [5]).

Hoßn Manßur, auf der Westseite des Euphrats, in der Nähe von Simisſat, unter Merwan Aldschaadi von Manßur Ben Dschaune Alhares erbaut. Zwischen Malatia und Hoßn Manßur westlich von diesem ist ein Gebirgspaß, der den Weg nach Malatia schleßt [6]).

Claudia (das alte Claudias), ein Schloß in der Nähe von Malatia. Die Kurden, welche diese Gegend bewohnen, heißen Rischwan und Reschi, und sind Jesidis (M. Kinneir's people of infamous character). Die Gebirgskette welche die Statthalterschaft Meraasch von dem Gebiet von Adana trennt, ist der Taurus, dem gegenüber auf der syrischen Seite sich der Berg Amanus erhebt. Hier sind die berühmten cilicischen und syrischen Päſſe, über welche bisher die beyden großen lebenden Geographen (Rennel und Mannert) gründliche Untersuchungen angestellt, zwey der hier recensirten Reisenden aber (M. Kinneir und Corancè) die auf der Seeseite gelegenen selbst durchwandert, und aus örtlicher Ansicht ihr Zeugniß abgegeben haben. Um diese zum Theile auseinander laufenden Strahlen im Brennpunkte geographischer Wahrheit zu sammeln, halten wir uns an das weltenzeigende Glas (Dschihannuma), und die türkische, Eingangs angeführte Pilgrimsreise, als die verläßlichsten Quellen türkischer Geographie.

Nach diesen Quellen gibt es nur zwey Straßen, welche

---

[1]) Dschihannuma S 600. [2]) *M. Kinneir's* journey p. 555. [3]) Eben. [4]) Dschihannuma S. 600. [5]) Ebend. [6]) Ebend. S. 601.

über den Taurus nach Cilicien (Itschil) führen, die eine die westliche große Heerstraße, auf welcher noch heute die Karawanen von Eregli oder Ulukischla, Tschiftechan, Ramasanjaila, Tschakid nach Adana ziehen [1]); die andere östliche, weit beschwerlichere (wahrscheinlich das heutige Ketschhißar), auf welcher Alexander nördlich und Xenophon von Tyana gegen Tarsus vorrückte, während er den Menon mit der cilicischen Königin durch die andere westliche Straße (von Ramasanoghli) vorausgesendet hatte. Es gibt keine dritte östlichere Straße (sagt Kinneir [2]), welche, wie Mannert annimmt, aus Kappadocien über Ainsarba führen, und wodurch Cyrus hereingebrochen seyn soll; Rennel gibt sehr genau den Unterschied zwischen der westlichen Straße, welche beym Passe von Golok den südlichen Abhang des Taurus herunter kömmt, während der andere östliche Paß von Tyana (Ketschhißar) sehr beschwerlich die nördliche Seite des Taurus erst aufsteigt.

Der Sihan (Sehoun schreibt M. Kinneir), der Sarus der Alten, fließt parallel mit dem Eingangsthale dieses Passes. M. Kinneir beschreibt die Beschwerlichkeiten des aufsteigenden Weges, der sich hernach auf die andere Seite langsam in die Ebene von Tarsus senkt, wo der Cydnus fließt. Die Pilgrimsstraße, d. i. den westlichen Weg, hat noch kein europäischer Reisender beschrie-

---

[1]) Menasikolhadsch S. 37—40. [2]) I know of no other road through M. Taurus by which (Cyrus) could have advanced from Dana to Tarsus. S. 120. Damit stimmt auch Rennel vollkommen überein. Für die Möglichkeit eines dritten von Mannert weiter östlich angenommenen Passes spricht jedoch der Umstand, daß der Dschihan (Pyramus) ober Ainsarba den Taurus durchbricht, und daß also hier eine Straße laufen kann, wie jener obere Paß neben dem Sihan (Sarus). In diesem Falle wäre Dana, welches Mannert von Tyana unterscheidet, nicht zu Ketschhißar, sondern vielleicht zu Albostan zu suchen, wo der Dschihan entspringt; wenn M. Kinneir den Fluß von Albostan Kisilirmak (Halys? Sarus?) heißt, so scheint er übel berichtet worden zu seyn, und weil Comana am Sarus und nicht am Pyramus lag, kann dasselbe nicht zu Albostan, wo der Dschihan (Pyramus), und nicht der Sihan (Sarus) entspringt, gestanden haben; künftigen Reisenden bleibt hier vieles aufzuklären übrig. S. Mannerts Meinung VI. II. p. 93, 238, und Rennel III. Hauptstück S. 35. Für die Meinung Mannerts von einem Passe bey Ainsarba spricht noch die folgende Stelle des Dschihannuma S. 604.

Serfendikiar, ein Felsenschloß, an dem der Dschihan (Pyramus) vorbeyfließt, eine Station südöstlich von Ainsarba, dessen Paß (Derbendi-menus?) auf der Ostseite von Serfendkiar liegt.

ben, wir werden auf dieselbe noch einmal bey Adana zurückkommen, und bey Itschil der zwey amanischen oder syrischen Pässe erwähnen, wie wir hier die zwey tauriſchen oder cilicischen Pässe erwähnet haben.

XIV. Die Statthalterschaft Itschil.

Von allen Statthalterschaften des osmanischen Reichs kömmt diese einzige zu verschiedenen Zeiten unter verschiedenen Benennungen und unter verschiedener Ausdehnung vor, indem dieselbe bald nach der Insel Kyprus bald nach Adana genannt wird, je nachdem diese Distrikte dazu geschlagen sind oder nicht. Im Kanunname heißt dieselbe Kibris, d. i. Cypern, und begreift nebst den Sandschaken dieser Insel auf dem festen Lande die von Alaje, Tarsus, Sis und Itschil; Adana wird bald zu dem letzten gerechnet, bald davon getrennet. Wir folgen hier der ersten Eintheilung aus so besserem Grunde, als Adana ein Theil des alten Cilicia campestris war, und Itschil nichts als eine türkische Versetzung von Cilicia ist. Die Statthalterschaft Itschil begreift daher die alten Landesbenennungen Cilicia campestris, Cilicia trachea oder Isaurien und einen Theil Pamphyliens, oder die heutigen Sandschake: Adana, Tarsus, Sis, Itschil und Alaje. Die Bucht von Skanderun sammt den syrischen Pässen macht die Gränze gegen Syrien, und wir beschäftigen uns vorerst mit diesen Pässen, über welche sich Rennel und Macdonald Kinneir ausführlich verbreitet haben, und deren in den alten Kriegsgeschichten so häufige Meldung geschieht. Rennel und M. Kinneir stimmen in der Lage der syrischen Pässe nicht überein; nach jenem sind sie unmittelbar vor Bajas bey Merkes zu suchen, und der Kersos Xenophons in dem Flusse von Merkes, welchen Pococke als Mahersy verhörte [1]). Hiemit stimmt auch Mannert [2]) überein, nur hat dieser Bajas und Ajas als eine und dieselbe Stadt verwechselt. Ajas, vermuthlich das alte Aegä, ist ein Dorf mit einem alten Schlosse [3]) von S. Suleiman [4]), zwey Stationen von Bagras und eine von Tel Hamdun, gerade gegenüber von Cyprus. Bajas (bey M. Kinneir Pias) ist nach M. Kinneir das alte Issus, wofür Rennel das Dorf Oseler der Niebuhrschen Karte [5]), und Bajas blos für das alte Bajä annimmt [6]). Noch unlängst eine volkreiche, heut aber verwüstete Stadt, welche Mohammed

---

1) *Rennel's* Memoir p. 52., und *M. Kinneir's* journey 138. 2) Mannert VI. II. S. 51, 3) *Beaufort's* Karamania, second edition p. 300. 4) Dschihannuma S. 603. 5) *Rennel's* Memoir p. 42, 48. 6) Ebend. p. 43, 53, 54.

Sokolovich, der Großvesir Suleimans, mit Gebäuden verherrlicht hatte [1]).

Merkes, das Schloß am Gebirge, welches den längs dem Meerufer fort laufenden schmalen Strich (die eigentlichen Pylae Syriae) beherrscht [2]).

M. Kinneir verlegt (wider d'Anville's Rennels, Mannerts Meinung) die syrischen Pässe hinter Skanderun, und vermengt dieselben mit den amanischen bey Beilan, weil er die syrischen Pässe in einer Bergschlucht sucht, während Rennel sehr deutlich erklärt, daß darunter blos der schmale, zwischen dem Meere und dem Gebirg eingeschloßne Uferstrich verstanden werden müsse, der auf beyden Seiten durch Mauern, die bis ans Meer liefen, vertheidigt wird. Diese Mauern, welche Pococke, Drumond und M. Kinneir selbst sah, beweisen für die Lage der syrischen Pässe zwischen denselben, und der Paß von Beilan (aus dem alten Πυλαι verderbt) ist der amanische, der syrische aber bey Pajas, welchen die türkische Pilgrimsreise folgendermaßen beschreibt [3]). »Zwischen Pajas und Beilan ist an dem Ufer des Meeres ein Platz, genannt Sakaltutan (d. i. den Bartanhaltend, der großen Enge wegen), mit einem verwüsteten Schlosse; der Weg ist außerordentlich beschwerlich, und auf der Berghöhe ist das Schloß Merkes; der Weg nach demselben führt hart bey Bagras vorbey.« Hier ist also der von keinem europäischen Reisenden erwähnte Name des syrischen Uferpasses, nämlich Sakaltutan; durch diese Stelle ist Mannerts Angabe [4]), daß der Kersos im Flusse von Merkes zu suchen sey, außer allen Zweifel gesetzt. Der andere Paß bey Beilan ist der syrische. Die Pilgerstraße führt von Pajas (Issus) durch den Paß Sakaltutan (den syrischen, wohin Alexander von Issus aus kam) nach Iskenderun (Alexandria) und Beilan, welches neun Stunden von Bajar liegt. Der Paß von Beilan ist also der von Amanus, wie M. Kinneir sehr richtig bemerkt [5]),

---

[1]) Dschihannuma S. 603. [2]) *M. Kinneir's* journey S. 137. [3]) Menasikol-hadsch S. 43. [4]) Mannert VI. II. S. 49. [5]) *M. Kinneir's* journey S. 144. Aber indem er diesen Paß den amanischen nennt, hat er S. 146 Unrecht, hier den Kersos zu suchen, der durch den syrischen Paß fließt. Da die taurischen, cilicischen, syrischen und amanischen Pässe so oft verwechselt werden, ists nicht überflüssig zu erinnern, daß der taurische Paß (der westliche) oder die Heerstraße der Pilger, über Ramasanjailai, der cilicische (oder westliche) über Kitschhissar nach Cilicien über den Taurus führt, daß der syrische zwischen dem Meere und dem Taurus heute Sakaltutan, und der amanische landeinwärts im Gebirg heute der von Beilan heißt.

und das Schlachtfeld war nach aller Wahrscheinlichkeit in der Ebne von Skanderun [1]).

Wie M. Kinneir die syrischen und amanischen Pässe vermengt, so vermengt der Verfasser des itinéraire d'une partie peu connue de l'Asie mineure den taurischen und ciliciſchen Paß, indem er nur drey statt vier aufführt. Die von ihm [2]) angeführte Mittheilung von Barbié du Bocage über die wahre Lage der syrischen Pässe (bey Merkes) ist ganz im Einklange mit der von Rennel und Mannert geäußerten Meinung, und was er von dem Passe bey Beilan sagt, der bey Bagras beginnt und gegen Ajas hinläuft, bestätigt, daß dieser und kein anderer der amanische Paß sey, durch welchen Darius nördlich gezogen war, während Alexander südlich durch die syrischen Pässe am Ufer marschirt war [3]).

Nachdem wir dieselben im Rücken gelassen, durchziehen wir in der Richtung von Osten nach Westen zwischen dem Meere und dem Taurus, wovon jenes Itschil (Cilicien) südlich und dieser nördlich begränzt, die Sandschake: das Sandschak Sis, in welchem sowohl die gleichnamige Stadt als Maßißa, das alte Mopsuestia gelegen ist. Sis, mit einem Schlosse, ehemals eine armenische Residenzstadt [4]). Maßißa, auf beyden Seiten des Dschihan (Pyramus) gebaut, eine halbe Tagreise von Adana; der nächstgelegene Theil des Taurus heißt Dschebelon-nur, und ist durch Hyacinthen und Mandragoren berühmt, er erstreckt sich bis ans Meer; auf dem Wege von Maßißa nach dem Thale Kurdkulaghi (Wolfsohr) liegt links das Schlangenschloß, wohin die Sage den Sitz des Schlangenkönigs verlegt [5]). Ainfarba, zwischen Maßißa und Tel Hamdun im Gebirge am Dschihan (der sich hier den Weg durch den Taurus bahnt).

Tel Hamdun, ein Schloß auf einem Hügel mit Gärten nahe am Dschihan, westlich vom Schlosse Hoßn Hamuß, das man von da aus erblickt [6]). Bersbert, ein Schloß auf einem hohen Berge nördlich von Sis [7]). Sesfendkiar auf einem Felsen; auf der Südseite fließt der Dschihan nahe vorbey, eine Tagreise von Ainfarba südöstlich von selbem; der Paß

---

[1]) Das Schlachtfeld ist in einer weder von Mannert noch von Rennel, d'Anville oder M. Kinneir beachteten Stelle Herodian's (l III. XII) genau beschrieben, als eine Fläche: planities quae perpetuis subjecta collibus in theatri speciem litus habet a mari longissime excurrens, quasi quoddam belli stadium fabricata natura. [2]) Itinéraire d'une partie peu connue de l'Asie mineure p. 105. [3]) Arriani exped. Alex II. 8. [4]) *S. Martin* Memoire p. 198. [5]) Dschihannuma S. 602, und Menasik S. 42. [6]) Ebend. [7]) Ebend.

auf der Ostseite ist vielleicht der (wie Mannert vermuthet), durch welchen Xenophon zog. [1]).

Ajas (Aega), Pajas (Baja? oder Issus?), Merkes und Beilan, welche ebenfalls zum Sandschake von Sis gerechnet werden, sind bereits oben vorgekommen.

Das Sandschak von Adana mit der gleichnamigen Stadt, vom Chalifen Harun Raschid erbaut, von seinem Sohne vollendet, am Sihan (Sarus), der nach dem Verfasser der türkischen Pilgerreise auch Kisilirmak (wie der Halys) heißt. Die Brücke, Moschee und Collegium von Piripascha gebaut, ehemals die Residenz der Familie Ramasanogli, von welcher die nahe gelegenen schönen Alpen des Taurus noch heute Ramasanoghli jailasi heißen. Der Sihan (Sarus) entspringt bey Kaißarije an dem Berge Kormus, heißt dann Tschakedßuji, nach dem neun Stunden von Adana nördlich gelegenen Orte Tschakid, und endlich Sihan. Der Dschihan entspringt aber bey Al-bostan, das am Sarus lag und folglich nicht Comana seyn kann. Die oben in der Statthalterschaft Meraasch erwähnte Pilgerstraße führt von Tschiftechan bey Ramasanoghlijailassi und dem Schlosse Gulek [2]) oder Dulek [3]) durch den Paß von Gulek oder Dulek, d. i. dem taurischen westlichen. Von Tschakid führen dann zwey Wege nach Adana, der eine einigemal den Sihan übersetzend, der andere, ohne den Fluß zu berühren, durchs Gebirge, heißt Kargha Kesmes (keine Krähe findet denselben) und Itbilmes (kein Hund weiß denselben). Das Schloß Gulek ist die Gränze zwischen Caraman und Itschil. Die Berge metallreich.

Das Sandschak Tarsus mit gleichnamiger Stadt, von Harun Raschid erbaut, berühmt durch den Tod Mamuns und durch die von Paul Lucas beschriebenen Riesenmonumente, deren Daseyn seitdem kein Reisender bestätigt hat, es müßte denn der künstliche Hügel gemeint seyn, von welchem die Offiziere der von C. Beaufort befehligten Fregatte Friedrichstein die Stadt und den an derselben vorbeyfließenden Fluß (Cydnus) in Augenschein nahmen [4]). Der Landungsplatz von Tarsus heißt Kasalu und ist vier Stunden von der Stadt entfernt. Oestlich vom Cydnus, welchen Alexanders Bad, Barbarossa's Tod und Cleopatras Galeerenschiffahrt in der Geschichte vor vielen andern Flüssen berühmt gemacht haben, mündet der Sihan (Sarus), 270 Fuß breit, und von schwieriger Einfahrt; der Cydnus

---

[1]) Mannert VI. II. S. 93, 238. [2]) Dschihannuma S. 601. [3]) Menasikol-hadsch S. 40. 1. Z. [4]) Beaufort's Karamania S. 271.

fließt bey Tarsus, der Sarus bey Adana, der Pyramus bey Maßißa vorbey. Die beyden ersten münden nahe an einander, der letzte beym Vorgebirge Karatasch (Schwarzstein), wo Beaufort die Ruinen von Megarsos und Mallos fand [1]).

Die drey vorhergehenden Schaudschake, nämlich Sis, Adana und Tarsus, füllen den Umfang des alten Cilicia campestris, das folgende Itschil aber, den der Landschaft Cilicia trachea die später Isaurien hieß. Dieses Sandschak wird nördlich von Karaman, südlich vom Meere, östlich vom Sandschak Tarsus, und westlich von dem von Alaje begränzet. Das Land ist äußerst gebirgig, und von der Nordseite durch den einzigen Paß von Gulek zugänglich, daher schon in der ältesten Zeit der berühmte Schlupfwinkel der cilicischen Seeräuber, und in späteren Zeiten der unbezwingbare Zufluchtsort unabhängiger Bergfürsten. Die beträchtlichste Stadt ist Anamur, das alte Anemorum auch Mamurije, mit Amurije (Amorium) keineswegs zu verwechseln. Ein Schloß vertheidigt das gleichnamige Vorgebirg, und zwey Wasserleitungen, in den Felsen gehauen, versehen die Stadt mit Wasser; zwey noch wohl erhaltene Theater, das eine siebenzig, das andere zweyhundert Fuß im Durchmesser, sprechen noch vom alten Glanze der Stadt [2]); die Sitze und Säulen sind alle weggeführt worden (vermuthlich nach Konstantinopel zum Bau der Moscheen); am merkwürdigsten ist die Nekropolis, die Todtenstadt im eigentlichsten Verstande, indem die Gräber nicht (wie zu Telmissus und Myra) in Felsen gehauen sind, oder (wie zu Patara und Phaselis) blos aus Steinsarkophagen (πυργισκος) bestehen, sondern ganz eigentliche Häuser in zwey Gemächer abgetheilt, vorstellen, auf denen sich aber keine Inschrift findet, wie auf jenen Felsengräbern und Sarkophagen. Die Ruinen von Anemurium heißen Eski Anemur, und sind verschieden von dem heutigen Schlosse Anamur, dessen durch vielseitige Thürme malerische Ansicht C. Beaufort mittheilt [3]); die lange arabische Inschrift über einem Thore soll Alaeddin den Sohn Mohammeds als Erbauer nennen. In der Nähe mündet der Fluß Direk Ondesi (der Arymagdus). Zwey englische Meilen landeinwärts sind die Ruinen einer Stadt auf einem Hügel, vielleicht das Agidus Strabo's [4]), und weiter an ein Schloß, Softa Kalaasi, im selben Style wie das von Anamur. Weiter an eine hohe Halbinsel mit Ruinen bedeckt, vielleicht die Arsinoe's, die Kisliman (Mädchenhafen), ein kühnes Vorgebirg mit senkrechten Felsen von ge-

1) Beaufort's Karamania S. 293. 2) Ebend. S. 196. 3) Ebend. S. 203. 4) Ebend. S. 206.

streiftem Sandstein. Die Küste läuft felsig fort bis zu einer kleinen ummauerten Halbinsel, welche das Melania Strabo's zu seyn scheint; auf dem festen Lande daneben viele gemauerte Grabhäuser im Style derer von Anamur [1]).

Die ganze Küste hat K. Beaufort mit dem größten Fleiße, und mit einer seltenen Kenntniß alter Geographen und Klassiker ausgerüstet, aufgenommen, und der Erdbeschreibung durch die seiner Beschreibung beygefügten schönen und genauen Karten einen großen und wesentlichen Dienst erwiesen. Wir folgen ihm zuerst von Anamur gegen Tarsus hin längs der Küste. Der erste merkwürdige Ort nach dem Vorgebirge Kisliman ist Tschelendre, ein kleiner Hafen, wo sich die Kuriere von Konstantinopel nach Cypern einschiffen. Mehrere Grabhäuser und Sarkophage des alten Celenderis, wo Sentius den Piso nach dem Tode des Germanikus schlug. Die Felsen um das Vorgebirge Cap Cavaliere sind Schiefer und Breccia, die Halbinsel dieses Vorgebirgs ist das schöne sehenswürdige Vorgebirge dieser Küste; die Marmorfelsen stehen senkrecht von der See in der Höhe von 6 bis 700 Fuß auf. Das Innere der wahrscheinlich mit Ruinen bedeckten Halbinsel untersuchte K. Beaufort nicht [2]). Oestlich vom Cap Cavaliere liegt die von den europäischen Schiffern Provenzaleiland genannte Insel, auf deren Nordwestseite eine Menge Ruinen von Kirchen, Säulen, Särgen; der Landesname dieses Eilandes ist Menawat (nicht zu verwechseln mit dem Flusse Menawgat dem Melas oder Alaje [3]).

Aghaliman, der Hafen von Seleske (das alte Seleucia), im Jahre 1613 [4]) von den Florentinern eingenommen; die beträchtlichen Ruinen von Seleucia sind längs dem Ufer des Göksu (des Calycadnus [5]) zerstreut. Ein altes Theater, halb in den Felsen gehauen, ein in eine Kirche verwandelter Tempel, Sarkophage und Katakomben mit vielen griechischen Inschriften; bey den Katakomben ein ungeheurer Wasserbehälter, 150 Fuß lang, 75 breit und 35 tief; auf dem westlich gelegenen Hügel die Ruinen eines ehemals (wie Provenzaleiland) den Johanniterrittern gehörigen Schlosses, dessen armenische Inschriften noch unentziffert sind. Das Vorgebirge unmittelbar nach Aghaliman heißt Lissanolkahbe, d. i. Hurenzunge, das alte Zephyrium, das vermuthlich, wie das gleichnamige Vorgebirge auf Cypern und das ober Selenderis gelegene Aphrodisias, dem Dienste der Aphrodite geweiht war. Weiter an die Ruinen einer byzanti-

---

1) Beaufort's Karamania S. 208. 2) Ebend. 213. 3) Ebend. 215. 4) Ebend. 221. 5) Ebend. 223.

nischen Stadt, deren Namen aber aus den gefundenen Inschriften nicht erhellt [1]).

Korgos, das alte Corycus, mit zahlreichen alt- und neugriechischen Ruinen, worunter ein byzantinisches Mausoleum (wie das Kreuz anweiset) in cyklopischem Style, der also nicht ausschließlich für alt gelten kann [2]). K. Beaufort schrieb hier viele armenische Inschriften ab, deren einige schon Barbaro, der im Jahre 1417 der Eroberung dieses festen Platzes durch die Venetianer beywohnte, erwähnt. Zwanzig Stadien von diesem Orte ist Strabo's Saffranhöhle, die berühmte coryeische Grotte mit dem unterirdischen Flusse zu suchen, deren Nichtauffindung K. Beaufort, der nicht so tief ins Land eindringen und sich blos an der Küste halten konnte, vor allen bedauert [3]). Wir glauben die Stelle derselben aus dem Dschihannuma nachweisen, und künftigen Reisenden dadurch einen sicheren Fingerzeig zur Auffindung dieser berühmten Wundergrotte ertheilen zu können.

Ermenak, zwey Stationen südlich von Larenda, mit vielen Gärten und vielem Wasser, das von einem hohen Orte aus einer Höhle kommt; das Innere dieser Höhle bildet ein weites Feld, und in der Mitte ist der sogenannte Mutterse (Birkei mader), wo man mit Fackeln hinunter steigt; der Ableiter des Sees wird dann nach außen vertheilt, so daß ein Arm desselben nach der Stadt geht. Ermenak hat ein auf einem hohen Felsen gelegenes Schloß [4]). Eine durch Larenda auf Korgos gezogene Linie würde vermuthlich auf Ermenak in der von Strabo angegebenen Entfernung von demselben treffen.

Die Küste von Korgos nach Ajasch ist mit Ruinen besäet. Zu Ajasch (nicht zu verwechseln mit Ajas Aega) sind die Ruinen eines Tempels, und ein viereckiges Mausoleum mit zwölfseitigem pyramidalischen Giebel, und einer, wie es Beaufort schien, arabischen (vielleicht kufischen) unentzifferten Inschrift. Manche der Gräber (auf der Westseite der Stadt) schon vollendet mit korinthischen Pilastern, und wohl erhaltene drey Wasserleitungen. Diese Halbinsel ist vermuthlich das alte Eiland Eleusa und die Ruinen die des alten Sebaste [5]). Zwey englische Meilen westlich von der Mündung des Lamas (Latmus) ist eine kleine in den Felsen gehauene Bay, wo eine Galeere Platz haben mag, vermuthlich um Wasser zu holen, indem oberhalb am Hügel ein Wasserbehälter 190 Fuß lang, 50 breit und 28 tief ausgehöhlt ist. Nahe daran steht ein verwüstetes Schloß mit einer langen griechischen Inschrift, which, sagt K. Beaufort, un-

[1]) Beauforts Karamania S. 239. [2]) Ebend. 244. [3]) Ebend. S. 248. [4]) Dschihannuma S. 611. [5]) Beaufort S. 252.

fortunately we omitted to copy [1]). Die sehenswürdigsten Ruinen dieser Küste sind die von Mesedli, das alte Soli oder Pompejopolis, wo ein Säulengang von zweyhundert Säulen, ein Theater, Wasserleitung, viele Gräber u. s. w.; von den zweyhundert Säulen sind noch vier und vierzig aufrecht, die anderen liegen von einem Haufen anderer Ruinen umgeben, die Inschriften durch die Zeit unleserlich [2]).

Wie Soli oder Pompejopolis der äußerste östliche Punkt des Sandschaks von Itschil ist, so Selinus oder Trajanopolis der äußerste westliche, heute Silindi genannt. Der Küstensand ist hier wie an mehrern andern Orten in ein versteinertes Aggregat mittelst eines versteinernden Bindemittels übergegangen [3]), welches wehrlosen Booten sehr gefährlich. Hier sind noch die Grundfesten und Mauern großer Gebäude übrig, deren Säulen aber alle theils zerbrochen, theils weggeführt sind. Theater und Wasserleitung auf der südöstlichen Spitze des Hügels, zahlreiche Gräber mit griechischen Inschriften und einige kleine Katakomben [4]). Zwischen Selindi und Anamur sind die am Ufer gelegenen Ruinen, vermuthlich die der Stadt Antiochia ad Cragum, und im Orte Karadran ist noch der Name des alten Charadrus zu erkennen, das Strabo zwischen Cragus und Anemurium anfetzt [5]). Der Arm des Taurus, der von Alaje nach Anamur läuft, bricht bey Karadran jählings ab, und ist vermuthlich der Andriclus Strabo's. Die Kette des Taurus nordwestlich von Selefke heißt Warsak taghi [6]). Das Sandschak Alaje umfaßt den des rauhen Ciliciens. Die Stadt Alaje, von Alaeddin Keikobad dem Seldschugiden erbaut, liegt am Ufer des Meeres auf einer Anhöhe, auf der Stelle des alten Coracesium, das mit dem obigen Corycus nicht zu verwechseln ist. Die Felsen von Alaje steigen 5 bis 600 Fuß auf; harter weißer Sandstein mit Roth gefärbt; drey englische Meilen nordwestlich von Alaje sind auf einem busenförmigen Hügel die Ruinen einer alten Stadt (Laertes) mit cyklopischen Mauern [7]). Die Ruinen von Side beschreibt K. Beaufort unter dem Namen von Alt-Adalia; im Dschihannuma wird zwar Sidischehre aufgeführt, worunter aber nicht das am Meere gelegene Side, sondern die im Sandschake Begschehri gelegene Stadt gemeint ist; daß Alt-Adalia wirklich das alte Side sey, beweisen die von Beaufort gefundenen griechischen Inschriften; unter den Ruinen, in deren Beschreibnng wir uns hier nicht einlassen können,

---

1) Beaufort S. 254. 2) Ebend. 262. 3) Beaufort Karamania S. 183. 4) Ebend. S. 192. 5) Ebend. S. 194. 6) Dschihannuma S. 611. 7) Beaufort S. 176.

zeichnet sich besonders ein Theater von 400 Fuß im Durchmesser aus. Beaufort gibt davon den Aufriß [3]), und berechnet die Zuschauerzahl, die es fassen konnte, nach den Sitzen auf 15340. Von fünf und zwanzig Inschriften, die Beaufort hier sammelte, gibt er nur zwey, und bemerkt, daß in vielen die Buchstaben roth gemalt waren [2]).

Der Fluß Menawgat, welcher östlich von Side mündet, kann als die Gränze zwischen dem Sandschak Alaje und dem daran stoßenden (Tekkie) Karamans betrachtet werden; derselbe geht zwischen Duschenbi und Menawgat ins Meer [3]). Der Fluß Alara geht bey Alaje ins Meer; Sultan Alaeddin baute eine Brücke darüber; der Weg von Sidischehr nach Alaje vereinigt diesen Fluß.

XV. Die Statthalterschaft Karaman.

Wenn wir an der von der syrischen Gränze bis hieher durchwanderten Küste, welche K. Beaufort nach dem Vorgange anderer europäischer Erd- und Reisebeschreiber ganz irrig die karamanische nennt, jenseits des Menawgat (Melas) und von Side fort schritten, würden wir uns schon in der Statthalterschaft Anatolien befinden. Bey den Alten wurde unter Kleinasien im weitesten Sinne freylich die ganze Halbinsel inner des Halys, oder das ganze Land abgeschnitten, welches in einer von der Mündung des Halys (Kisilirmak) bis in die größte Tiefe des Meerbusens von Issus gezogene Linie fällt. Nach der heutigen Eintheilung gehört in diesen Umfang nicht nur Anatolien, d. i. die ganze westliche größere Hälfte des alten Kleinasiens, sondern auch die Statthalterschaften Siwas und Karaman, deren erste schon oben abgehandelt worden ist, und deren zweyte unmittelbar nördlich über Itschil inner des Taurus gelegen ist. Vor dem Besitzthum der Osmanen erstreckte sich die Herrschaft der Familie Karaman, nach welcher das Land genannt ward, freylich bis an das Meer, und daher die von jener Zeit sich herschreibende fehlerhafte Benennung der Küste bey den europäischen Erdbeschrei-

---

[1]) Beaufort S. 147. [2]) Ebend. S. 162. [3]) Der Fluß Melas oder Menawgat machte ehemals die Gränze zwischen Cilicien und Pamphylien, und noch heute die zwischen den Statthalterschaften Itschil und Anatoli, derselbe theilt die von K. Beaufort aufgenommene Survey der Küste in zwey Hälften, deren westliche der anatolische, und der östliche die itschilische oder ciliciſche Küste umfaßt, so daß der Titel seines Werks also ganz unrichtig Karamania heißt, indem er eigentlich the Coast of *Anatoli* and *Eetsheel* heißen sollte, weil Karamania nur das innere Land ist, welches nirgends bis an die Küste reicht.

bern; das Dschihannuma belehrt sie aber ausdrücklich ihres Irrthums mit den Worten: Ehemals erstreckte sich Karaman bis ans Meer, als aber die Familie Osman sich des Landes bemachtigte, ward dasselbe in zwey Theile getheilt, so daß die Küste den Namen Itschil, d. i. das Binnenland, der Rest aber den Namen Charidschil, d. i. das Außenland (das eigentliche Karaman) erhielt [1]). Dasselbe gränzt nördlich an Siwas, östlich an Meraasch, westlich an Anatoli und südlich an Itschil, und zerfällt in die Statthalterschaften [2]) Kaißarije, Nikde, Konia, Kirschehri, Akserai, Akschehr, Begschehr.

Das Sandschak Kaißarije, die gleichnamige Hauptstadt, ehemals Mazaka, dann Cäsarea genannt, zuletzt von Alaeddin Keikobad mit neuen Mauern umfangen; die alten Mauern, die sich eine Stunde westlicher hart am Berge befinden, nimmt P. Lucas mit Recht für die Ruinen der alten Stadt an, deren auch das Dschihannuma erwähnt. Mannert glaubt, es dürfte blos die Nekropolis seyn, aber diese Meinung ist durch M. Kinneir's Reise widerlegt, welcher die weitläuftigen Ruinen der alten Stadt genau beschreibt (S. 101), so daß es wahrscheinlich ist, daß jene Ruinen das alte Mazaka, die heutige Stadt aber das neuere Cäsarea sey. Der Fluß Kuramas kommt vom gleichnamigen Berge; im Berg Ardsisch oder Ardschasb finden sich Luchse, Wölfe, und nach der Sage keine giftigen Thiere, welche Apollonius von Tyane durch seine Talismane verbannte. Kaißarije ist berühmt durch die Bereitung des gelben Safians, und durch seinen gedeckten Markt, nach dessen Muster die Besestane von Brussa, Adrianopel und Konstantinopel gebauet worden sind, welche daher auch Kaißarije genannt werden. Suleiman der Große ließ durch seinen Baumeister Sinan zu Kaißarije, Moschee, Bad und Brücke bauen. Die nennenswerthesten Moscheen sind die Ebi Mohammeds des Sohns Tcleb, Emir Sultan,

---

[1]) مقدما بو مملکت چاف دریایه منتهیدر صکره ال عثمان مالك اولدقده ایکي قسم ایتمشلر سواحل سمتنه ایچ ایل تعبیر ایتدوکلري برقسم دروخارج اعتبار ایتدکلري برقسم د ر

[2]) In mehreren Exemplarien des Kanunname sind zwey dieser Sandschake verschrieben, indem statt Kirschehri (Heideſtadt, Karaschehr, die schwarze Stadt, und statt Begschehr (Fürſtenſtadt), Jenischehr die Neuſtadt ſteht. S. osmanische Staatsverwaltung S. 257.

kale Pascha, Kurschunlidschami, das Kloster Sidi Battals und mehrere Grabmäler frommer Männer. Die schönsten Spaziergänge sind am Fuße des Ardschisch, auf welchem man den Aufenthalt des großen arabischen Dichters Amrolkais, und des indischen Gärtnerheiligen Babariten weiset, deren erster aus Arabien, der andere aus Indien hieher kam. Von Kaißarije liegt Deweli Karahißar eine Tagreise westlich, Hadschi begtasch zwey nördlich, Siwas vier östlich. Südost von Deweli (das hart am Argaeus) liegt Jasjeli, und nordost vom letzten Kostere, und diesem östlich Islamli [1]).

Bur (nicht Nur), eine Stadt mit gleichnamigem Schlosse auf der Straße von Kaißarije nach Nigde, an dem von Hèmam kommenden Flusse gelegen. Die alte Moschee ist (ohne Mauern) von S. Alaeddin gebaut, die Moschee von Gisliſade ist die Stiftung der Familie Ramasan, eine dritte bleygedeckte erbaute der Großwesir Sokolli Mohammedpascha, der Eroberer Sigets [2]). Ehemals war hier eine Pulverfabrik, und S. Alaeddin führte von hier die Säulen weg zum Bau Konia's.

Das Sandschak Nikde mit der gleichnamigen Hauptstadt, das alte Cadyne [3]), mit drey Schlössern und schönen Moscheen erbaut von Sultan Alaeddin und Sankorbeg, sammt einer schönen vom ersten gestifteten Akademie. Nikde liegt vier Tagreisen nordost von Konia, und zwey nördlich von Ereghli, Akserai liegt zwischen beyden, und Ulukischla drey Stunden nördlich, die drey Schlösser erheben sich übereinander.

Utschkapulu, eine schöne Alpe hinter dem Berge, der drey Stunden links von Tschiftechan liegt, reich an Tulpen, Hyacinthen und Blumen aller Art. Ulukischla, d. i. das große Winterquartier oder auch die Gerichtsbarkeit Schedschaaeddin's, heißt ein Distrikt von mehreren Dörfern auf der Straße zwischen Konia und Damaskus, zwischen den Stationen Karabunar und Tschiftechan der Pilgerstraße. Konia (Iconium), die Hauptstadt des gleichnamigen Sandschaks, und von ganz Karaman, an dem Fuße eines Gabelgebirgs, an dessen südlichen Saum das schöne Thal Meram voll Gärten, von einem Flüßchen bewässert, das sich dann in einen See sammelt. Das Schloß erbaute Sultan Kilidsch Arslan der Seldschugide, und Alaeddin Keikobad, der Herrscher derselben Familie erneuerte es; der Graben zwanzig Ellen breit, die Mauern dreyßig hoch, zwölf Thore durch große Thürme vertheidigt, ein großes Wasser-

[1]) Dschihannuma S. 620 und Ewlias Reisen III. [2]) Ebend. und Dschihannuma S. 617 l. Z. [3]) Dschihannuma S. 615 und Ewlia III.

magazin mit beyläufig dreyhundert Röhren. Konia ist berühmt durch eine Aprikosenart Kamreddin (Glaubensmond), und durch die Gärberblume Dabbagh tschitschegi, womit die Gärber dem Safian die schöne himmelblaue Farbe geben, wodurch der Safian von Konia eben so berühmt ist, als der von Kaißarije durch die Schönheit der gelben Farbe. Noch berühmter als durch den schönen Spaziergang Meram und den blauen Safian ist Konia als der große Wallfahrtsort zum Grabe des großen mystischen Dichters Dschelaleddin Mewlana Rumi, und seine Söhne Sultan Weled und Behaoddin Sultan; weiters ist hier das Grabmal Sultans Alaoddins des Seldschugiden, des Richters Serradschoddin, des Scheich Kerimoddin, des Seid Burhanoddin. Südwest von Konia heißt die Gebirgskette des Taurus Alatagh, wo der Distrikt Karabunar (Schwarzquell) mit einer von Sultan Suleiman erbauten Moschee, eine Station nordöstlich von Ismil, nordwestlich von Ereghli, fast gegenüber von Larenda [1]); die andere Bergkette, welche nördlich von der Stadt läuft, heißt Fodulbaba (nicht Fondhal, wie bey M. Kinneir S. 218 steht), vormals Lycaonum (nicht Lycadnum colles). Die Moschee S. Selim's ist nach dem Muster der Sophienmoschee gebaut, die Thore der Kollegien, deren größtes Kopan medrese, zeichnen sich durch geschmackvolle Steinhauerarbeit aus. Die Thore, deren M. Kinneir nur acht (nicht zwölf, wie das Dschihannuma zählt), tragen meistens arabische (noch von keinem Reisenden abgeschriebene) Inschriften; unter der türkischen Inschrift des Thors von Ladik ist ein schönes Basrelief mit einer kolossalen Statue des Herkules. Das Basrelief erklärt M. Kinneir für das schönste, was er auf seinen weit ausgebreiteten Reisen sah; merkwürdig ist noch ein anderes in demselben Thurm eingemauertes Basrelief eines Ungeheuers von einem gewaffneten Helden mit fliegendem Diademe (wie die Figuren zu Tak Bostan und Nakschi Rostem) bekämpft (vermuthlich Perseus). Ober dem Thore von Ajasch das Basrelief eines Löwen, und in einer nahe gelegenen Straße ein Löwe ganz aus Stein gehauen. In der Mitte der Stadt ist eine Anhöhe, die befestigt gewesen zu seyn scheint, und wo vermuthlich das alte Schloß von Ikonium stand. Die Zahl der Einwohner 3000, meistens Türken, nur wenige Christen; vier öffentliche Bäder, zwey Kirchen, sieben Chane, wenig Handel und das meiste Land unbebaut. Das Klima mild und gesund; Iconium

[1]) Dschihannuma 616, auf der Karte M. Kinneirs ist der Alatagh als Bedlerin überschrieben.

liegt 37° 54' nördlich, vermög zweyer hier von M. Kinneir genommenen Meridionalbeobachtungen [1]).

Larenda, ehemals auch Karaman (als der Sitz dieser Familie) genannt, eine Station S. von Konia; die neue Stadt ward vom Caramanoghli (dem Stifter der Dynastie) mit den Materialien der alten gebaut; sie liegt in einer weiten Fläche, welche mit der von Conia verbunden ist, und in deren Mitte der Karadschatagh fast eben so hoch als der Argäus aufsteigt. Die Stadt steht an dem südlichen Ende der Ebne am Fuße des Bedlerintags, d. i. des Theils des Taurus, den man auf dem Wege von Kelendri, d. i. von der Küste her passirt. Hier wird viele blaue Leinwand verfertigt; zwey und zwanzig Chane. Die Stadt liegt achtzehn Stunden von Eregli, eben so viele von Konia und Ermenak (in Itschil) und dreyßig von Nigdeh all eben. Der Berg Karadschatag, fünf Stunden von Larenda, sendet gegen NO. einen niedern Arm aus, an dessen Ende sechs und zwanzig Meilen die Ruinen einer Stadt Maaden (vielleicht Comana) zu sehen sind [2]).

Der schon oben erwähnte Ort Ismil, auch Kerdeli genannt, ist zwölf Stunden von Konia auf der Pilgerstraße entfernt; ein anderer Weg führt von Conia südlich auf das Dorf Gödschi, über welchen man so wie über den vorigen nach der Station Karabunar kömmt. Der erstere, der beschwerlichere von beyden, führt durch den engen sandigen Paß Jelegiburun, der in eine große ebene bis Eregli ausgedehnte Fläche ausläuft. Diese Fläche ist häufigen Ueberschwemmungen des Sees von Conia ausgesetzt; die gegenüber liegenden Berge heißen Fodulbaba, die weder Bäume noch Wasser haben; die hier weidenden Schafherden werden aus einem einzigen Wasserbehälter getränkt. Zu Karabunar (neun Stunden südlich von Ismil) war ehemals die Residenz Sultan Alaeddins des Seldschugiden, es werden hier güte Strümpfe verfertigt; links am Wege sind Salinen in der Entfernung von drey Stunden, rechts der fürchterliche Ort Kumburuni, Sandvorgebirg, und rechts davon ein ehemaliger Erdfall (Chasf) [3]).

Eregli (nach Mannert das alte Claudiopolis, nach Kinneir's Karte Archelais), zwölf Stunden von Karabunar, ist die Hälfte Wegs zwischen Konstantinopel und Mekka.

---

[1]) *M. Kinneir's* journey p. 223. [2]) Ebend. 213. Comana lag auf dem Wege von Cäsarea nach Malatia am Flusse Sarus, nordlich von Eingang in die Pässe des Taurus (Mannert VI. II. S. 244). Ehe hierüber etwas mit Gewißheit behauptet werden kann, muß erhoben werden, ob Maaden wohl am Sarus liegt. [3]) Menasikol hadsch S. 37.

Karamanogli Ibrahimbeg baute hier eine Moschee, und Schahabeddin ist in der nach ihm genannten begraben. Die Wässer der Umgebung haben versteinernde Eigenschaften, und man braucht den Stein. Früchte im Ueberfluß, von Birnen allein neunzig Arten. Das Wasser der Stadt kommt vom Berge Ardoſt, und die Sage schreibt den Ueberfluß desselben einem hier gewirkten Wunder des Chalifen Omar zu [1]). Am Quelle war wenigstens noch zu Hadschi Chalfa's Zeiten eine Statue, welche den ehemaligen Fürsten des Dorfs von Abrisf vorgestellt, in einer Hand einen Bündel Aehren, in der anderen Trauben gehalten haben soll. Dieses Wasser, nachdem es sich in Sumpf verbreitet hat, verliert sich westlich fast gegenüber von Karabunar in ein Felsenloch [2]).

Ulukischla, neun Stunden von Eregli mit einem Chane Oghuf Mahommed Paschas, auf dem Wege weiter an heißt der Ort Kafrißandi, und auf dem Gipfel des Bergs ist das Schloß Gulek, welches mit dem achtzehn Stunden weiter entlegenen Dulek oder Dulak, dem eigentlichem ciliciſchen Passe, nicht zu verwechseln ist [3]).

Tschiftechan, neun Stunden von Ulukischla, was hierauf folgt gehört schon zum Sandschak von Adana, so daß das Bergschloß Gulek die Gränze der Sandschake von Konia und Adana macht; wie wir nun die auf der Pilgerstraße von Konia gegen Adana SO. flach gelegenen Oerter erwähnet haben, so folgen nun die auf derselben Straße nördlich von Konia gelegenen und theils zu diesem Sandschake, theils zu dem von Akschehr gehörigen Oerter.

Ladik (Laodicea combusta), eilf Stunden von Konia, heißt auch Jurgan oder Sardili; das Wasser ist kalt und schwer, besseres im Gebirge in der Entfernung einer Stunde am Quelle Tumli binar [4]).

Ilghun, eilf Stunden von Ladik, mit einer Moschee Mustafapaschas und mit einer anderen, welche der Admiral Dorgud (den die Europäer falsch Dragut nennen) aus einer Kirche verwandelte, mit einem für Aussätzige sehr heilsamen Bade. In der Nähe ein großer See (vermuthlich der Coralis [5]) Strabo's), dessen Wasser süß und fischreich. Zwischen Ilghun und Ladik liegt das Dorf Arslankői (Löwendorf) von mehreren in Stein gehauenen Löwen so genannt, dann die zwey Orte Balkamsßuji und Balisch Köpriſſi. Ilghun mit seinen Umgebun-

[1]) Manasikol hadsch S. 37, und Dschihannuma 616. [2]) Ebend. S. 117. [3]) Menasikol hadsch 39, erste und letzte Zeile. [4]) Ebend. S. 33. [5]) Mannert VI. II. S. 200.

gen gehören schon zum Sandschak Akschehr, Mannert hält dasselbe für das alte Mistheia [1]), Rennel für Philomelium [2]), und M. Kinneir für Tyriäum. Philomelium verlegt der letzte an den zwischen Ladik und Ilghun gelegenen Kadinchan; d'Anville, Rennel und M. Kinneir setzen auf ihren Karten Akschehr, den Hauptort des gleichnamigen Sandschaks, neun Stunden N. von Ilghun gelegen, als Thymbrium oder Antiochia in Pisidien an (wo der Monatgott Urkaios verehrt ward). Mannert bemerkt aber dagegen, daß die Straße von Apamea (Afiunhißar) über Antiochien nicht nach Iconium (wie die über Akschehr nach Konia), sondern gerade gegen Südosten über den Taurus nach der cilicischen Küstenstadt Side führte [3]). Akschehr hat drey Moscheen S. Alaeddins, S. Suleimans und Hassanpaschas. Der Spaziergang des Derwischen-Klosters ist ein herrlicher Ort. Hier liegen der berühmte türkische Eulenspiegel Naßroddin Chodscha, Nedschari Dede, Nimetollah Weli, sein Bruder Oren und Kurd Emir begraben. Zwischen Akschehr und Ilghun, liegt Arkidchan und in der Nähe von Akschehr ein fischreicher See [4]).

Nördlich von Akschehr und zu demselben Sandschake gehörig, liegt in der Entfernung von acht Stunden der Flecken Ishakli (auf M. Kinneir's Karte als Ketchlak und bey Rennel als Sakli verschrieben). Moschee, Chan und Bad von S. Alaeddin, eine Quelle hier heißt Jaghlibinar, d.i. die öhlige Quelle; hier scheidet sich die Straße nach Smyrna westlich, nach Kutahia nördlich. Nach der gewöhnlichen Wortverstümmlung der Türken dürfte Ishakli aus Mistheа entstanden, und Philomelium in Ilghun zu suchen seyn. Sieben Stunden nördlich von Ishakli und hart an dem schon zum anatolischen Sandschake Karahißar gelegenen Orte Bulawadin steht der Stein, welcher die Gränze zwischen den Statthalterschaften von Kutahia oder Anatoli, und Karaman oder Konia bezeichnet [5]).

Das Sandschak Akserai mit dem gleichnamigen Orte, welchen Mannert mit größerer Wahrscheinlichkeit für das alte Archelais annimmt, als M. Kinneir das karamanische Eregli, im Dreyecke mit Kaißareije und Konia, drey Tagreisen von diesem und jenem entfernt, an einem großen Flusse (Archelais lag am Halys) gelegen [6]). Mannert hat Unrecht, Akserа mit Cir-

[1]) *Rennels* Memoir 28, 34. [2]) Mannert VI. II. S. 179. [3]) Menasikol-hadsch S. 32. Dschihannuma 619 und Evlias Reisen III Bd. [4]) Menasikol-hadsch S. 31. [5]) Mannert VI. II. 266. [6]) Ebend.

schehr für eine und dieselbe Stadt zu halten [1]), indem beyde ganz verschiedene Städte, die Hauptorte zweyer ganz verschiedener Sandschake sind.

Im Sandschake Akserai, zwischen dieser Stadt und Konia, sind auch die Ruinen von Sopatra, der in den Byzantinern so oft genannten Geburtsstadt des Chalifen Motewekkel zu suchen, am östlichen? oder westlichen? Fuße der Gebirgsreihe Fodolbâba, Lycaonum colles, welche hier Lykaonien (die Statthalterschaft Konia) nördlich begränzen.

Das Sandschak Kirschehri, mit der gleichnamigen Stadt, das nordöstliche Eck der Statthalterschaft Karaman. Sie liegt zwischen den Salinen von Akserai und Kotschhißar, im Thale von Haiman und Karabunar. Der Weg nach Haiman geht am Rande dieser großen Salinen, und ein Paar Stunden sogar darinnen fort, so daß er mit Pfählen ausgesteckt ist; auf einer Seite fließt ein kleines Flüßchen hinein; der Grund dieser Salinen ist reines Salz, der Ertrag desselben verpachtet [2]).

Der künstliche Salzsee von Akserai (Weißpallast) ist nicht zu verwechseln mit dem See von Akschehr, der sich bis an den Rand von Ilghun erstreckt. Manchmal trocknet derselbe, manchmal tritt derselbe aus, und gibt dann den Ueberfluß seines Wassers an einen anderen westlich gelegenen kleineren See ab, der Bulwadin heißt [3]).

Begschehri ist das siebente und letzte Sandschak Karamans, und der Name des Hauptorts, welcher auf der Ostseite eines Sees in einer Ebne liegt; das Schloß ward von S. Alaeddin erbaut, die Stadt hat zwey Bäder und zwey Moscheen; Jaghan heißt ein der Stadt südlich gelegner Distrikt mit mehreren Dörfern, und Kaschakli ein anderer NW. von Begschehr gelegener, am Rande eines anderen Sees. Das dem See (östlich) gegenüber gelegene Gebirg heißt Anamas (ein Zweig des Taurus), und sendet einen beträchtlichen Strom in den See. Korali, eine Gerichtsbarkeit auf der Nordseite des Sees; das beträchtlichste Dorf derselben heißt Bramköi; östlich demselben streichen die Berge von Konia und liegt die Gerichtsbarkeit Toghan Hißari, nördlich die Gebirge von Akschehr, westlich die von Karaagadsch, und die wüste Strecke Ramasan beli; drey warme Bäder, wovon zwey im Dorfe des Tschausch, und eines im Dorfe Köschk [4]).

Sidischehr liegt an einem dritten, dem von Begschehri südlich gelegenen See, anderthalb Tagereisen von Konia; der Ablasser

[1]) Mannert VI. II. 266. [2]) Dschihannuma 620. [3]) Ebend. 619 letzte Zeile. [4]) Dschihannuma S. 618.

(émissaire) des Sees von Begschehr geht bey Sidischehr vorbey und fließt in den kleinen See, dessen Ablasser dann die Saaten von Sighla (Selga) bewässert; ein anderer Fluß, Aighara genannt, kommt von den Alpen (Jaila) von Surkun, und geht nach Soghla unter den bey Murssun und Seristan unter demselben geschlagenen Brücken weg. Die drey Seen, welche westlich von Begschehri und Sidischehri liegen, nennt das Dschihannuma [1]); der See von Begschehr ist ein süßer See, dessen Abläufer auf der Ostseite von Sidischehr vorbey, in den zweyten See, nämlich in den bey Sidischehr läuft, und seinen Auslauf gegen Sighla sendet; der dritte See, nördlich dem von Begschehr gelegen, heißt Korili oder Korali, d. i. ganz unverändert der Name des von Strabo Korilis geheißenen Sees, so daß der von Begschehri oder der kleinere der Trogites Strabo's ist. Am Raude des Korali befinden sich die von europäischen Reisenden noch ununtersuchten Ruinen eines alten Gebäudes, das den Ausbruch großen Wassers dämmte [2]).

Diese drey Seen sind von drey andern westlichen (Hamid, Egerder und Bordur) noch auf keiner Karte genau unterschieden worden.

XVI. Anatoli, das eigentliche Kleinasien.

Die größte und wichtigste aller asiatischen Statthalterschaften des osmanischen Reichs, nicht nur weil dieselbe die Wiege seiner Macht, den Keim enthielt und hegte, aus welchem sich die Herrschaft der Söhne Osmans zum weltbeschattenden Baume entwickelte, sondern auch durch die alte Wichtigkeit seiner Länder, durch den großen Namen, durch die Schönheit der Landschaft, durch die Fruchtbarkeit des Bodens, und die zahlreichen Ruinen klassischer Vorwelt. Auf drey Seiten vom Meere begränzt, nördlich vom Eurin, dem Bospor, der Propontis und dem Hellespont, südlich vom mittelländischen Meere, westlich vom Archi-

[1]) Dschihannuma S. 619. [2]) Selbst auf M. Kinneir's Karte fehlt sowohl der See von Egerder als der von Hamid, und nur der von Bordur ist angegeben; es ist möglich, daß der See von Jzirdir der Trogites des Strabo sey, wahrscheinlicher aber ists der unmittelbar unter dem Korali gelegene kleinere von Begschehri; von den drey nördlichen Seen ist bey M. Kinneir der See von Akschehr und Kadinchan angegeben, es fehlt aber der von Bulwadin, es sind also in allem neun Seen; die drey nördlichen von Akschehr, Kadinchan, Bulwadin; die drey südlichen von Korali, Begschehr und Sidischehr im Sandschak Konia, dann die drey, Hamid, Egerder, Bordur, im Sandschak Hamid in Anatolien.

pel, stößt es gegen Osten an die Statthalterschaften von Siwas, Itschil und Karaman, welche als abgerissene Theile der Halbinsel betrachtet werden können, wenn man die Gränzen derselben von der Tiefe des issischen Busens bis zur Mündung des Halys zieht, so daß derselbe auch das alte Kappadocien und Cilicien in voller Ausdehnung in sich begreift. Aber selbst nach Abrechnung der Statthalterschaften Siwas, Karaman und Itschil werden von den Sandschaken des so verkürzten Anatoliens oder Kleinasiens noch die von Sighla (Jonien), Biga (Troas) und Kodscha Il gewöhnlich nicht dazu gerechnet, weil dieselben nach einer alten Eintheilung der Statthalterschaft des Archipels oder des Kapudanpascha zugeschlagen sind. Wir führen dieselben mit den übrigen als wesentliche Theile der kleinasiatischen Ländergemeinde auf. Es sind deren in Allem siebzehn: Kutaja (Phrygia salutaris), Karahißar (Cecaumene), Saruchan (Lydien oder Mäonien), Sighla (Jonien), Aidin (Mysien), Bigha (Troas), Chudawendkar (südöstliches Bithynien), Kodscha Ili (nordöstliches Bithynien), Boli (der östlichste Theil von Bithynien, wo die Mariandynen und Kauconen wohnten), Kastemuni (Paghlagonien), Angora (Galatien), Muntescha (Karien), Tekke (Lycien), Hamid (Phrygia Pacatiana), Kangri (ein Theil Galatiens), Karasi (ein Theil Mysiens), Sultanögi (Phrygia Epictetus [1]).

Ohne uns an die politische Rangordnung der Sandschake zu halten, beginnen wir unsere Wanderung von Süden gegen Norden in geographischer Folge, so daß wir unseren Wanderstab von der Gränze Itschils (Ciliciens), von wo wir nach dem Binnenlande (Karaman) übergegangen waren, längs der Küste fortsetzen, welche von Erdbeschreibern und Seefahrern uneigentlich die Karamanische heißt, indem dieselbe die anatolische heißen sollte, weil die Küste jenseits des Menawgat (Melas), wo wir stehen geblieben, nicht zu Karamanien gehört, sondern das anatolische Sandschak Tekke ist, womit unser Lauf beginnt.

Antalia (so und weder Adalia noch Satalia, schreibt das Dschihannuma den heutigen Namen), die Hauptstadt des Sandschaks Tekke, ward nach der morgenländischen Sage vom persischen Tyrannen Sohak in drey Stockwerken für seine drey

[1]) Das alte Phrygien allein begreift also sieben Sandschake, Koni (Lycarnien) in Karaman, Kutaja (Salutaris), Karahißar (Cecaumene), Hamid (Pacatiana), Sultanogi (Epictetus), Angora und Kangri (Galatien).

Söhne erbaut [1]); die Stadt liegt schön, um einen schmalen Hafen herum [2]), die Berge, welche sich in drey Reihen hinter einander malerisch erheben [3]), sind der Climax der Alten, und der Cataractes Strabo's ist in der Nähe Antalia's, oder des alten Olbia, zu suchen. Der Verfasser des Itinéraire [4]) will denselben zehn Meilen von Antalia gesehen haben. A dix milles de Satalie une rivière se précipitant de toute la hauteur du roc présente du milieu de la rade l'aspect d'une belle cascade. Beaufort, welcher die Küste mit so großer Genauigkeit untersuchte, getraut sich nicht die Stelle von Strabos Katarakte anzugeben, und glaubt, daß mehrere kleine Bäche, welche die Gärten der Stadt bewässern, und über den Felsen in das Meer stürzen, vormals vereint den Stromsturz, wovon Strabo spricht, gebildet haben können [5]). Wir glauben, daß der Cataractes des Strabo den unterirdischen Wasserfall des Duden bilde, welchen zwar weder Beaufort noch Corancé gesehen, welchen aber das Dschihannuma eben so deutlich (als oben die korycische Grotte) mit folgenden Worten nachweiset:

»Auf der Nordseite der Stadt ist ein Berg (der Climax), wo der Fluß Duden, welcher der Ausläufer des Sees von Igirdir ist, hervorbricht und dann wieder unter die Erde stürzt, in der Nähe von Antalia aber wieder hervorkömmt, alle Gärten bewässert, gegen die Stadt und ins Meer geht; dieses Wasser ist ein großer Fluß [6]).« Eine Untersuchungsaufgabe für künftige Reisende. Beaufort, welcher (eben so wenig als Corancé) vom Beg die Erlaubniß erhalten konnte, das Innere dieser Seefestung des osmanischen Reichs zu besichtigen, mußte sich mit der äußeren (von ihm auch abgezeichneten) Ansicht begnügen; er gibt die Bevölkerung auf 8000 Seelen an, wovon zwey Drittel Mohammedaner, und ein Drittel Griechen, die blos türkisch sprechen, während in anderen Theilen der Türkey die Türken mehr griechisch als ihre eigene Muttersprache zu sprechen gewohnt sind [7]).

Köpribasar, d. i. Brückenmarkt, ein auf der Ostseite von Antalia gelegener Distrikt, der viele Kamehle nährt, und gute Limonien trägt.

Istenar, ist eine Tagereise nördlich von Antalia, der Sommeraufenthalt der Bewohner der Stadt, eine erhabene Fläche [8]).

---

[1]) Dschihannuma S. 638 l. Z. [2]) Beauforts Karamania 126. [3]) Itinéraire d'une partie peu connue de l'Asie mineure 390. [4]) Ebend. 384. [5]) Beaufort S. 136. [6]) Dschihannuma S. 639. [7]) Beaufort 131. [8]) Dschihannuma S. 639.

Kisilkia, der rothe Fels zwischen Antalia und Aghlassin.

Igeder, eine Tagreise westlich von Antalia, ein sehr steiniger Distrikt, dessen Bewohner sich während des Sommers im Gebirge aufhalten. Zu diesem Distrikte gehört der 7800 Fuß hohe Berg Tacht Ali, d. i. der Thron Ali's (nicht Takhtalu wie auf Beauforts Karte), der Solyma der alten Geographen, an dessen Fuß Tekirova, das alte Phaselis, dessen drey Hafen und der See noch heute nach Strabo's Beschreibung erkennbar sind; der See, heute ein Morast, verpestet die Luft. Viele Ruinen der alten Stadt; das Theater aus dem Felsen gehauen, der äußere Durchmesser hundert und funfzig Fuß hatte ein und zwanzig Sitzreihen, und gegenüber vielleicht der Tempel der Pallas, worin der Speer des Achilles verehrt ward [1]). Pallas hatte auch in der Nachbarschaft einen berühmten Tempel zu Side, vermuthlich war von Lindos, auf Rhodos, der Kultus dieser Gottin an dieser Küste in Flor gekommen [2]).

Westlich von Phaselis flammt aus Höhlen Feuer auf, wornach der Ort Janar, d. i. der brennende heißt, und unstreitig der von Plinius bey Phaselis erwähnte Berg Chimaira ist, mit dem gleichnamigen Thale am Tragus hinter Telmissos nicht zu verwechseln; die Stadt Olympos erkannte Beaufort in den Ruinen von Deliktasch, und auf den Inschriften ist der Namen immer *Ολυμπος* geschrieben. Die nordwestliche Küste nennt Strabo Corycus, heute heißt sie Tschiraghli (nicht Tchiraly wie bey Beaufort [3]), d. i. die Lampenreiche, weil das hier wachsende Nadelholz ungemein pechreich ist. Nach der alten Eintheilung gehörte Phaselis sammt dem darauf folgenden chelidonischen Vorgebirge (Promontorium sacrum) nicht mehr zu Pamphylien (wohin noch Attalea gehörte), sondern schon zu Lycien, und nach der neuen Eintheilung wird auch noch Fenika oder Finika [4]) auf der Nordwestseite des chelidonischen Vorgebirges zum Sandschak Tekke gerechnet, so daß dieser Hafen als der Gränzpunkt der Küste zwischen dem Sandschak Tekke und dem westlich daran stoßenden von Muntescha gelten mag [5]).

---

[1]) Beaufort Karamania S. 61. [2]) Itinéraire (de *Corancé*) S. 381. [3]) Beaufort's Karamania S. 47. [4]) Ebend. S. 31. [5]) Muntescha heißt beym Pachymeres Μαντταχιαι, und Tekke beym Chalcondylas Τεχης; eben so haben sich die Namen der andern von den Byzantinern als Nebenbuhler Osmans angeführten türkischen Fürsten noch heute in dem Namen mehrerer Sandschake erhalten als: Karassi (Καρασης), Saruchan (Σαρχανης), Karaman (Καρμανος), Germian (Κερμιανος), zu Kutahja dem

Das Sandschak Muntescha gränzt nördlich an Tire, südwestlich ans mittelländische Meer, östlich an Antalia und einen Theil des Sandschaks Kutahija; der Hauptort ist Moghla und nicht Muntescha, das zwey Stationen östlich davon liegt. Taus, ein Schloß und Gerichtsbarkeit [1]); die Küste dieses Sandschaks begreift die ganze Strecke von der Bucht von Fenika bis an die von Marmaris, welche der Insel Rhodos gerade gegenüber liegt, oder das alte Lycien. Die von K. Beaufort langs dieser Küste aufgenommenen merkwürdigen Orte sind die Ruinen des alten Myra, nächst einem Dorfe das denselben Namen führt; die Griechen verehren hier den Platz, wo der heilige Paulus predigte, den Schrank des heiligen Johannes, und die Asche des heiligen Nikolaus, dessen Leib zu Venedig und Bari gezeigt wird [2]). Der nächste Fluß wahrscheinlich der Limyrus [3]); die zwey Inseln Dolichiste und Megiste des Ptolemaios heißen heute Kakava und Castelorizo oder Castelrosso, das erste von den Griechen wegen der Menge rothschenklicher Nepphühner, das zweyte rothgesprenkelter Felsen wegen von europäischen Seefahrern so genannt, beyde vortreffliche Landungsplätze, und für Schiffswerften vortreffliche Plätze, nur nicht für den Bedarf großer Flotten hinlänglich mit frischem Wasser versehen. Drey englische Meilen östlich von den zahlreichen Buchten und Bayen des Eilands Kakawa mündet das kleine Flüßchen Andraki, welches die Ruinen von Myra wäscht, am nördlichen Ufer mehrere verfallene Häuser, Särge u. s. w., auf der anderen ein großer römischer Kornspeicher Trajans, zweyhundert Fuß lang und zwanzig hoch; in der Mauer sind ältere griechische Steine mit griechischen Inschriften eingemauert, so daß schon die Römer sich solcher Barbarey gegen griechische Denkmale schuldig machten, wie später die Byzantiner und Türken [4]). In Andraki läßt sich Andriace, der Hafen des alten Myra, erkennen; zu Kakava hat (wie zu Telmissos und Abukir) die See sichtbar über das Land gewonnen, indem viele Ruinen und

---

alten Forum Keramiorum, Aidin (Ατσυς), Alaje (Αλαιδες); der siebente dieser Stammfürsten, dessen Nachkommen dann alle anderen unterjochten, war Ατμαν, d. i. Osman. S. Schlözers kritisch historische Nebenstunden. Wie die Byzantiner diese türkische Namen verstümmelt haben, so auch fast alle übrigen bis zur Unkenntlichkeit; so ist Ertogrul Ταγγροληπξ, Suleimanbeg Σαλαμπαξις, Enurolmumenin (der Fürst der Rechtglaubigen) Αμπραμυες Dschuneid Τζουειτες, Omurbeg Αμουριος u. s. w.

[1]) Dschihannuma S. 638. [2]) Beaufort's Karamania S. 30. [3]) Ebend. 32. [4]) Ebend. S. 28.

Mauern unter Wasser. Gegenüber der Insel Castelorizo oder Castelrosso sind am festen Lande die beyden Hafen Sevedo und Vathy. Beym letzten ein Theater mit sechs und zwanzig Sitzen von Reihen von roher Bauart in Vergleich mit dem von Patara; zu Sevedo Felsengräber und Sarkophage, deren griechische Buchstaben mit andern von unbekannter Figur und noch unentzifferter Bedeutung vermischt sind [1]).

Die Bay von Kalamaki hält Beaufort für den Hafen Phoenicus, worin die römische Flotte vor dem Angriff von Patara ankerte, dieses Phoenicus wäre dann weder die bey Porto Genovese gelegene alte Stadt, welche auch Olympos hieß, noch die Bucht von Finika, sondern ein drittes; wahrscheinlicher aber eins mit der letzten, worin so oft griechische und arabische Flotten lagen. Aeußerst sehenswerth sind die großen Ruinen von Patara mit seinen Mauern, Tempeln, Sarkophagen und schönem Theater [2]). Eine kleine Strecke landeinwärts sind noch größere Ruinen, die K. Beaufort nicht sah, vermuthlich die von Xanthus, berühmt (wie Saragossa und Sagunt) durch seine verzweifelte Vertheidigung gegen die Perser und Römer [3]), und durch die Tempel Apolls; wer kennt nicht den lycischen und patarä-ischen Apollo, der sich in den Fluten des Xanthus wäscht [4]), wer nicht die schwarzen Wälder des grünen Cragus [5]), der nordwestlich von Patara in sieben Stufen, welche jedi burun (die sieben Vorgebirge heißen) endet? Hier am Fuße des Cragus begann K. Beaufort seine Küstenaufnahme der anatolischen und ciliciſchen, von ihm Karamanien genannten Küste, und bis hieher kam der Recensent selber auf einem von Megri (Telmissos) aus über den Flecken Liwis nach dem Thale von Kullechimari (η Χιμαιρα Φαραγξ) unternommenen Ausflüge [6]), so daß er im Thale der Chimaire, und auf den sieben Spitzen des Cragus gestanden, ohne leider bis nach Patara und Xanthus zu den Tempeln Apolls wallfahrten zu können. Eine klassische Wallfahrt, welche ihm eben so durch die

---

[1]) Beaufort's Karamania S. 13. Dieser sonderbaren Inschriften ist zuerst bey der Beschreibung von Telmissos in den topographischen Ansichten erwähnt, und eine Probe davon gegeben worden; eine zweyte gibt Beaufort S. 13. S. Münters Meinung hierüber in seinen antiquarischen Abhandlungen I. S.

[2]) Beauforts Karamania S. 4. [3]) Ebend. 7. [4]) Qui *Lyciae* tenet dumeta Delius et *Patareus* Apollo *Hor.* III. 4. Phoebe qui *Xantho* lavis amne crines. IV. 5. [5]) Dianam laetam nemorum coma, quaecunque prominet nigris silvis *viridis Cragi*. I. 18. [6]) Topographische Ansichten S. 115 und 116. Mnla steht dort statt Mughla oder Mogha.

Umstände untersagt ward, als die christliche nach Jerusalem vom Pascha aus, wiewohl er sich hier wie zu Megri (Telmissos) vierzehn Tage lang mit dem englischen Geschwader zu Jafa beyläufig in gleicher Entfernung von Jerusalem wie zu Telmissos von Patara befand.

Das Sandschak Hamid hat seinen Namen wie Karasi, Saruhan, Tekke, Muntescha, Aidin, Germian, Karaman, Alaje von einem Fürsten dieses Namens zur Zeit der Seldschugiden [1]); es gränzt östlich an das Sandschak Begschehr, nördlich an das von Akschehr der Landschaft Karaman, westlich an Germian (Kutaja), südlich an Antalia. Der Hauptort ist Isparta (vielleicht das alte Boris), eine offene Stadt mit guten Früchten; südlich liegt der Berg Aghlasin, den Garten bewässert ein großer Fluß (der Duden oder Cataractes). Jalawadsch, auf der Ostseite des Sees von Ighirdir, vortreffliche Aepfel, Birnen und Kirschen, Ueberfluß an fließendem Wasser.

Baulu, ein großer Berg bey Ighiri, voll weißer Maulbeeren.

Aghros oder Aghrasch, der Name eines von Handwerkern bewohnten Thals Barla zwischen zwey Bergen nahe dem östlichen Ufer des Sees von Igirdir, wo schöne Trauben! Aaßi kara aghadsch, eine Station westlich von Isporta, eine Station südlich von Denisli. Taghani, eine Tagreise südlich von Aaßi kara aghadsch, ist die Gränze der Sandschake von Hamid und Antalia. Auschar oder Affschar, eine Tagereise nördlich von Isparta, anderthalb Stunden vom See von Igirdir, mit dreyzehn Dörfern, die dazu gehören [2]). Igirdir liegt an der Westseite des darnach genannten Sees, hart an demselben von süßem Wasser umgeben, mit vielen Bädern und Moscheen, drey Tagreisen von Kutahia; gegenüber liegt eine kleine unbewohnte, nördlich aber eine große von Schiffern bewohnte Insel, wo der Scheich Moßliheddin begraben liegt. Nahe dabey ist auf dem Berge Surenas das von einem gewissen Koleib erbaute Schloß, das der arabische Sid Al hattal (Il Campeador) eroberte; außer dem Flecken ist ein Dorf Nas mit einem Kloster und frommen Stiftung. Diese wohlthätigen Anstalten sind hier so nothwendiger, als die Bewohner dieses Sandschaks sich nicht von Ackerbau ernähren, indem das Land theils See, theils unwirthbares Gebirg ist, der höchste Berg (Hypsaphoros) ist vier und zwanzig Stunden hoch, wo der Schnee funfzehn Ellen tief liegt. In der Mitte derselben ist ein süßer See, zehn Miglien lang und fünf breit; sechs Stunden von Igir-

[1]) Dschihannuma S 639. [2]) Ebend.. S. 641.

dir ist ein dritter süßer See, sechzig Miglien lang und vierzig breit; der von Igirdir endlich selbst in der Mitte von Hamid ist fünfthalb Farsangen lang und drey breit, zehn Ellen tief, mit zwey Inseln, deren kleinere Dschan atasi, und der größere Nis atasi heißt [1]).

Der See von Burdur, der bey Lukas Bendur heißt, ist nach allem Anscheine kein anderer als der oben erwahnte, sechs Stunden von Igirdir entlegen; der See von Burdur berührt mit seinem Rande das Gebiet von Aaßi Kara agadsch und Gusel hißar. Diese drey Seen sind nicht (wie Mannert gethan zu haben scheint [2]) mit den anderen südöstlich davon gelegenen Seen Korali und Begschehri, welche eben im Sandschake dieses Namens vorgekommen sind, zu verwechseln; der Abläufer des Sees von Igirdir verbirgt sich bey Duden durch einen Wirbel unter der Erde, und kommt erst wieder bey Antalia hervor (der Cataractes). Die Namen des Paul Lukas scheinen größtentheils unrichtig, sein Schaseli das Nas des Dschihannuma, und sein Berg Kadmus der Surenas des letzten zu seyn, wegen des Uebereintreffens des Klosters [3]).

Aghlasin (er soll weinen) ist eine Gerichtsbarkeit südlich von Sparta, und der Ort am Fuße des Gebirgs auf einem Hügel gelegen, mit vielen Gärten umgeben.

Getschi burlu, südlich von Olu Burlu, eine halbe Station von demselben entfernt. Die Einwohner verfertigen die Leinwandsorte Bogaßin. Der Berg Sogut taghi liegt diesem Orte gegenüber nördlich von Sparta. Hawiran nördlich vom See von Igirdir, ein Schloß mit sechs und dreyßig Dörfern, östlich davon liegt Jalowadsch, nördlich Kutahia, südlich Auschar (Seleucia?) und Nasli. Die Einwohner waren ehemals herumziehende Horden, die sich erst später in Dörfer sammelten. Igirdir ist seiner Trauben wegen berühmt, von denen man sechs und dreyßig verschiedene Sorten [4]) zählt. Dieses Sandschak, welches den größten Theil des alten Pisidiens begreift, ist außer von Paul Lukas noch von keinem europäischen Reisenden durchschnitten worden, und die meisten Städte des alten Pisidiens sind noch von künftigen Reisenden in den heutigen zu bestimmen übrig.

Das Sandschak Karahißar mit der gleichnamigen Stadt, welche zum Unterschiede von gleichnamigen Städten des osmanischen Reichs Afiun Karahißar, oder Oppiumschwarzschloß heißt, das alte Apamea Kibotos, oft mit Celenä vermischt,

---

[1]) Dschihannuma S. 641. [2]) Mannert VI. II. S. 155.
[3]) Ebend. S. 156. [4]) Dschihannuma S. 401.

welches an der Quelle des Marsyas, Apamea aber an der Mündung desselben in den Mäander lag [1]), der große König hatte unter der Akropolis von Celena einen Pallast an der Quelle des Marsyas, und Cyrus einen Park an der Quelle des Mäanders.

Die Flüsse Marsys, Orpas, Obrimas, die sich mit dem Mäander vereinigen, sind erst von künftigen Reisenden genau zu bestimmen, eben so wie das Thal Aulokrenäi, zehn Meilen von Apamea auf dem Wege in Phrygien, der Scene des Streits mit dem Apollo, der schlammige Salzsee zwischen Laodicea und Apamea mit eigenem Ausfluß und der unterirdische Rinnsal des Lykos [2]). Den Obrimas nennt Pococke Bur Pascha, und läßt denselben zwischen Ishakli und Sandukli gegen Westen in den Mäander fließen. Rennel hält das letzte fur Celena [3]).

Ishakli, liegt acht Stunden nordlich von Akschehr auf der großen Pilgerstraße, mit Moschee, Bad und Chan Sultan Alaeddins; eine hier befindliche Quelle heißt Jaghlibunar, d. i. die öhlige [4]).

Bulawadin, acht Stunden nördlich von Ishakli, die drey Moscheen sind die Sinanpascha's, des Scheich und Hadschi, die große Brücke von 540 Schritten erbaute S. Selim; berühmt durch gute Melonen. Nach Mannert das alte Philomelium oder Philomedin (Φιλομηδην), das in Bulawadin verstümmelt worden seyn soll [5]). M. Kinneir setzt Philomelium unmittelbar über Ladik nach dem heutigen Kadinchan, und hält mit Rennel Bulawadin wahrscheinlich für das alte Dinias in Phrygien, und selbst der von Mannert angeführte Marsch des Konsul Manlius bestätigt diese Meinung, indem er am ersten Tage von Aporedos Come, wo die Quellen des Obrimas ins metropolitanische Gebiet, den zweyten nach Dinis (Bulawadin), am dritten nach Synada (Chosrewpascha) kam. Dieß sind noch die heutigen Pilgerstationen; Ishakli, Bulawadin, Chosrewpascha, das letzte zwölf Stunden von Bulawadin entfernt, ein Chan und eine aus einer Kirche gemachte Moschee; hier werden gute Teppiche verfertigt.

---

[1]) Mannert VI. III. 122. M. Kinneir weiset den Irrthum d'Anville's (S. 229) nach, und sucht die Lage von Celenä in den sieben Meilen südlich entlegenen Ruinen, die er nicht sah; hier endet die Kette des Kaldirtagh (S. 230). Rennel unterscheidet Afiun Karahißar (Prymnesia) von Apamea Kibotos, und Celenä (Sandukli), während Chandler Celenä nach Ishakli setzt. LXXI. Cap. [2]) Chandler LXX. Cap. [3]) *Rennel's* Memoir 23, 24, 28. [4]) Menasikol-hadsch S. 23. [5]) Mannert VI. III. 98.

Zwischen Chosrewpascha und Bulawadin ist das Dorf Bejat, und zwischen Bejat und Bulawadin ein fürchterlicher Paß Inler [1]), vielleicht die κλεισυραι, in denen Manuel der Komnene vom Sultan von Ikonium geschlagen ward.

Das Schloß Holmi und Myriocephalon, ist noch zu bestimmen [2]).

Das Sandschak Angora, hieß auch ehemals der Distrikt von Amorium, nach dieser alten Stadt, deren Lage Mannert zu Siwrihißar vermuthet, während M. Kinneir diesen Ort für Abrostata hält, und Amorium ganz in den von europäischen Reisenden noch wenig gekannten Raum von Phrygia salutaris hineinschreibt.

Amorium lag auf der Straße von Doryläum (Eskischehr) über Pessinus [3]) nach Archelais (Akserai); die beyden Endpunkte.

Eskischehr und Akserai sind bekannt, aber die Lage von Pessinus und Amorium ist noch mit Gewißheit auszumitteln. Das Dschihannuma setzt Amorium in die Nähe von Angora, sagt aber, daß heute keine Spuren mehr davon übrig seyen [4]).

Angora sammt seinen Ziegen, Katzen, Birnen und Cameloten ist durch europäische Reisende bekannt genug; die schönen Gärten in der Nähe heißen Kajesch, vom gleichnamigen Flußchen bewässert. Hadschi Beiram, der Stifter des nach ihm genannten Ordens, die Derwische, ruht hier.

Westlich von Angora am Halys ist der Narrenbrunnen, eine Schwefelquelle wie es scheint. Murtesiabad, ein Distrikt gegen Westen, wo Seidenarbeiter sind. Ajasch, westlich von Angora auf der Hauptstraße, östlich von Begbasar, zwischen dem und zwischen Ajasch eine warme Heilquelle. Jerköi nördlich und Gurel südlich von Ajasch. Der Fluß Germi, der bey Gurel vorbey geht, nähert sich Begbasar, und fällt dann in den Sakaria (Sangaris).

Jabanabad, südlich von Ajasch, nördlich von Schorba im Gebirge.

Schorba, gegen Kerde, nördlich von Ajasch; schöne Alpen mit Nadelholz und einem warmen Heilquell. Tschubukabad NO. von Angora.

Tschukurdschik, eine Station östlich von Angora mit den schönen Alpen des Elmatagh, wo Föhren und Pinien. Haimane und Torgudili, zwey Distrikte am Fuße des El-

---

[1]) Menasikol-hadsch S. 31. [2]) Mannert VI. III. 124. S. Nicetas VI. 3. [3]) Mannert VI. III. 65. [4]) Dschihannuma S. 643.

matagh, von herumziehenden Horden (Jürük) bewohnt; in Haimane ein Heilquell, die Einwohner nähren sich von Pferd- und Kameelzucht. Von sechs und dreyßig Birnenarten, die Angora zählt, sind die berühmtesten die Abbassi und Fürstenbirnen (Begarmudi), auch die Aepfel, Trauben und eine Art Frühpflaumen sind berühmt. Außer dem Sakaria und oben erwähnten Flüßchen von Kajasch ist noch das Flüßchen von Tschubukabad, das rechts von Angora kommt, und Indschesuji, welches in der Nähe des Klosters von Jakub Adal aus dem Elmatagh entspringt [1]).

Das Sandschak Kanghri (das alte Gangra) [2]); dieses Sandschak wird vom Gebirge Kus in zwey Hälften getheilt, und ist von drey Gebirgreihen, dem Kus, dem Alkas (Olgassis) und Budenar durchschnitten. Kanghri liegt auf der Südseite des Bergs Kus in der Ebne, zwischen den beyden Flüßchen Schirinßu und Adschißu, die vereint in den Halys fallen; die Häuser meistens von Tannenholz mit Ziegeln gedeckt. Angora ist drey Tagereisen südlich, Tscherkesch zwey Tagereisen westlich.

Tusia das alte Docea, auf der Nordseite des Kusbergs eine Tagereise nördlich von Kanghri; eine Stadt mit mehreren Chanen, Moscheen und Bädern, in der Mitte der Stadt ist der schön überwölbte Quell Farsbinari [3]). Morier kam hier vorbey, wechselte aber blos Pferde ohne die Stadt zu besehen, wie es scheint, weil das Posthaus außerhalb derselben ist [4]).

Kotschhißar, acht Stunden westlich von Tusia, und sechs nördlich von Kanghri, am Flusse Durak gelegen, in einer amphitheatralisch sich öffnenden schönen Landschaft [5]).

Kalaadschik, südlich vom Köktagh (derselbe mit Kustagh), von dem Felsen hufeisenartig umgeben, SO. von Kanghri. Zwischen beyden liegt das Feld von Terme [6]). Tscherkesch, in der Ebne, mit Moschee, Chan und Bad, von S. Murad IV. erbaut; in der Mitte der Ebne erhebt sich ein schöner mit Pinien und Tannen bewachsener Hügel, an dessen Fuß das Dorf Bosoghli. Zwischen Tscherkesch und Boli ist ein enger Paß (Bogas).

Tocht, SO. von Kanghir zwischen Tusia und Kotschhißar, im Gebirg Kus.

Gelanuje, ein Schloß von Erden. Milan, nördlich von Kurschunli, am gleichnamigen Flüßchen, das ostwärts geht.

---

[1]) Dschihannuma S. 645. [2]) Mannert VI. III. 32. [3]) Dschihannuma S. 646. [4]) Morier's first journey p. 353. [5]) Ebend. [6]) Dschihannuma 646.

Der Fluß Duras, an dessen beyden Seiten Oguf nördlich von Karghu liegt, geht beym Dorfe Hadschi Hamsa in den Kisilirmak (Halys); der Ursprung des Duras ist in der Gerichtsbarkeit Karibasari (Schneemarkt), der am Ende des Kusgebirgs gegenüber des Passes liegt. Schaabanusi, in der Nähe von Kalaadschik, und südlich von Schaabanusi, liegt der Distrikt Kuribasari.

Kalaadschik Kuskin, liegt südlich von Kalaadschik, und zwischen beyden diesen Distrikten fließt der Halys durch. Gute Melonen und Wassermelonen. Vier Stunden östlich von Kanghri, beym Dorfe Tuslu, ist ein Salzberg. Der rothe Saffian [1]) dieser Gegend ist so berühmt, als der gelbe von Kaißarije, und der blaue von Konia. Das Gebirge Kus durchschneidet das Sandschak von Osten nach Westen, die Kette Akkas streicht nördlich. Der Fluß Duras entspringt am äußersten Ende des Kus, bey Karabasari, fließt von Westen nach Osten bey Tscherkesch, Kurschunli, Kotschhißar, Tusia vorbey, und geht bey Hadschi Hamsa zwischen demselben, und Karghi in der Nähe von Osmandschik in den Kisilirmak oder Halys [2]).

Das Sandschak Kastemuni gränzt nördlich an das schwarze Meer, östlich an Dschanik, westlich an Boli, südlich an Kanghri. Die Hauptstadt, welche von europäischen Reisenden Castembol geschrieben wird, ist nach M. Kinneir das alte Germanicopolis, nach Mannert [3]) das alte Sora. Kastemuni hat mehrere Moscheen, und auf der Westseite an der Stelle Hißarerdi einen Wallfahrtsort (die Moschee Schaaban, Efendis). Taschköpri, ein Flecken ohne Mauern, nach einer alten steinernen Brücke so genannt [4]). Boiabad, ein Distrikt auf dem Wege von Dschanik nach Kastemuni. Sinope, die Hafenstadt des Sandschaks, ist aus Tournefort und anderen bekannt genug.

Gore, am Fuße des Erzgebirgs, eine Tagereise von Kastemuni [5]); der dazu gehörige Hafen von Inebolu liegt vier Stunden ostwärts, und hundert Stunden westlich von Sinope.

Aradsch, westlich von Kastemuni, eine Tagereise weit am Flusse Aradsch.

Bojalu, rechts von Aradsch, hart am selben; hier fließt das oben erwähnte Flüßchen Milan vorbey, das sich hier mit dem Mendel und Donerek vereinigt, welche beyde aus dem Berge Kolbi entspringen.

---

[1]) Dschihannuma 646. [2]) Ebend. [3]) Mannert VI. III. 33.
[4]) Dschihannuma S. 648. [5]) Ebend. S. 649.

Turghan, ein Distrikt westlich von Boiabad, und nördlich von Hißarima [1]).

Serai, von Sinope landeinwärts, hier sind die großen Nadelholzwälder, aus denen der für das türkische Seewesen nöthige Theer erzeugt wird.

Tschanlu, hinter Serai im Gebirge, waldig und wohl bewässert.

Aja Andun, westlich von Sinope am Ufer des Meeres, ein großes Dorf. Hier ist das Erzgebirge, das wie das zu Argano (zwischen Malatia und Diarbekr) reichen Ertrag an Erz liefert [2]).

Das Sandschak Boli, dem vorigen westlich und dem von Kodscha Ili östlich gelegen [3]), mit der gleichnamigen Hauptstadt (das alte Hadrianopolis), wo eine besondere Art Pistazien, Fisti findik, und ein warmes Heilbad ist. Ein kleiner Fluß geht zwischen den Gerichtsbarkeiten Gölbasari und Hißarögi ins Meer, hinter der ersten ist ein kleiner See; zu Boli sind zwey Quellen, deren eine versteint, die andere Steine auflöset.

Kerde (Gerida bey Heude 250, Dupré I. 15), am gleichnamigen Flüßchen, das von Alatagh kommt, zwischen den zwey Seen Karagöl und Tusligil, jener westlich, dieser östlich. Wiranschehr, berühmt durch gutes Honig und Saffran, östlich von Kökdsche und Ssusasak, an einem Flüßchen, das von den Alpen des Berges Arak kommt [4]).

Moderni, eine Tagereise südlich von Boli, an einem Flusse, der bey Sabandscha in den Sakaria fällt, zwischen zwey Bergen, auf deren einem ein Schloß. Amaßra (Amastrs), der bekannte Hafen des schwarzen Meers.

Kibrisdschik am Alatagh, vier und zwanzig Dörfer, deren mehrere Reiß bauen.

Paulu, am Saume des Alatagh, mit einem warmen Bade.

Dört Dusan, westlich von Kerde an der Tiefe des Alatagh, heißt so, weil Sultan Suleiman auf einem seiner Züge vom Padagra aufgehalten, hier vier Tage Divan hielt [5]).

Tschagha, nördlich von Alatagh, mit einem See, kleiner als der von Sabandscha. Meugen, nördlich von Tschagha, gute Forellen und Pflaumen (Merdume).

Tudargha, hart an Tarakli; zwischen Tudargha und Boli liegt Moderni, berühmt durch Kämme (Tarak), Löffel, und die schöne Ebne Nala tarlasi.

Efnanli, zwey Dörfer an einem See, in den sich der

---

[1]) Dschihannuma S. 650. [2]) Ebend. [3]) Ebend. S. 651. [4]) Ebend. S. 652. [5]) Ebend. S. 653.

Fluß Milan ergießt, und auf der anderen Seite hinaus ins Meer geht. Safran, ein Distrikt von funfzig Dörfern.

Kisilbeli, zwölf Dörfer am Filias (Billäus) mit der Alpe Mahjailasi. Kogerbe, südlich von Uskub, südlich davon fließt der Fluß Oghri, der in den See von Esnanli geht. Duschebasari, ein Distrikt von mehreren Dörfern längs der Heerstraße, erzeugt gute Sahne (Kaimak) und guten Reiß [1]).

Eregli (Heraclea Ponti), der bekannte Hafen des schwarzen Meeres; der Fluß, der vom Berg Tschileh herunter kömmt, wird hier mit Nachen übersetzt. Wallfahrtsort Hadschi Baba's; Produkte: gute Leinwand und Bauholz.

Samakov, östlich von Eregli, eine Gerichtsbarkeit von zwanzig Dörfern [2]).

Durek, östlich von Eregli, nördlich vom Berg Tschil (Cytorus); der Fluß von Boli und der von Mengen vermischen sich in diesem Distrikte mit den Wässern von Aradsch und Wiranschehr, und gehen vor Durek ins Meer.

Jedidiwan, d. i. die sieben Diwanstage, ein Distrikt (wie oben vier Diwanstage).

Derkene, südlich von Durek, auch Sekis diwan, d. i. die acht Diwanstage genannt.

Der Distrikt Tscheharschenbe, d. i. Mitwoche, und Pentschembe, d. i. Donnerstag, zwischen denen der Filias (Billäus) fließt. Gulbasari dem letzten nördlich.

Hißarögi, östlich dem vorigen, und von demselben durch den Filias getrennt.

Jenidsche, östlich von Boli, vom Filias bewässert, zwölf Dörfer enthaltend.

Bartan, drey Tagereisen von Boli östlich. Die Wässer Derbend ßuji, Owa ßuji und Ulus ßuji vermengen sich in diesem Distrikte zum großen Flusse, der bis zwölf vom Meere einwärts große Schiffe aufnimmt, auch zwölf Diwan genannt.

Uskubi, zwölf St. nordwestlich von Boli und südlich von Aktscheschar, hier kommt nördlich vom Tschileh der Fluß Dabbaghlar ßuji, und die westlichen Reißfelder bewässert der Milan ßuji; in Dorfe Tschileh ruht Schemsi Efendi.

Aktscheschar, nördlich von Boli und Uskub, sechs Stunden vom letzten. Der Berg Tschileh liegt zwischen diesem Distrikt und Boli, als Hafen dient das Dorf Keramedin, so wie Milan Agsi (die Mündung des Milan), dem Distrikt von Uskub; gute Kirschen und schönes Bauholz. Gökdscheßu, ein Distrikt östlich von Boli. Serak, an den vorigen stoßend,

[1]) Dschihannuma S. 653. [2]) Ebend.

durch den Fluß von Boli von demselben getrennt. Die Alpen der Berge Tschileh und Alatagh.

Aktasch, östlich von Wiranschehr am Flusse von Wiranschehr. Ulak, östlich von Attasch, bewässert vom Flusse Enin des Alatagh. Serfene, südlich von Bartan im Distrikte der sieben Diwane. Ulus, südlich von Amaßra, westlich von Kastemuni. Eflani, an Kastemuni's Gränze. Jaghan, nahe bey Wiranschehr, Gödschenis, an Serfene stoßend; hier ist der Berg Kirk taghi, mit einer sehr merkwürdigen, im Dschihannuma beschriebenen, von keinem europäischen Reisenden aber noch gesehenen Höhle Gungörmes (d. i. die den Tag nicht sieht), wo Ruinen und Spuren unterirdischer Wohnungen, Fontainen, Gräber u. s. w., man kann ein bis zwey Tage darin fortgehen, ohne das Ende zu finden, und man glaubt sie erstreckt sich bis ins Erzgebirg von Kastemuni (ganz gewiß die Acherusia der Alten [1]).

Flüsse. Der Milan (Hippias) kommt von den Bergen Tschileh und Murus, trennt die Distrikte Dusdsche und Uskub, fließt in den See von Isnanli ein und aus, trennt die Sandschake von Nicomedien und Brussa, geht nach Aktschesar und mit sehr großer Mündung ins Meer.

Der Filias (Billäus [2]) geht durch die Distrikte Beljenidsche, Pentschenbe, Gulbasar, Hißarögi ins Meer. Der Bartan (Parthenius) auch Derbend ßuji oder Owa ßuji oder Ulus ßuji, geht durch die Gerichtsbarkeit Bartan und Ner. Der Moderni ergießt sich unter der über den Sakaria (Sangaris) führenden hölzernen Brücke in denselben. Der Kerde kommt von Alatagh, geht durch die Distrikte Ulak und Schehabeddin, trennt die Sandschake Angora, Kaugri, Kastemuni von dem von Boli [3]).

Das Sandschak Sultanögi. Nachdem wir abermal bis an die Küste des schwarzen Meeres gekommen, kehren wir noch einmal in der Richtung von Norden gegen Süden, in das innere Gebiet Anatoliens zurück.

Die Hauptstadt des Sandschaks Sulsanögi ist Eskischehr (Doryläum), der Wallfahrtsort zu den Gräbern Scheich Edebali's und Schehabeddin's; der Pursak (Thymbris) fließt in der Nähe, auch ist ein warmes Bad hier; drey Stunden davon ist das Dorf Akwiran [4]). Neun Stunden östlich von Eskischehr ist Sidigasi, das alte Dokymäum durch den syna-

---

[1]) Dschihannuma S. 655. Siehe auch Mannert VI. III. 626. [2]) *Rennel's* Memoir p. 263. [3]) Dschihannuma S. 655. [4]) Ebend. 642. Menaskolhadisch S. 28.

bischen Marmor berühmt, der vom Blute des Atys gesprenkelt worden. Hier ist das Grabmal des arabischen Sid Albattal (Cid el Campeador), der nach der Belagerung Konstantinopels unter Moslema hier im Jahre d. H. 121 (738) starb. Auch sind Gräber hier aus der Familie Michaloghli (des Paläologen). Zwischen Sidigasi und Chosrewpascha liegt auf der Pilgerstraße das Dorf Bardakli und der Paß Kirlepa, ein warmes Bad und eine Quelle, auf deren Oberfläche man Oel sammelt [1]). Sogüd, zehn Stunden von Eskischehr, auf der Heeresstraße, ehemals Sisißaf (Σησασια), berühmt durch sauer eingemachte Weinbeeren und Knackwürste [2]); auf dem Wege nach Lefka links das Grabmal Ertogruls, dann des Chan Köprili Mohammedpaschas. Lefke (Seleucia), neun Stunden von Sogüd und eilf von Nicäa, nahe dem Sakaria (Sangaris), der von Eskischehr kommt, und den Pursak (Thymbris) aufnimmt [3]). Inögi, am Fuße eines hohen Bergs mit mehreren darin befindlichen Höhlen, deren eine bewohnt ist; eine andere ist östlich von Akbiik, ostwestlich von Eskischehr, und nahe dabey der Distrikt Kutschuk fure. Biledschik liegt in der Mitte von Brussa, Jenischehr, Lefke, Jailakabad, Nicäa und Gemlik, südlich dem letzten, nördlich dem vorletzten; hier sind viele Weberstühle, wo der geschnittene Sammt für Polster verfertigt wird. Karadschaschehr, ein altes Schloß, das Osman zuerst auf S. Alaeddins Befehl eroberte, vier Stunden von Inögi nördlich von Kutahia am Pursak. Dieses Sandschak ist der heilige Grund der ältesten osmanischen Geschichte, und fast jeder der genannten Oerter ist in derselben verherrlicht; zu Sidigasi ruht nebst dem arabischen Cid Sultan Alaeddin, auf dessen Befehl Osman das Schloß Karadschahißar eroberte, und dann von ihm im Jahre d. H. 687 (1288) mit Eskischehr belehnt ward. Zu Sogud ist das Grab Ertogruls, und Biledschik ist das Schloß, welches Osman auf eine dem trojanischen Pferde nachgeahmte List bey einem Hochzeitsgelage eroberte [4]).

Das Sandschak Kutahia, auch das Sandschak Germian geheißen; beyde Namen sind alt, jener aus Cotyaeum, dieser aus dem Forum Caramiorum Xenophons verstümmelt. Kutahia, am Pursak (Thymbris) gelegen, gilt für die Hauptstadt ganz Anatoliens. Die schönsten Spaziergänge der von Akßu, Sultanbaghi, Kebkis und Sultan Bajasid

---

1) Dschihannuma S. 642. Menasikolhadik S. 30. 2) Ebend. S. 28. 3) Ebend. S. 27. 4) Dschihannuma S. 641 und 677. S. *M. Kinneir's* journey S. 235, 38.

baghdschesi. Drey Stunden von der Stadt im Orte Fundschali ist ein heißes heilsames Bad [1]), das Λυζα des Hierokles [2]), indem Ilidsche jedes warme Bad heißt; auch im Distrikte Amrudili sind warme Bäder, die zum Unterschiede vom vorigen Kisil ilidsche heißen. Tawschanli, acht Stunden nördlich von Kutahia. Altuntasch (Goldstein), nordöstlich von Kutahia. Gumisch (Silber), ein anderer zu Kutahia gehöriger Distrikt. Uschak, östlich von Kutahia am Fuße des Muradgebirgs, wo Teppiche und Tapeten gemacht werden. Silindi, östlich von Kure, ein Distrikt mit gleichnamigem Dorfe. Kodos, östlich von Kutahia, am gleichnamigen Fluß. Kule, zwischen schwarzem Gestein, ein an Obst sehr fruchtbares Thal. Kure, östlich von Silindi; dessen Teppiche sind nicht minder berühmt als die von Uschak. Südlich liegt Sidschanli, zwischen dem und Banas der Berg Achirtagh mit schönen Alpen, von Turkomanen bewohnt. Altunowasi oder Scheichli, zwey Stationen westlich von Karahißar am Fuße des Bergs Aktagh. Baflak, östlich von Denisli, an Scheichlu anstoßend. Tschal, zwischen Uschak, Baflak und Inar, am Mäander. Jasikari, südlich von Baflak, durch einen Berg vom selben getrennt, auf der einen Seite von Tasikeri ist Keikler, auf der andern Seite der Berg von Sogud. Keikler östlich von Tasikeri. Gökojuk stößt hart an das Sandschak von Aidin. Denisli, heißt auch Ladakia laut dem Dschihannuma [3]), von Wassern und Bergen umgeben, sieben Moscheen, fünf Bäder, viele Chane, ein kleines Schloß. Das Wasser kommt vom Berge Horßulu, westlich ist der Berg Kutschuk Baba, östlich der von Tschenkilis, südlich der von Kasaklibeli. Asina, im Thale von Denisli, drey Stunden westwärts von Denisli. Hones (Coloßä), im Thale von Denisli, auf der Nordseite eines Schneebergs.

Flüsse. Der Kodos (Hermas [4]) kommt vom Berg Murad, geht durch das Feld von Kodos unter Silindi bey Magnesia vorbey, und bey Smyrna gegenüber von Sandschak buruni ins Meer.

Mendres (der Mäander), entspringt zu Bunarbaschi, eine Station von Hamna, geht durch die Distrikte Baflak und Tschal nach dem von Tscheharschenbe, wo er sich mit dem Flusse von Muradtagh, der von Banas kommt, vereint, und im S. Aidin im Sandschake Balat ins Meer ergießt. Die ehe-

---

[1]) Dschihannuma S. 631. [2]) Mannert VI. III. S. 105.
[3]) Dschihannuma S. 634. S. *Rennel* Memoir p. 33. Denisli an der Stelle Laodiceas. [4]) Mannert VI. III. 376, 138.

malige über diesen Fluß geschlagene Brücke Demitrasch war die Gränze von Aidin und Germiana [1]).

Das Sandschak Aidin gränzt nördlich an Magnesia, westlich an Sighla, südlich an Muntescha, westlich an Kutahia; der Hauptort ist Tire (Metropolis [2]), am Fuße eines Bergs, dem gegenüber der Berg Kisildsche Musatagh aufsteigt, der dieses Sandschak von Magnesia trennt; eine Handelsstadt mit mehreren Moscheen, und einem schönen Betort (Moßella); zweyhundert Schritte im Gevierten, auf der Südseite des Bergs Musatagh (Messogis) liegt Bajender, nördlich von Tire, westlich von Bergi Nasli (Nysa [3]) eine Station westlich von Denisli und östlich von Sultanhißar, durch seine Feigen berühmt. Der Berg Kastel liegt südlich von Tire, und Sultanhißar auf seiner Südseite [4]). Guselhißar (Magnesia), am südlichen Lande des Bergs von Tire, auf dem demselben südlich liegenden Berge der Spazierort Andsed. Arbas, zwischen Jenischehr und Bostaghan, ein Distrikt [5]). Jenischehr, am Rande eines Bergs, welcher dem von Tire gegenüber liegt. Hinter Jenischehr ist ein sehr schwer zu passirender Paß Derbendi Dschelenderi, durch den man nach Hamid geht, mit alten Ruinen. Begi oder Bergi (Hypsipa), nordöstlich von Tire, stützt sich an den Berg von Bergi (den Tmolus); demselben gegenüber liegt ein Berg südlich, an den sich Tire lehnt. Tire liegt südwestlich von Bergi am Saume des Bergs, der sich südlich von Balianboli, Aidin und Bergi hinzieht. Mermeredschik, östlich von Begi, stützt sich wie dasselbe an den Berg. Diese Stadt ist der Geburtsort mehrerer Gelehrten, als Atai Efendis, und des berühmten Theologen Mohammed Bergeli (der türkische Canisius [6]). Der Berg von Bergi, ein Schneeberg, ist der Sommeraufenthalt der Bewohner von Magnesia, Tire, Akhißar. Alaschehr (Philadelphia), eine große Stadt, Ainegöl, nördlich von Sart, östlich von Mermeredschik, südlich von Alaschehr, mit einem kleinen See auf der Nordseite. Kilis, östlich von Balianboli, südlich von Mermeredschik, an den Berg gelehnt; Ajaßulugh, Ephesus. Sart (Sardes), südöstlich von Magnesia, am Wege der nach dem Schneeberg (Bostagh) führt. Der Bostagh senkt sich von Aidin gegen Birghe. Ainegöl liegt demselben nordwestlich, Alaschehr nördlich. Der Berg Bergi (Tmolus)

---

[1]) Manuert VI. III. S. 371. [2]) Ebend. S. 272. [3]) Dschihannuma S. 636. [4]) Ebend. Guselhißar ist Magnesia am Mäander; das türkische Magnesia ist immer das am Sipylus. [5]) Dschihannuma S. 637.

zwischen Magnesia und Tire; an dem östlichen Ende dieser Kette ist ein anderer Bostagh (der Sipylus), der See des Tmolus am Saume des Gebirgs ist zehn Meilen lang. Südöstlich von der Alpe des Bostagh, ist der hohe Berg Makamierbain; zwischen zwey Gipfeln dieses Bergs ist das Kloster Baba Raschids. Der Kastanienberg ist auf der Südseite von Tire [1]).

Das Sandschak Sighla oder Smyrna, dessen Hauptstadt durch die meisten orientalischen Reisebeschreiber hinlänglich beschrieben ist. In Hinsicht der Alterthümer dieses und des vorigen Sandschaks, lassen die Reisen Chandler's, die Jonian antiquities, und die in Walpole's Memoirs über die jonische Küste, und insbesondere über die Lage von Miletos aufgenommenen Beyträge nichts zu wünschen übrig. Burnnabad, ein zur Stadt Smyrna gehöriger Distrikt und Flecken gleiches Namens am Meere mit fünf bis sechs Moscheen; ein anderer südöstlich gelegener heißt Serpandi. Des Ursprungs des Melos unter dem Namen Bunarbaschi, und der sogenannten Grotte Homers, als einer talismanischen, erwähnt auch das Dschihannuma [2]),

Menmen, am Meere SW. von Smyrna gegen die Gerichtsbarkeiten von Kelembe und Torgudli; auf dem Wege von Smyrna nach Neif ist ein Berg zu umgehen, desgleichen nördlich der Berg von Torgudli und Magnesia (am Sipylus) [3]). Neif liegt SW. von Magnesia [4]).

Das Sandschak Ssaruchan gränzt östlich an Kutahia, nördlich an Chodawendkiar, westlich an Ssighla, südlich an Aidin [5]). Der Hauptort ist Magnesia (ad Sipylum), die alte Residenz osmanischer Prinzen, so lange sie noch als Statthalter in Provinzen gesendet, und nicht eingesperrt wurden. Sie liegt am Kodos (Hermas), der in einem zwey Stunden entfernten Thal fließt; die schönsten Moscheen sind Muradije, Chatunie, Tschaschnegir, Kaßr Sultani, Schehsadeserai Dschamisi Collegien sind an der Moschee S. Murads und der Chaßeki; auf der Südseite wird die Stadt von einem Schlosse vertheidigt, und auf der Südwestseite sind auf einem hohen Susen, d. i. die Nadel genannten Hügel Ruinen [6]); die Tulpen von Magnesia stehen im Rufe besonderer Schönheit. Liebhaber suchen hier besonders die Art Kafa Lakesi auf. Man geht von Magnesia nach Smyrna sechs Stunden, indem man die Berghöhe Sabundschibeli umgeht. Menemen liegt vier Stunden SW. und Nif vier Stunden gerade westlich.

Torgud, östlich von Magnesia am Fuße des Bergs; Ba-

---

[1]) Dschihannuma S. 638. [2]) Ebend. S. 669. [3]) Ebend. S. 670. [4]) Ebend. S. 634. [5]) Ebend. 635. [6]) Ebend. S. 336.

Iamut und Akhißar (nicht Althißar wie auf M. Kinneir's Karte) nördlich von Torgud. Akhißar (Tyatira) liegt NO. von Magnesia und östlich von Kordos, so daß diese zwey Orte mit Balamut im Dreyecke liegen; wenn man von Balamut nach Smyrna geht, sieht man Akhißar links Marmara liegt zwischen Akhißar und Bostagh (der Sipylus), Fotscha (das alte Phocäa) am Ufer des Meeres. Sart (Sardes) zwischen Magnesia und Bostagh [1]). Demurdsche oder Mermeredschik, ein Distrikt in der Nahe von Sandraghi.

Das Sandschak Bigha oder Troas, auch vorzugsweise das Sandschak des Pascha genannt, weil es mit dem von Ssighla und Kodscha Ili, ehemals den Einkünften des Kapudanpascha zugeschlagen war, und zum Theil noch ist. Dasselbe umfaßt aber nicht nur Troas, sondern die ganze östliche Küste des Hellesponts bis zur Halbinsel Cyzicus, diese mit einbegriffen. Dieselbe heißt Kaputaghi, und die am Ende derselben befindlichen Ruinen Aidindschik oder Kleinaidin, oder auch der Thron von Balkis und Temaschalik, d. i. Schauplatz, weil Suleimanpascha, der Sohn Orchans, in einer heiteren Mondnacht von hier aus die europäischen Ufer betrachtend, den Entschluß faßte, von Asien nach Europa überzusetzen [2]). Die Küste hat zuletzt Chevalier in seinem voyage de la Propontide beschrieben.

Das Sandschak Karasi gränzt südlich an Magnesia, westlich an Propontis und Bigha, nordwestlich an Chodawendkiar; der Hauptort ist Balikesri, südlich davon ist der Distrikt Bakir; Balikesri liegt am Fuße eines Berges zwey Stationen von Michalidsch. Sarghanunpascha leitete von diesem Berge Wasser in die Stadt, auch ist hier der Scheich Lutfollah Bairami begraben. Ajasmend, am Ufer des Meeres eine Station südlich von Edremid. Mendhuria, ein großer Flecken an einem Flusse, worüber eine Brücke führt, drey Stationen von Michalidsch. Kordos, gegen den Distrikt Demirdschi Sandraghi, dessen sowohl, als des Distrikts Demirdschi, beym Sandschak Ssaruchan Erwähnung geschehen, liegt drey Stunden östlich von Bighadidsch. Ajurindi westlich von Balikesri. Kelembe, in einer hügelichen Gegend, ein großes Dorf fünf

---

[1]) Noch hat kein Reisender genau die Straße, welche das Heer von Xerxes zog, verfolgt, und nach Herodots Angabe angezeichnet. Er kam über Celenä (wo die Quellen des Mäanders und Cataraktes) nach Anawa (an einem Salzsee), nach Colossä (wo der Lycus unter die Erde geht), Cydra (wo der Gränzpfeiler der Lyder und Phryger) über den Mäander nach Callatebus (berühmt durch eine besondere Art von Honigkuchen) nach Sardes. Herod. VII. 26, 30. [2]) Dschihannuma S. 669.

Stationen von Michaidsch, mit zwanzig dazu gehörigen Dörfern, zwey Moscheen und einem kleinen vorbeyfließenden Flußchen.

Das Sandschak Chodawendkiar oder Brussa ist im Range nach dem von Kutahia das erste, weil der Hauptort desselben die alte Residenz der osmanischen Sultanen ist, und die Gräber der ersten sechs Herrscher enthält. Da die umständliche Beschreibung davon aus Selbstansicht nach dem Dschihannuma und Ewlia in der Reise nach Brussa [1]) enthalten ist, wäre hier Wiederholung überflüssig.

Dasselbe gilt auch von dem Sandschake von Kodscha Ili, dessen Hauptort Nikomedien, und welches sammt den Sandschaken von Bigha und Sighla dem Kapudanpascha zugeschlagen ward. Der Name Kodscha Ili, d. i. des Landes des Alten, ist von einem der ersten Krieger der osmanischen Geschichte, Aktsche Kodscha, hergenommen, so wie der Name des Sandschaks Chodawendkiar, d. i. des Herrn, von Sultan Murad dem Ersten.

Die umständliche Beschreibung des Sandschaks Kodscha Ili ist theils schon in dem angeführten Umblick auf einer Reise nach Brussa enthalten, und theils hat dieselbe ihre Stelle in der nächstens erscheinenden Topographie Konstantinopels und des Bosporos Platz gefunden, und der Grund fällt also weg, der uns bewogen hat, den Auszug türkischer Quellen hier, als meistens noch unbekannt und von Kartenverfertigern unbenützt, künftigen Reisenden zum Unterrichte und zur Leitung zu liefern. Wir wünschen, daß es denselben, in Verfolge der hier angegebenen Spuren, gelingen möge, so manche noch ungewisse Punkte zu bestimmen, so manche merkwürdige Naturscene oder Ruine, die noch kein europäischer Reisender gesehen, oder wenigstens öffentlich beschrieben hat, aufzufinden und zu beschreiben. In der ganzen Ausdehnung der asiatischen Türkey (mit Ausnahme von Syrien und Arabien), von den Ufern des Tigris bis an die der Propontis, und von der ciliciischen Küste bis an die des schwarzen Meers, von Bagdad bis Skutari, und von Tarsus bis Erserum haben wir Landschaft an Landschaft durchwandert, sind den Strömen und Gebirgen gefolgt, haben die Brennpunkte der Kultur alter und neuer Zeit in dem heutigen Flor der Städte und in der Herrlichkeit alter Ruinen bezeichnet, und gezeigt, wie den Schauplatz großer Thaten die Fackel der Geschichte erhellen kann. Künftige Reisende mögen nun in die von uns hier verfolgten Fußstapfen ihrer Vorfahrer treten, oder nach den aus morgenländischen Quellen gege-

[1]) Umblick auf einer Reise von Konstantinopel nach Brussa. Hartleben, 1818.

benen Winken neue Bahnen versuchen zur Erweiterung der Länder- und Völkerkunde.

Möge der Wanderer des assyrischen Gestades [1]) mit gutem Glücke die Ruinen von Hatra und Sennaar (zu Chisr [2]) und die Pyramide von Sindschar) [3]) auffinden, möge er aus den noch unbeschriebnen Quellen des Tigris und Euphrats, des Marsyas und Mäanders trinken, und die Stellen, wo der Tiger und Euphrat den Taurus durchbrechen, selbst untersuchen [4]). Möge der Schiffer der cilicischen und bithynischen Küste, weiter als bisher ins Land vordringen, und als Augenzeuge die Wunder der korycischen Grotte (bey Ermenak) [5]) und den Schrecken der acherusischen Höhle (im Berg Kirk tagh) [6]) beschreiben! Dem Reisenden durch die tauriſchen, ciliciſchen, amaniſchen und ſyriſchen Päſſe ſey es gegönnt, den Zug Xenophons und Alexanders, die Schlachtfelder, wo am issischen Meerbusen Darius und Niger besiegt, und die Bergengen (κλισσυραι) in denen bey Doryläum und Ikonium, die Kreuzfahrer und Mannel der Komnene (vermuthlich Kirlapa boghasi bey Sidgasi [7]), und Inlerki Chosrewpascha) [8]) zu Grunde gerichtet wurden, genau zu bestimmen, und die Ruinen im Passe von Tschelendri [9]) zu untersuchen; ihm sey es gegönnt, den unterirdischen Lauf des Katarraktes (im Duden) zu verfolgen, und die Reste des Dammes am Koralis [10]) zu besichtigen; er bereise die neun Seen des alten Isauriens und Phrygiens, und lasse keinen Zweifel übrig, welche gesalzen und welche süß. Er erklimme die schönsten Alpen Asiens, die von Ramasanogli am Taurus, und von Bingöl, d. i. die tausend Quellen am Niphates, die des Argäus und des Mysopis, und beschreibe dieselben, wie die des Ida und Olympos bereits beschrieben sind; er sehe sich auf dem Gipfel des Tmolus (auf dem Wege von Sardes nach Ephesus) [11]) nach den Ruinen der persischen Heredra, und auf dem des Sipylus nach den vom türkischen Erdbeschreiber in Magnesia [12]) erwähnten Ruinen um. So wird er aus Eigenem ein neues schönes und vollständi-

---

[1]) Litoris assyrii viator. Hor. l. III. 4. [2]) Ewlia. [3]) Dschihannuma S. 483. l. Z. [4]) Apud *Elegiam* occurrit ei Taurus mons, nec resistit (Plinii Euphrates V. 24). Occurrente Tauro monte in specu mergitur, subterque lapsus a latere altero ejus erumpit; locus vocatur *Zoroanda*. Plinii Tigris. VI. 27. [5]) Dschihannuma 611. [6]) Ebend. S. 655. [7]) Menasikol-hadsch S. 31. [8]) Ebend. [9]) Dschihannuma S. 636. [10]) Ebend. 619. [11]) Chandler I. 76. [12]) Dschihannuma S. 635.

ges Ländergemälde aufstellen, und demselben die Inschrift beysetzen können, womit Dikaiarchos seine Beschreibung von Hellas beginnt:

Ἰδιόν τι πλάττων, κ᾽ οὐχὶ τὸν ἑτέρων πόνον
(Ὅπερ ἔνιοι ποιοῦσιν) ἐμαυτοῦ τιθέμενος
Νυνὶ πεπόρηκα τὴν ἅπασαν ΑΣΙΑΝ
Ὑποταττομένας ταύτῃ δὲ τὰς ἑξῆς πόλεις.

Jos. v. Hammer.

Art. IV. Ueber Platon's Schriften. Von Joseph Socher, der konigl. Akademie der Wissenschaften in München auswärtigem ordentlichem Mitgliede. München, 1820. Gedruckt und im Verlage bey Ignaz Joseph Lentner. (Leipzig, bey Hartmann, und Wien bey Wimmer). VI. 464 S. gr. 8.

Der Verfasser, dem, der Vorrede zu Folge S. 6, »bey langer Bekanntschaft mit Platon so manche Vermuthung, aber auch Bedenklichkeit über Zeitfolge und Echtheit seiner Schriften aufgestoßen war«, faßte, da die bayerische Akademie der Wissenschaften die Echtheit und Zeitfolge der platonischen Schriften zum Gegenstande einer Preisfrage gemacht hatte, die angenehme Hoffnung, »durch eine zahlreiche Konkurrenz von Meinungen über beydes ersehnte Aufschlüsse zu erhalten.« In dieser Hoffnung aber getäuscht, entschloß er sich, »seinen eigenen, obgleich nur sparlichen, Vorrath zusammenzusuchen, und, wenn auch nicht so viel, als er wünschte, doch so viel, als er konnte, für sich und einen genügsamen Gastfreund zu Tische zu bringen« (S. 6).

Zuerst betrachtet er Platon's Schriften im Allgemeinen. Eine erschöpfende Darlegung der äußeren Gründe ihrer Echtheit und Zeitfolge, setzt eine Zeugen-Vernehmung voraus. Die Zeugnisse sind dreyerley: Schriften-Zeugnisse, Meinungs-Zeugnisse und Wort-Zeugnisse. Weder die Zeugnisse der Alten, noch die Urtheile der Neueren sind befriedigend, weil es jenen an Zuverlässigkeit und diesen an Einstimmigkeit fehlt. Wir sind daher an die inneren Gründe, an Platon selbst gewiesen, wenn wir über seine Werke urtheilen wollen. Um ferner die echten Schriften des Platon kennen zu lernen, müssen wir diejenigen hervorheben, »denen der Stempel eines eigenthümlichen Geistes in größeren, unzweifelbarern Zügen eingeprägt ist, als ihrer Gesammtheit« (S. 24); diese sind demnach als die Normalwerke des Platon zu betrachten. Als solche stellt der Verfasser folgende auf: Phaedon, Protagoras, Gorgias, Phädros, das Gastmahl, die Politeia und den Timaios. »Wer«, sagt der Verfasser S. 27, »mit diesen Werken durch

mehrfache Lektüre sich innig genug bekannt gemacht hat, erwirbt sich dadurch nicht nur eine Art Gefühles, wodurch er, wie Kenner von Meister-Gemälden, die Hand des Meisters auch an andern Stücken, die man ihm beylegt, mit ziemlichem Zutrauen vors erste für sich selbst zu erkennen hoffen darf, sondern die Entwicklung und Auflösung dieses Gefühles in seine Theile setzt ihn auch in den Stand, andern die Gründe seines Urtheils mitzutheilen.« Unter den platonischen Werken finden wir aber mehrere, die dem Inhalte und der Behandlungsart nach den platonischen wohl ähneln, gleichwohl aus inneren Gründen nicht für echte Schriften des Platon gehalten werden können. Die Verfasser derselben können, da der sokratische Dialog nach des Sokrates Tode allgemein herrschend geworden war, Sokratiker oder auch Männer gewesen seyn, deren Name nie bekannt genug, oder wenigstens nicht erhalten wurde, und deren Werke vaterlos eine Zeitlang im Strome der Zeit dahinschwammen (S. 31), bis ein Freund platonischer Schriften ihnen die Ehre erwies, sie unter Platon's Namen zu stellen.

In dieser Einleitung berührt der Verfasser vielfältig auch die Urtheile und Ansichten anderer, die er jedoch nicht selten weder richtig darstellt, noch auf die gehörige Weise würdigt. So S. 27: »soll die Aufzählung einiger Fehler an einem platonisch genannten Werke, sollen die vagen Formeln: diese Schrift ist Platon's unwürdig; sie enthält nichts einem so großen Manne Entsprechendes u. s. w., allein schon die Unechtheit derselben beweisen?« Stillschweigend setzt der Verfasser hier voraus, daß irgend einer seiner Vorgänger sich ein so unkritisches Verfahren habe zu Schulden kommen lassen. Dem ist aber, so viel wir wissen, nicht so. Einzelne Stellen beweisen für sich nichts für die Unechtheit eines ganzen Werkes, unterstützen aber wohl den Hauptbeweis, der aus der Abzweckung des Werkes, aus der in ihm ausgesprochenen Gesinnung und dem Tone des Ganzen geführt werden muß. Wenn sich also Nachlässigkeiten, Spuren von Jugendlichkeit oder Makel verschiedener Art in einem Werke finden, so lassen sie sich nur dann entschuldigen, wenn sich in der Tendenz und im Tone des Ganzen jener Genius verkündet, der sich in den unbezweifelten Werken der Platon untrüglich ausspricht. Der Verfasser warnt ferner davor, daß man nicht sein philosophisches System in Platon's Werke hineintrage, und polemisirt dagegen mit einer Weitläufigkeit, die den Leser glauben machen könnte, als sey das, was der Verfasser rügt, wirklich von einem seiner Vorgänger geschehen. Dazu gesellen sich noch Mißverständnisse, wie S. 32, wo er die Meinung aufstellt, daß Einige Sophisten für die Verfasser der unechten, dem Platon gewöhnlich zugeschriebenen Werke, gehalten hätten; was doch keinen mit dem philosophischen

Alterthume nur etwas vertrauten Manne in den Sinn kommen könnte. In den kleineren Schriften, vor denen Platon's Name prunkt, finden wir häufige Nachahmungen und Beziehungen auf Platon's Werke, welche aber der platonischen Ansicht und Lehre einen verkehrten Sinn unterschieben, oder den eigentlichen Gesichtspunkt verrücken, und die daher als falsche oder verkehrte Nachahmungen mit Recht sophistische genannt werden können, um so mehr, da sie nach dem Scheine des echt platonischen streben. Ueberhaupt hat es sich der Verfasser nicht selten gar zu leicht gemacht, indem er sich damit begnügte, der Ansicht Anderer den ersten besten Sinn beliebig unterzulegen, ohne weiter nachzuforschen, wie sie es gemeint haben können.

Darauf wird die Zeitfolge der Gespräche betrachtet. Fast jeder Dialog, sagt der Verfasser, hat zwey Zeitpunkte: einen gedichteten (so drückt er sich aus) und einen wahren; einen, in welchem er gesprochen seyn soll, und einen, in welchem er wirklich niedergeschrieben ward. In Beziehung auf die Anordnung und Aufeinanderfolge der Gespräche stellt er folgende Perioden auf: 1) bis zu Sokrates Anklage und Tod, diesen mit eingeschlossen (bis zum 3osten Lebensjahre); 2) von Sokrates Tode bis zur Errichtung der Lehranstalt in der Akademie (vom 3osten bis zum 4osten); 3) von der Errichtung der Lehranstalt in der Akademie bis zu einer nicht zu bestimmenden Zeit (vom 4osten bis zum 55sten oder 6osten); 4) Schriften des Platon im hohen Alter (vom 6osten Jahre bis zu seinem Tode). Mehrere wichtige Momente, die für die Zeitfolge und Abzweckung der platonischen Werke von großer Bedeutung sind, hat der Verfasser gar nicht beachtet; dahin gehören Platon's Aufenthalt in Megara und seine Reisen nach Aegypten, Kyrene und Italien zu den Pythagoräern.

Die Prüfung der einzelnen Werke des Platon beginnt der Verfasser mit den Schriften, die sich auf Sokrates Anklage und Tod beziehen, und entwickelt zuerst die Ursachen der Verurtheilung des Sokrates. Am Schlusse sagt er S. 60: »So wurde Sokrates durch eine Art rückwärts gehenden Schlusses das Opfer für politische Sünden, die nicht er, sondern andere begangen hatten.« Vielmehr fiel Sokrates als Gegner der Sophistik, die aus der Philosophie in das öffentliche Leben übergetreten war; er, der Einzelne, konnte der Gesammtmacht des Schlechten und Verkehrten nicht widerstehen, und fiel als ein Märtyrer der Wahrheit und Tugend. Dieses war unstreitig die eigentliche Grundursache; anderes dagegen, wie sein Umgang mit dem Alcibiades und andern hoffnungsvollen jungen Männern, seine Lehre u. a. m. waren nur die Veranlassung, welche die Feindschaft zum Ausbruch brachte, und dienten seinen

Gegnern als Mittel zu ihrem Zwecke, den ihren Absichten entgegenwirkenden und sie beunruhigenden Mann zu stürzen,

»Auch Platon,« sagt der Verfasser S. 60, »scheint über das Schicksal seines Lehrers in einer solchen Sorglosigkeit befangen gewesen zu seyn, daß er noch guten Humors genug hatte, über seine Anklage zu scherzen. Das kleine Gespräch Euthyphron ist ganz der Abdruck der Gemüthsstimmung, welche auch noch kein Wolkchen von Besorgniß für Sokrates Leben trübet.« Diese Stimmung können wir im Gespräche nicht finden, und hätte Platon sie gehabt, und bey Abfassung des Gesprächs die Absicht gehegt, die Unwissenheit der Athenäer in religiösen Dingen am Euthyphron, als ihrem Repräsentanten, gleichsam idealisirt (so drückt sich der Verfasser aus) darzustellen, unstreitig würden wir statt des matten Euthyphron, in welchem weder Erhebung noch platonische Ironie ist, ein herrliches Kunstwerk erhalten haben, das dem unvergleichlichen Protagoras an die Seite gestellt werden könnte. S. 61 sagt der Verfasser, »man wirft dem kleinen Gespräche vor, und will es vielleicht deßwegen nicht für echt anerkennen, daß am Ende doch nicht erklärt werde, was Religion sey.« Dann folgt eine herzliche Ermahnung, so anhebend: »Lieben Freunde! gewöhnt euch doch ein für allemal nicht an, in Platon's Werken Schulbücher zu suchen u. s. w.« Hier scheint sich der Verfasser einen Gegner eingebildet zu haben, der so etwas behauptet habe; und aus der nachfolgenden Anführung des Werkes: Platon's Leben und Schriften, erhellt, daß er dem Verfasser dieser Schrift jene Behauptung anzudichten gesucht, der doch so etwas weder behauptet hat, noch auch behaupten konnte, da er S. 470 selbst erinnert, daß der Euthyphron keinen streng wissenschaftlichen Zweck habe; daher er auch keine strenge Bestimmung des Wesens der Frömmigkeit fordern konnte; wohl aber eine platonische Hindeutung auf das Wesen der Religiosität, oder wenigstens einen Ausdruck von Erhebung und Begeisterung, als ironischer Gegensatz gegen die gemeine und profane Religionslehre des Euthyphron. Noch mehr: der Verfasser von Platon's Leben und Schriften weist S. 470 in der Anmerkung die Behauptung eines andern Gelehrten, daß Euthyphron eine Ergänzung des Protagoras und eine Annäherung und Vorbereitung zum Parmenides sey, damit zurück, daß er erinnert, der Euthyphron könne, weil in ihm auch nicht die leiseste Andeutung von einer höheren, spekulativen Ansicht zu finden sey, auf keine Weise mit dem spekulativen Parmenides in eine solche Verbindung gesetzt werden. Also der Zusammenhang des Euthyphron mit dem Parmenides wird wegen des Mangels des Spekulativen von ihm bestritten,

nicht seine Echtheit: und doch bürdet ihm der Verfasser diese Behauptung auf, indem er S. 62 ihn sagen läßt: »Euthyphron ist unecht; denn es findet sich in ihm keine höhere, spekulative Ansicht.« Worauf der Verfasser wiederum eine Deklamation folgen läßt, so lautend: »Guter Plato! sieh, welche Gesetze deinen Schriften zwey und zwanzig Jahrhunderte nach ihrer Verfassung (!) vorgeschrieben werden. Entweder solltest du den Schreibegriffel nicht ansetzen, oder hohe Spekulationen spenden! Wie unbillig!« u. s. f. Die Abzweckung, die der Verfasser dem Euthyphron unterlegt, ist schon in der Schrift: Plato's Leben und Schriften, S. 470, bestimmt genug dargelegt worden; wir finden aber in diesem Gespräche eben so wenig das platonische Ideal des Sokrates (S. 63), als echte platonische Ironie, die als solche immer einen tieferen, wir möchten sagen, enthusiastischen Hinterhalt hat.

Eben so nimmt er den Kriton in Schutz, auf seine Weise die entgegengesetzten Urtheile Anderer bekämpfend. Der Verfasser von Plato's Leben und Schriften äußerte sich, daß die Unterredung des Sokrates mit dem Kriton kein anderes Resultat gewähre, als das, was man ohnedieß vom Sokrates habe erwarten können, daß er es nämlich für ungerecht habe halten müssen, den Gesetzen seiner Vaterstadt zuwider zu handeln (was er selbst im Phädon erklärt hat, S. 99 A.), und daß es sich deßhalb der Mühe nicht gelohnt habe, dieses ganze, nichts neues und belehrendes enthaltende Gespräch aufzuzeichnen. Wie sehr verdreht unser Verfasser dieses Urtheil, wenn er sagt: »mag der spätere Kritiker heroisch genug seyn, die Weigerung, sich einem ungerechten Todesurtheile durch die Flucht zu entziehen, für etwas so Gemeines (!) zu halten, von dem zu reden nicht einmal der Mühe werth wäre!« So wenig ferner Sokrates in den Augen solcher Schüler, wie Plato war, einer Vertheidigung bedurfte, eben so wenig konnte es wohl Plato's Absicht seyn, sich und seine Freunde gegen den Vorwurf zu vertheidigen, daß sie für die Rettung ihres Meisters gar nichts gethan hätten, wie der Verfasser meint. Die Stelle im Phädon S. 99 A. endlich beweist nichts für die Echtheit des Kriton; vielmehr scheint sie dem Verfasser des Kriton das Thema an die Hand gegeben zu haben.

Daß der Verfasser auch die Apologie in Schutz nimmt, kann uns dem Vorhergehenden zu Folge nicht wundern. Die Waffen aber, mit denen er die anders Denkenden auch hier bekämpft, sind nicht geeignet, Vertrauen auf seine Unbefangenheit und Urtheilskraft zu erwecken. So verkennt er gänzlich ihre Ansicht von der Sache, wenn er auf seine deklamatorische Weise

S. 70 sagt: »Also eine Advokaten-Arbeit, meint ihr, wollte Platon machen, zum Gebrauche des Sokrates selbst etwa entworfen. — Noch einmal! wenn ihr so denkt, so kennt ihr den Platon nicht.« Traurig wäre es, wenn wir ihn erst aus des Verfassers Schrift sollten kennen lernen! Dem Verfasser zu Folge hatte Platon die Absicht, »eine Lobrede auf Sokrates an die ganze Hellas, an die Nachwelt zu schreiben; die Gestalt einer Gerichtsrede ist nur die Form, die er seinem Eloge gab.« Diese Ansicht wird wohl keiner mit dem Verfasser theilen, der mit Aufmerksamkeit und alle Momente wohl erwägend das liest, was in Platon's Leben und Schriften S. 476 ff. über das Rhetorische der Apologie erinnert worden ist. Blos durch Scheingründe sucht er ferner das zu entschuldigen, was in jener Schrift in Betreff einzelner Stellen und Aeußerungen gerügt worden ist, wie z. B. die Ausdrücke μὴ θορυβεῖτε u. a., in denen er keine Besorgniß, die Richter unwillig zu machen, finden will, was doch der ähnliche Ausdruck καί μοι μὴ ἄχθεσθε λέγοντι τἀληθῆ an den Tag legt. Eben so gehaltlos sind die übrigen Widerlegungen der vom Verfasser des Werkes: Platon's Leben und Schriften, über die Apologie gefällten Urtheile, wie sich jeder überzeugen wird, der aufmerksam und unbefangen dessen Gründe würdigt. So erinnert er gegen die dort aufgestellte Aeußerung, vieles scheine nur Nachahmung des Isokrates zu seyn, »daß Platon vom Isokrates, oder dieser von jenem Gedanken entlehne, ist eines so unwahrscheinlich als das andere.« Dem Verfasser jener Schrift, der von einem Nachahmer redet, und die Apologie für das Machwerk eines Redners nach Platon's und Isokrates Zeit hält, schiebt er den echten Platon unter, den jener doch nirgends in der Apologie anerkennt. Ueber das Einzelne in der Apologie, das so vielfache Gründe für ihre Verurtheilung darbietet, geht der Verfasser leichten Fußes hinweg, sich begnügend mit dem Machtspruche S. 78, »wäre auch ein anderer, als Platon, der Urheber der Apologie, so hätten wir anstatt Eines Platon zwey, davon der zweyte — nach dem Ausdrucke des Epigrammatisten dem erstern nichts nachgäbe.«

Was der Verfasser über den Phädon erinnert S. 81 im Gegensatze zu Schleiermacher's Ansicht, ist ausführlicher schon in der Schrift: Platon's Leben und Schriften, S. 157 vorgetragen worden. Die Anmerkung, wo er die bekannte Stelle des Athenäos XI, 116 verbessern will, zeigt, daß ihm die Verbesserung von Jacobs (Additam. Animadvers. in Athenaei Deipnosoph. S. 277) κράζειν unbekannt war.

Zu den Jugendschriften rechnet der Verfasser den Theages, den er nach seiner Weise gegen die Urtheile seiner Vorgänger zu

vertheidigen sucht, auch das Einfachste mißverstehend, wie der Ausdruck: daß des Sokrates Unterricht im Theages als eine heilige Gunst, die nur Auserwählten zu Theil werde, beschrieben sey; wogegen er erinnert, daß die Sache roh buchstäblich genommen sey (S. 95); und doch heißt es ausdrücklich im Theages, daß nur diejenigen durch Sokrates Umgang gewinnen, die das Daimonion begünstige; also ist der Unterricht durch heilige Gunst bedingt.

Nach dem Theages läßt der Verfasser den Laches folgen, dessen Hauptzweck Nothwendigkeit der Geistesbildung seyn soll; darauf den ersten Alcibiades, der ein Versuch seyn soll, einen jungen Ehrgeizigen dahin zu bringen, daß er Rede stehe. Auch diesen nimmt er als echt in Schutz, und beschuldigt die Kritiker, die ihn verurtheilten, daß sie sich nicht die Mühe gegeben hätten, in die eigentliche Tendenz, in die Oekonomie des Stücks, in den Zusammenhang seiner Theile einzudringen, dagegen er von sich selbst rühmt, das Werk in sein wahres Licht gestellt zu haben: wohl ein schwieriges Unternehmen bey einem so gemeinfaßlichen Gespräche, als der Alcibiades ist. Mit dem Verfasser von Platon's Leben und Schriften erklärt er sich gegen Schleiermacher für die Unechtheit des Charmides und Lysis; großes Unrecht thut er jedoch dem Sokrates, wenn er sich S. 147 auf jene sophistische Darstellung bey Xenoph. Denkw. IV, 2, 19 ff. stützt, die nur den Zweck haben kann, den Euthydem in Verwirrung zu bringen, und zum Bekenntniß seiner Unwissenheit hinzuführen, und aus ihr die Folgerung macht, daß Sokrates ernstlich behauptet habe, der vorsätzlich ungerecht Handelnde sey besser, als der unvorsätzlich so Handelnde. Der Verfasser von Platon's Leben und Schriften sagt S. 464: »daß Aristoteles das Gespräch, Hippias den kleineren, anführt, ist nur ein neuer Beleg für unsere früher aufgestellte Behauptung, daß sich aus ihm weder für, noch gegen die Echtheit eines platonischen Gesprächs ein Beweis hernehmen läßt.« Dagegen läßt unser Verfasser, jene Worte verfälschend, ihn sagen: »Aus Aristoteles läßt sich weder für, noch gegen die Echtheit platonischer Schriften ein Beweis hernehmen: zu dieser Behauptung ist gerade der Hippias ein Beleg.« Der Zusatz: »Wie so? Hippias ist unecht, also gilt Aristoteles Zeugniß für ihn nicht? Andere würden umgekehrt schließen: Aristoteles zeugt für Hippias, also ist er echt;« macht der Scharfsinnigkeit des Verfassers Ehre.

Vor Sokrates Todesjahr setzt er den Kratylos und Menon. In Betreff des letztern erklärt er sich in der Anmerkung S. 171 dahin, daß die in Platons Leben und Schriften

S. 400 gegebene Erläuterung des Wortes Φύσις die Stelle nicht angehe, »indem von äußern Kennzeichen einer guten oder nicht guten Natur die Rede sey.« Eine wunderliche Einwendung! als wenn Φύσις, im Menon so wie im Protagoras (323 D.) der Uebung und Erlernung entgegengesetzt, etwas anderes bedeuten könne, als die ursprüngliche oder natürliche, also innere Anlage. Das Unplatonische im Menon, das ausführlich in Platons Leben und Schriften nachgewiesen ist (S. 399 ff.), hält der Verfasser für ganz angemessen, dem einmal bestimmten Charakter der Personen; und das antiplatonische Resultat des Menon sucht er dadurch zu vertheidigen, daß er es für Ironie erklärt: eine bequeme Ausflucht! Der Satz im Menon, daß das Erlernen ein Wiedererinnern sey, soll sich nach dem Verfasser (S. 183) nicht auf den Phädros beziehen können, weil im Phädon nachfolge, daß sich dieses am deutlichsten an mathematischen Erkenntnissen ergebe, und im Phädros kein Wort davon stehe! Man sollte in Versuchung kommen, dem Menon gesunde Urtheilskraft abzusprechen. Die Zusammenstellung des Phädon und Menon S. 182 ff. kann nur dazu dienen, den Unterschied beyder Gespräche dem aufmerksamen und unbefangenen Beurtheiler einleuchtend zu machen. Sogar den Auszug aus dem Menon, das Gespräch über die Tugend, hält der Verfasser für einen früheren Aufsatz, indem Platon den ironischen Gedanken, Tugend lasse sich nicht lehren, weil es keine Lehrer und Schüler darin gebe, früher einmal flüchtig hingeworfen, später aber das Thema für wichtig genug gehalten habe, ihm eine andere, als die vorgehabte Form zu geben.

Auch der zweyten Schriftstellerperiode Platon's geht eine Einleitung vorher, in welcher mehrere Gespräche unter Einen Gesichtspunkt gestellt werden, und zwar der Jon, der Euthydemos, der Hippias, Protagoras und Gorgias, die in der Einheit des Plans, falsche Weisheit zu beschämen, zusammenstimmen sollen; wobey sich der Verfasser auf die Stelle der Apologie 21 C. stützt: ein sehr unsicherer Grund. Im Ton ist ihm sowohl der Inhalt, als die Darstellungsart echt platonisch, womit man Platon's Leben und Schriften S. 406 ff. vergleiche. Auch den Euthydemos nimmt er in Schutz gegen das Verdammungsurtheil anderer, gegen die er nur im Allgemeinen losgeht, ohne die Gründe, die sie aufgestellt haben, einzeln gehörig zu prüfen; dafür beliebt es ihm, solche Tiraden zu gebrauchen: »Da haben wir es nun! Ein Mann hat Platon's Geist in Beschlag genommen; wer darf es wagen ihm zu widersprechen?« Das Antiplatonische in der Unterredung des Sokrates mit dem Kriton liegt darin, daß ihr Resultat gemein und platt ist;

Gemeinsokratisches finden wir wohl im Platon häufig, aber nur als Erklärung, Fortführung des Gespräches, als Einfassung u. s. f., nicht aber als Tendenz und Abzweckung einer ganzen Unterredung. Dem Prodikos wird ferner in Euthydemos das beygelegt, was die platonischen Stellen (siehe Platon's Leben und Schriften S. 417), dem Protagoras als eigenthümlich zuschreiben; unserm Verfasser aber sind, gegen das Zeugniß jener platonischen Stellen, die Protagoreische ὀρθοέπεια (s. Phädr. 267 C. Kratyl. 391 C. Vergl. Themist. Orat. IV. S. 113), und das Prodikeische διαιρεῖν (s. Heindorf z. Charm. S. 84) Eins. Eben so ungegründet tadelt er es, daß εὐτυχία durch Glück übersetzt ist: »τύχη sey Glück, εὐτυχία aber das Erreichen eines vorgesetzten Zweckes, das Gelingen einer Kunstausübung.« Wie verkehrt! τύχη ist der Zufall, das Loos, εὐτυχία aber das glückliche Erreichen seines Zweckes, also das Glück im Handeln.

Auf den Euthydemos läßt der Verfasser Hippias den größeren folgen, den zu vertheidigen er sich viele, wenn nur nicht eitle Mühe gegeben hat, auch hier die Urtheile Anderer unrichtig auffassend oder verdrehend. Wenn z. B. der Verfasser von Platon's Leben und Schriften behauptet, daß Hippias ungeschickt charakterisirt sey, und das Haltungslose, Inconsequente im Einzelnen nachweist, so legt er den Sinn unter, als werde behauptet, er sey unrichtig charakterisirt; hinzufügend: »Kein Wunder, wenn der Kritiker in der Schilderung eines Gegenstandes Unrichtigkeiten findet, den er nicht kennt.« Der Mann im Hinterhalte, von dem Sokrates sagt, daß er ihm immer Rechenschaft geben müsse, ist dem Verfasser der innere Mensch, und daß Platon diesen inneren Richter im Hippias personificirt aufführt, soll dem Gespräche einen eigenen Reiz geben. Wie kann man, fragen wir, das bis zum Ueberdruß Wiederholte reizend finden? Auch in Betreff des Protagoras bringt er S. 233 vieles gegen den Verfasser von Platon's Leben und Schriften vor, das den Leser verleiten könnte, die Sache falsch zu beurtheilen. Jene Ausdrücke ohne Zweifel und sicher sind nicht so leichtweg hingeschrieben, wie er vorgibt, sondern beruhen auf guten Gründen, die ausführlich auseinandergesetzt sind S. 76 ff. Falsch ist es ferner, wenn er sagt, der Dialog Protagoras stehe bey dem Kritiker, als dessen Gegner er sich so gern aufwirft, nicht im besten Geruche, weil er rein sokratisch sey, wie sich jeder aus dem Werke: Platon's Leben und Schriften S. 68 ff überzeugen kann. Warum der Verfasser dieses Werkes den Protagoras für die erste Schrift des Platon halte, hat er wohl genügend aus seinem Inhalte, seiner Form und den chronologischen Angaben, die er enthält, zu zeigen gesucht

S. 68. ff.; und doch sagt unser Verfasser S. 237, er habe, ohne einen Grund anzugeben, den Protagoras für das erste Werk des Platon erklärt. Die Annahme, daß der Gorgias nicht nach Sokrates Tode geschrieben seyn könne, beruht nicht, wie der Verfasser vorgibt S. 246, auf einer Verwechselung des Platon als Verfassers des Dialogs mit Sokrates, als dem darin Sprechenden, sondern sie gründet sich auf den ernsten Ton und die fast erbitterte Stimmung, die darin herrschend ist, von welcher Platon doch wohl nur in dem Zeitpunkte der bevorstehenden Verurtheilung des Sokrates ergriffen seyn konnte.

Vom Theätetos geht der Verfasser zum Sophisten über, der ihm vielfach unplatonisch erscheint, »wegen der kleinlichten, durch die unbedeutendsten Zwischenglieder an blos zufälligen Trennungsmerkmalen geschmackwidrig durchgeführten Begriffespaltungen.« Unverkennbar ist aber doch die Absichtlichkeit der mühsamen und verflochtenen Eintheilungen und Bestimmungen, überhaupt das Verschlungene, Künstliche und Schwerfällige im Sophisten und Politikos, so wie zum Theil schon im Theätetos, indem sich Platon durch die Irrgänge der Spekulation mühsam scheint hindurchzuwinden, unstreitig aber in diesen polemischen Gesprächen nur die Behauptungen und die Methode anderer (wie seines pedantischen Gegners Antisthenes, vielleicht auch der sokratischen Eristiker, der Megariker, welche die Sokratik zu eleatisiren suchten) persiflirt, siehe Platons Leben und Schriften S. 215. Eben wegen dieser polemisch-dialektischen Tendenz bilden diese Gespräche eine eigene Reihe, s. S. 51. Ferner sollen der Eleate im Sophisten und Platon nicht Eine Person seyn, weil Platon sonst nirgends von der im Sophisten aufgestellten allgemeinen Ansicht des logischen Seyns als Inbegriffs alles Positiven Gebrauch mache, und ihm das Nichtseyende nicht die Negation des Positiven, sondern alles blos Sinnliche sey. Ganz verkehrt! Erstlich ist es nicht Sokrates, sondern ein Eleate, der die eleatische, besonders parmenideische Ansicht vom Seyn prüft, und gegen den Parmenides selbst das Nichtseyn nicht als Gegensatz des Seyns (was sich widersprechen würde), sondern als Verschiedenheit vom Seyn nachweist (s. Sophist. 257. B.), und dieses Nichtseyende kömmt selbst dem Seyn zu (die Differenz selbst der Indifferenz), weil das Seyn alles das, was das Uebrige ist, nicht ist. Sonach ist das Seyn selbst das absolute Seyn, das Nichtseyn aber das relative Seyn, auf welchem alle Verschiedenheit und Entgegensetzung beruht. — Der Sophistes schließt sich ferner auf das strengste an den Theätetos an; in diesem wird der Dualismus, der die Wahrheit in das Wandelbare und Veränderliche (das Werden) setzt, und die Erkenntniß als Wahrneh-

Bayerische Staatsbibliothek München

mung oder Vorstellung bestimmt, widerlegt; im Sophistes aber der Eleatismus, der umgekehrt nur ein absolutes Seyn behauptet uns das Nichtseyn, mit diesem die Verschiedenheit (das wirkliche, sinnliche, im Werden begriffene Seyn) läugnet. Und dieses sollte nicht platonische Ansicht und Lehre seyn? Gründet sich darauf nicht die platonische Entgegensetzung der Ideen- und der Sinnenwelt, des Einen und des Vielen, des γνωστὸν und δοξαστόν (s. Polit. V. 478. A. ff.)? Das Nichtseyende, das der Eleate im Sophistes gegen den Parmenides aufstellt, ist demnach nicht das durchaus Nichtseyende, folglich schlechthin unerklärbare, das Nichts (das μὴ ὂν μηδαμῇ, Polit. V. 477. A.), sondern das zugleich Seyende und Nichtseyende, das zwischen dem Seyn und dem gänzlichen Nichtseyn in der Mitte Liegende, indem es an dem unbedingten Seyn (der Idee) Theil nimmt, ohne sie selbst zu seyn. Diese so klare Ansicht hat der Verfasser S. 264 verwirrt. Endlich meint der Verfasser, im Sophisten werde ein Hauptbestandtheil des platonischen Systems widerlegt, die Ideenlehre nämlich. Wohl wird die Idealistik widerlegt, die das Seyn vom Werden und der Bewegung trennt, also ein unbewegliches, folglich lebloses und unvernünftiges (weil mit der Vernunft geistiges Leben gesetzt ist) Seyn annimmt; dieses ist aber die einseitige, sich selbst widersprechende Idealistik, nicht die platonische Ideenlehre, nach welcher die Idee das vollkommenste Seyn und Leben ist, wenn gleich Platon die Idee als das sich selbst stets gleich Bleibende beschreibt, und sie dem Veränderlichen, in stetem Seyn Begriffenen entgegensetzt. Man unterscheide nämlich die streng dialektische Bestimmung, nach welcher das Werden und alles mit ihm gesetzte, wie Bewegung und Leben, vom Seyn nicht getrennet werden kann, ohne dieses in das Nichts aufzulösen, von der gewöhnlichen, mehr populären, nach welcher das Seyn und Werden, wie Ideales und Reales oder Sinnliches, unterschieden werden, nach dem Vorwalten des einen oder des anderen, des Seyns (des Unveränderlichen) in der Idee, und des Werdens (des Veränderlichen) in der Sinnenwelt; denn so wenig das Sinnliche nach Platon bloßes Werden im Gegensatze zum Seyn ist, vielmehr das zwischen dem Seyn und Nichtseyn in der Mitte Liegende (s. Politikos am angezeigten Orte); also die Offenbarung des Seyns in der Verschiedenheit seiner Formen, eben so wenig kann an sich der Begriff des Werdens, mit ihm der Thätigkeit und Bewegung, von der Idee des Seyns gesondert werden; denn das Seyn, als Idee, ist nur dieses und kann als solches nur erkannt werden, insofern die Thätigkeit des Geistes sie als solches setzt; also ist für den Geist ihr Seyn durch dessen Thätigkeit und Bewegung bedingt. Der dialektische und spekula-

tive Begriff des Werdens ist demnach jener der Bewegung und Thätigkeit, des Lebens und der Vernünftigkeit (Sophist. 248. E.), der gemeine, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, der des Entstehens (γίγνεσθαι); in diesem letzteren Sinne kömmt der Idee kein Werden, sondern nur unwandelbares Seyn zu. Der Verfasser meint nun, weil der Sophistes so viel Unplatonisches (!) enthalte, ein Megarenser (die Alten nennen sie Megariker) habe dieses Gesprach geschrieben: ein Einfall, über den der Kundige nur lächeln kann. Eben so will er im Politikos viele unplatonische Behauptungen erkennen, indem der platonische Staat (in der Politeia) auf ganz anderen Grundlagen erbaut sey, als auf der unumschränkten Macht eines oder weniger Inhaber der Staatswissenschaft, die Abtheilung der Staatsbürger und die der Staatsformen auf anderen Principien beruhe u. s. w. Die ganze Verschiedenheit aber beruht darauf, daß im Politikos die Staatskunst spekulativ und an sich betrachtet wird, in der Politeia dagegen der Staat rein ethisch, als das Bild des Menschen im Großen; daher die Bestimmung der Staatsformen nach den fünf Gemüthszuständen des Menschen (B. IV.). Die Entgegensetzung der Tapferkeit und Mäßigkeit, die in der Verschiedenheit des menschlichen Temperaments gegründet ist, hat ferner nicht die Bedeutung, als wenn die Tugend in sich selbst entgegengesetzt und zwieträchtig wäre, wie der Verfasser meint, vielmehr zeigt der Politikos, wie nur aus der gegenseitigen Durchdringung beyder in der Wirklichkeit so oft entgegengesetzter Elemente die wahre, einträchtige Tugend hervorgehe. Gänzlich verkennt der Verfasser den höhern kosmischen Geist des Politikos, der in dieser Hinsicht die Keime der Politeia und des Timäos enthält, indem die Idee des κόσμος (der in sich selbst geregelten und organisirten Totalität) in der Politeia ethisch und im Timäos physisch weiter ausgeführt ist. Eben so wenig widerspricht es dem platonischen Geiste, wenn es im Politikos heißt, es sey keineswegs ungerecht, jemanden zu zwingen, daß er gegen das Gesetz handle, wenn das, wozu er ihn antreibe, besser und gerechter sey, als die Vorschrift des Gesetzes; denn die Weisheit des vollkommnen Herrschers (des idealischen Politikers, wie er im Politikos dargestellt ist) ist höher, als alle geschriebene Gesetzgebung, in welcher die vollkommne, auf Wissenschaft und Einsicht des Herrschers sich gründende Staatsverfassung nur nothdürftig nachgebildet erscheint. Mit Meiners findet es endlich der Verfasser ganz unglaublich, daß Platon in jenem tiefsinnigen Mythos diesen seiner Ansicht so sehr widersprechenden Satz vorgetragen haben könne, daß Gott periodenweise von der Regierung der Welt abtrete; also verstand er den so leicht faßlichen Gedanken in jener sinnbildlichen

Sprache des Mythos nicht, jede Staatsverfassung sey nur dann gut und wahrhaft, wenn sie nach dem Ideale der göttlichen Weltregierung gebildet sey, und dem Staatsmanne der göttliche Hüter der Menschen, wie ihn der Mythos nennt, vorschwebe, dagegen sie in Unordnung jeder Art herabsinke, wenn ihr jenes Ideal entschwinde (wenn der selbstsüchtige Mensch nicht mehr von der Idee des Guten und Gerechten sich leiten lasse, sondern seinen Trieben, Begierden und Leidenschaften folge). Dieses Verschwinden der Idee der göttlichen Weltregierung nennt der Mythos in seiner poetischen Ausdrucksweise das Abtreten des göttlichen Herrschers vom Ruder der Welt, das Wiedererwachen derselben (die orientalische Menschwerdung Gottes) das Wiederergreifen des Steuerruders. Nur diesen tiefen Gehalt des Mythos und seine Uebereinstimmung mit den Philosophemen der gebildetsten Völker des Orients verkennend, konnte der Verfasser auf den ungereimten Einfall kommen, den Politikos nicht für ein Erzeugniß des platonischen Geistes, sondern für das Werk eines Mannes »von vielerley technologischen (!), naturhistorischen und pragmatischen Kenntnissen« zu halten.

Im Parmenides scheint absichtlich alles Bekanntere und näher Liegende beseitigt, und die unbestimmte Sage von der Zusammenkunft des Parmenides und Sokrates in die dunkle Ferne der Vergangenheit hingestellt zu seyn, so daß uns Platon in einen ihm selbst und noch mehr uns entfernt liegenden Zeitraum versetzt. Diese Selbstverläugnung von Seiten des Verfassers, welche seiner Erzählung objektive Wahrscheinlichkeit gibt, fließt, wenn wir nicht irren, aus der Beschaffenheit des Gegenstandes selbst; und doch nennt sie der Verfasser eine wunderliche Entschuldigung! Die historische Einleitung dünkt den Verfasser ferner so verworren und fremdartig, daß er es nicht für wahrscheinlich hält, daß sie Platon gemacht habe. Der letzte Theil des Gesprächs paßt ihm nirgends hin, indem in keinem anderen platonischen Gespräche Gebrauch davon gemacht werde, und er für sie ganz fremdartig sey. Also die Dialektik (und hier die parmenideisch-sokratische, denn kunstreich sind hier Parmenides und Sokrates in einander verschlungen, d. h., Platon hat die Einseitigkeit der parmenideischen Spekulation, die nur an dem Seyn an sich, und dem Einen haftete, durch die Allseitigkeit der sokratischen Weisheit aufgehoben, ihre Strenge gemildert, und sie auf jeden Gegenstand der Forschung anwendbar gemacht), die Dialektik, sagen wir, wie sie in ihrer reinen, hohen Wesenheit und Würde im Parmenides dargestellt ist, sollte den platonischen Gesprächen der zweyten Reihe, deren Tendenz eigentlich dialektisch ist (wie es im Politik. S. 285 D. heißt), fremdartig

seyn? Diese Behauptung ist so unhaltbar, und für den Kenner des Platon in sich selbst so nichtig, daß sie keine Widerlegung verdient. Was er außerdem noch vorbringt, ist theils leere Deklamation, theils beruht es auf Mißverständnissen und Entstellungen, wie die Angabe S. 289, daß Platon den Sokrates im Parmenides als einen unreifen Jüngling geschildert habe, der gedemüthigt vor seinem Meister stehe, verstummt um Belehrung bitte, und geduldig seine Lektion anhöre; was alles grundfalsch ist; noch ärger aber ist es, wenn er sich auf den Protagoras beruft, den Platon auch Vieles und Schönes (!) sprechen lasse, und der auch den großen und vornehmen Mann gegen den Sokrates spiele, dem gleichwohl Sokrates nicht gedemüthigt unterliege. Baarer Unverstand, den vom Platon so hoch gefeyerten Parmenides mit dem Sophisten Protagoras zusammenzustellen, die Würde und den Ernst im Gespräche Parmenides mit der Ironie und Persiflage im Protagoras zu vermengen! Das Resultat der ganzen Deklamation des Verfassers ist: »Platon schrieb den Parmenides nicht als Mann, nicht als Jüngling, er schrieb ihn — gar nicht!«

Nach dem Verfasser schließt Philebos die Reihe der spekulativen Schriften des Platon in seiner zweyten Schriftstellerperiode. An die Spitze der dritten stellt er den Phädros, dem er den Zweck unterlegt, die Gründe zu entwickeln, warum sich Platon nicht der Beredsamkeit, oder der schreibenden Redekunst (so nennt es der Verfasser S. 302) widme; ja das ganze Gespräch löst er in eine sehr erbauliche Unterredung des Platon mit dem athenäischen Volke auf (S. 302 ff.). Mager und unbehülflich ist ihm, was im Phädon vom außerkörperlichen Zustande der Seele gesagt wird, bestimmt und geordnet dagegen das, was im Phädros darüber gesprochen wird. »Man stelle,« sagt er ferner S. 318, »Platon's Ideenlehre so: Menon (!), Phädon, Phädros, Timäos, und man hat aufsteigende Stufenfolge, Erweiterung, Vollendung! Man fange aber mit Phädros an, so nimmt Leere, Unterbrechung, Abnahme die Mitte ein.« Nun, können wir mit dem Verfasser sagen, jeder nach seiner Weise!

An den Phädros knüpft er den Menexenos an, der ihm eine Satyre ist auf die Redner, die Athenäer und »die angesehenen Herren, die mit Reden, von andern gemacht, öffentlich auftreten,« was, wie er hinzusetzt, jeder fühlen müsse, »der den Schmecksinn für das Salz des Geistes habe.« Also meint er, das wirklich Alberne und Kindische in der Rede des Sokrates (wenn dieser z. B. sagt: ich hätte bald Schläge von der Aspasia dafür bekommen, daß ich die Rede vergessen hatte; oder: dir zu

Gefallen würde ich nicht tanzen u. a.) und so vieles andere, der platonischen Gesinnung widerstrebende (s. Platon's Leben und Schriften S. 499 ff.) dadurch rechtfertigen zu können, daß er es für Satyre erklärt? — Dann läßt er das Symposion folgen, und nach diesem die Politeia. S. 341 äußert er: man habe sich wirklich von Morgenstern's Hypothese, anstatt sie zu prüfen, so sehr imponiren lassen, daß man zu mündlicher Verbreitung der politischen Lehren Platon's seine Zuflucht genommen habe. Das Wahre findet man in Platon's Leben und Schriften S. 348 ff. Nach dem Timäos handelt der Verfasser von dem Auszuge, der sich mit dem Namen des Timäos des Lokrers brüstet, mit unnützer Weitschweifigkeit, da sich die Unechtheit dieses Auszugs jedem Kundigen fast auf den ersten Blick verräth. Die Echtheit des Kritias bezweifelt er deßhalb, weil diese Erzählung eine sehr materielle Denkart verrathe, und überall das Kostbare, Reiche und Glänzende anstaune, »nirgends auch eine Spur von einer dem Platon überall gewöhnlichen Blume der Diction vorkomme.« Was von diesem Urtheile zu halten sey, wird der Kenner der Platonischen Art von selbst ermessen.

Die vierte Schriftstellerperiode (die Werke im hohen Alter in sich fassend) beginnt der Verfasser mit den Briefen, deren Hauptzweck der seyn soll, den Platon und die zu seiner Schule gehörigen Theilnehmer an der Sache des Dion zu vertheidigen. Auch bey den Briefen ist der Verfasser sehr weitläufig, um darzuthun, daß sie das Erzeugniß der unruhigen Köpfe seyen, welche die Philosophie mit politischer Geschäftigkeit verbinden wollten, die sich ganz in die syrakusanische Revolution verwickelt hätten, und nach dem traurigen Ausgange der ganzen Unternehmung sich gegen die Vorwürfe, die man ihnen und in ihnen der Philosophie gemacht, zu vertheidigen suchten, den Kunstgriff gebrauchend, ihre guten Lehrer vorzuschieben S. 421. Wir dagegen halten die Briefe nicht einmal für das Werk von Platonikern, die sie zu Platon's und ihrer eigenen Vertheidigung geschrieben hätten, sondern für rein erdichtet und untergeschoben (s. Platon's Leben und Schriften S. 505 ff.).

Als das letzte Werk des Platon betrachtet er die Gesetze, die, wie er sich ausdrückt, der edlen Selbstunterhaltung eines Veteranen in der Staatsweisheit gleichen, der die gereiften Früchte seines Nachdenkens, seine Erfahrungen und Beobachtungen über Menschen und Sitten, Staaten und Gesetze kunstlos und wie durch keine bestimmte Absicht geleitet in Schriften niederlegt« S. 436. Darauf sucht er die Echtheit der Gesetze gegen die Einwürfe eines neueren Kritikers zu vertheidigen. Wir halten es für eitle Mühe, seine Gründe zu widerlegen, weil Einzelnes

für sich nichts beweist; dieses aber wohl jeder mit dem Platon Vertraute bey aufmerksamer und vorurtheilsfreyer Lesung der Gesetze leicht wahrnehmen wird, daß in ihnen weder Platon's Geist weht, noch platonische (echt philosophische) Gesinnung und Betrachtungsweise sich verkündet, sondern nur ein finsterer, ernster, gemüthlich zwar wackerer, geistig aber beschränkter und fast kleinlicher Platoniker (etwa Xenokrates) dieses Werk als Gegenstück und Ergänzung der Politeia geschrieben haben könne. Aus des Verfassers Widerlegung der von jenem Kritiker aufgestellten Gründe wollen wir nur Einiges hervorheben. Der Verfasser sagt: »wenn irgend ein Zeugniß als äußerer Grund für die Echtheit eines alterthümlichen Werkes gelten kann, so muß das aristotelische über Platon's Gesetze als ein solches gelten; denn zu der Zeit, als Platon über die Gesetze schrieb, war Aristoteles in Athen, bey ihm und um ihn, sein Schüler.« Was man sich doch alles kann einfallen lassen! Dieses, das Aristoteles die Gesetze des Platon namentlich anführt, und mehrere Behauptungen kritisirt, kann doch nur so viel beweisen, daß er sie für ein Werk des Platon hielt, der Platoniker also, der sie verfaßt (dieses nämlich sind wir berechtigt zu folgern, weil wir uns von ihrer Echtheit nicht überzeugen können), sie als das letzte Werk seines Lehrers, wahrscheinlich nach dessen Tode, bekannt gemacht hatte; wofür auch die Angaben der Alten sprechen (s. Platon's Leben und Schriften S. 391). Wir sagen ferner, und wiederholen es: die Tendenz der Gesetze ist unplatonisch, denn diese mühsame, ganz in das Detail gehende, und den höheren politischen und humanen Standpunkt aus dem Auge verlierende Gesetzgebung (B. VIII. ff.) kann nicht Platon's Werk seyn, dem gemäß, wie er sich im Politikos und in der Politeia über Gesetze und Gesetzgebung äußert. Dieser Erklärung legt der Verfasser den Sinn unter, als werde behauptet, der Idealphilosoph dürfe keine Anwendungen seiner idealen Grundlinien auf das praktisch-politische Leben machen, und Platon habe den Vorwurf, daß die Philosophie für das wirkliche Leben ganz unbrauchbar sey, nicht durch die That widerlegen dürfen. Wie wunderlich! Wer wird es in Zweifel ziehen, daß Platon dieses und unzähliges anderes thun und bezwecken durfte; die Frage ist nur, ob er dieses als Platon so habe thun können, daß er seinen Geist, seine Gesinnung, seine Darstellungsweise und Sprache verläugnete. Entschieden unplatonisch ist ferner, behaupten wir, die Annahme einer bösen Seele, Gesetz. X. 896 E.; dagegen erinnert der Verfasser, daß diese Annahme, da ältere und neuere Ausleger des Platon aus seinem Timäos eine böse Seele abgeleitet hätten, platonisch sey. Es gibt aber im ganzen Platon

keine Stelle, die für die Annahme einer bösen Weltseele (denn diese muß verstanden werden, nicht die menschliche) spräche, vielmehr wird sie zurückgewiesen durch alle die Stellen, welche den Satz wiederholt aussprechen, daß Gott nur Urheber des Guten und Schönen in der Welt sey, das Böse aber blos in der irdischen Natur seinen Grund, und nur auch im Gebiete des Irdischen als Gegensatz des Guten seinen Sitz habe (s. besond. Theätet. 176 A, B, C.). In den Gesetzen heißt es dagegen am angegebenen Orte, der Himmel sey angefüllt mit Guten und Bösen, und es bestehe ein ewiger Kampf zwischen beyden. Ist dieses nicht Dualismus, und zwar zoroastrischer, da ein Kampf des guten und bösen Prinzips angenommen wird? — Die Anzeige des Platon selbst sagt dieses aus, daß auf die Politeia der Timäos und der Kritias folgten (daß sie ohne Zweifel auch nach jener geschrieben worden sind); diese Gespräche sind nach ihrem innern Gehalte die reifsten und gediegensten, überdieß nach den glaubwürdigen Zeugnissen des Alterthums die letzten Werke des Platon; den Kritias aber scheint Platon selbst nicht vollendet, und den Hermokrates, der auf den Kritias folgen sollte (s. Krit. 108 A. C.), nicht einmal angefangen zu haben; können wir daher nicht mit Recht fragen, wann sollte Platon die Gesetze, dieses weitläufige und mühsam ausgearbeitete Werk, verfaßt haben? Dieses ist der Sinn der Stelle in Platon's Leben und Schriften S. 375, welchen der Verfasser S. 443 nicht gefaßt hat. Was endlich das auf jeder Seite vorkommende Unplatonische der Darstellungsweise u. s. w. betrifft, so haben schon andere dasselbe Urtheil darüber gefällt, wie Herbart in: de Platonici Systematis fundamento commentatio (Göttingen 1805) S. 22, und Heindorf in: Spec. conjectur. in Plat. S. 28: »Qui quidem libri (de legibus) ita singularem prorsus habent formam coloremque dicendi, ut, si quis finita aurei illius de re publica operis lectione ad eos accedat, is vix ejusdem scriptoris manum videre sibi videatur. — Quod ne quis iniquius a nobis dictum existimet, uno tenore hos libros legere instituat; sic facillime quanta saepe sit orationis obscuritas legendique molestia iudicabit.« So urtheilte einer der feinsten Kenner des platonischen Styls, gegen den Herr Socher wohl bescheiden zurücktreten wird. Wird man noch fortfahren wollen, das Unplatonische der Gesetze, sowohl in Betreff des Inhalts und der Tendenz, als der Darstellung und der Sprache, durch die Altersschwäche zu entschuldigen *)?

*) Wie neuerdings auch Dilthey in: *Platonicorum librorum de legibus examen quo, quonam jure Platoni vindicari possint,*

Oder möchte man wohl mit unserm Verfasser einen salto mortale machen und annehmen, daß sich »die Sonne des platonischen Geistes, nachdem sie in der Politeia und dem Timäos ihren Kulminationspunkt erreicht habe, in den Gesetzen zum Kindergange (!) neige?«

Fragen wir nun, was hat der Verfasser Eigenthümliches in diesem Werke aufgestellt, und welches wichtige Ergebniß bieten uns seine Untersuchungen dar? so können wir leider nur dieses darauf antworten, daß er uns den Sophisten, den Politikos, Parmenides und Kritias verdächtig zu machen sucht, an deren Echtheit noch niemand gezweifelt hat, und wohl auch keiner je zweifeln wird, der mit vertrauter, und zwar frühzeitiger, Bekanntschaft mit den platonischen Werken gesunde Urtheilskraft verbindet. Doch ist das Werk, wenn es für uns auch nichts Neues und Belehrendes enthält, und die Resultate der Forschungen ungenügend oder unstatthaft sind, deßhalb merkwürdig, weil es den gelehrten Fleiß und unermüdeten Forschungsgeist des Verfassers auch im Gebiete der höheren Kritik beurkundet. Nur wünschten wir, daß er, was den Geist seiner Kritik betrifft, durch sich selbst bestätigt hätte, was er S. 30 sagt: »Lernen wir wenigstens von ihr (der Akademie) und ihm (dem Platon), des dogmatisch-absprechenden Tones uns zu enthalten, und bescheiden in unsern Urtheilen zu seyn; eine Tugend, von der gerade Platon's Schriften das vortrefflichste Muster uns aufstellen!« Diese goldene Regel scheint der Verfasser selbst nicht beherzigt zu

---

appareat, Göttingen 1820. gr. 4., einer Schrift, die mit ihrer ganzen Weitläufigkeit nichts anderes beweist, als daß sich ihr Verfasser alle Mühe gegeben hat, für die Echtheit der Gesetze zu streiten. Nicht selten hat ihn sein Eifer zu Mißverständnissen und Unrichtigkeiten verleitet, wenn er z. B. die Ansicht vom Platonismus, daß er nicht ein philosophisches Lehrgebäude oder System, sondern der freye Geist des Philosophirens, also die Idee der Philosophie selbst sey; mißverstehend oder verkehrt fassend S. 5, die Folgerung macht, daß sich Platon, als Idee der Philosophie (!), mit dem Wirklichen und Irdischen nicht habe befassen können, um nicht sein ideales Wesen zu trüben oder zu beflecken: was baarer Unsinn ist; wenn er ferner S. 12. die Meinung hegt, daß man so unverständig gewesen sey, blos einzelner Stellen wegen das ganze Werk zu verurtheilen; wenn er S. 40 der Weltseele den Begriff der Seele überhaupt unterlegt, die gute Seele für die unsterbliche, die böse für die sterbliche erklärend; wenn er S. 53 durch Anführung von Stellen, die sich auf die Kreter beziehen, darzuthun sucht, daß nicht blos Megillos, der Spartaner, sondern auch Kleinias, der Kreter, charakterisirt wurden; als wenn Bezeichnung und Charakterisirung (besonders platonische, d. i., mimische) Eins wären! u. s. w.

haben, indem seine absprechende Art zu widerlegen und entgegengesetzte Ansichten zu beurtheilen nicht selten eine Anmaßung verrath, zu welcher der Verfasser nach den in dieser Schrift dargelegten Proben von Kritik und Gelehrsamkeit keineswegs berechtigt war. So erklärt er sich gegen Schleyermacher in Beziehung auf den Theages S. 96, »eine besondere Art von Kritik! Irgend eine Stimme aus der Orakel-Höhle einer Schule oder eines Zeitblattes ist zur Verurtheilung hinreichend! Eine solche literarische Justizpflege lobe ich mir!« Der Verfasser scheint nicht gewußt zu haben, daß auch Heindorf, dieser besonnene und feinfühlende Kritiker, den Theages für unecht erklärt hatte, woran auch wohl niemand mehr zweifeln wird. Ferner S. 102: die Einwürfe gegen die Echtheit sind gelöset: er darf unter die echten Werke des Platon gezahlt werden.« Dabey fehlt es nicht an Ausbrüchen von Derbheit, wie S. 98: »wie man doch alles über die Quere ansieht, wenn man einmal zu tadeln den Vorsatz hat!« u. a. m.

Die Sprache des Verfassers ist im Ganzen männlich und lebendig; nur vermissen wir den eigentlichen Fluß der deutschen Rede und besonders Correktheit der Sprache. Dahin gehört das Undeutsche (wie S. 8: »Welche sind nun die Zeugen; die Zeit- und Lebens-Genossenen; S. 25, unzweifelnd; S. 59, vom Grunde aus; Schritt für Schritt; das Ding, was nicht ist; aus ihrem Mittel; zu ihrer Verständniß u. a. m.) und Provinziale (wie: stettiges Ganzes, Völle, absöndern, Absönderung, Nämen, frägt u. s. w.), das für den gebildeten Deutschen widrig zu lesen ist. Dazu die Menge ausländischer Wörter, die doch so leicht durch deutsche zu ersetzen waren, wie referiren über Platon, deponiren, reduciren, ein Beyspiel statuiren, Chefs (von Philosophen), sich regeneriren, brüsk u. a. m.; und diese Fremdlinge werden häufig durch mißfällige oder unrichtige Schreibung noch lästiger, wie S. 53, 59. Klicke (das franz. clique), S. 21. Anzienetät, Koalizion, Dikzion, Lekzion, Konseß, Diszeptationen, sukzessiv; ferner Pythagoräer, pythagoräisch, Phaleräer, Halikarnassäer, Mantineäer, Prytanaium, Piräos u. a. m. Widrig sind auch die gemeinen Ausdrücke, wie S. 396: Die Prinzipien schwätzen ja des System aus; S. 53, »manchem davon griff er (Sokrates) wohl auch tiefer an das Herz, oder vielmehr an den Magen.« Aristophanes heißt S. 54, der Gelächterfabrikant (derselbe Dichter wird vom Verfasser S. 433 sehr ungünstig, wir sagen, selbst unhellenisch beurtheilt; das rohe Satyrfell, scheinet es, verhüllte dem Verfasser den Geist der aristophanischen Komödie). Unrichtig ist der Ausdruck in dieser Stelle S. 15. »Platon habe seine Dialogen

nach Art eines tragischen Vier-Gespräches (!) herausgegeben: vier Gedichte nämlich kämpften in Athen für viererley Feste (?) um den Preis; das vierte davon war ein satyrisches Drama (etwa wie Euripides Kyklopen)«. In dem Mythos des Protagoras über die Vertheilung der Gaben unter die lebenden Geschöpfe findet der Verfasser S. 229 gar eine Uebertragung des anakreontischen Liedes II. aus dem Poetischen in das Philosophische! Sehr mißfällig sind endlich solche Deklamationen, wie S. 375, »daß ich mir die Freyheit nehme, hier dir zu widersprechen, lieber Plutarch, wirst du mir um so leichter verzeihen« u. s. w. S. 434, »Alles zusammengenommen, lieber Freund Meleagros! Was du versprochen hast, hältst du nicht!«

A.

Art. V. Geschichte des Großherzogthums Hessen, von Dr. Johann Ernst Christian Schmidt, großherzoglich-hessischem geistlichen geheimen Rathe und Historiographen, des großherzoglichen Verdienst-Ordens Kommandeur. Gr. 8. 2 Bände. Gießen 1818, bey G. F. Heyer.

Die gehinderte Fortsetzung der hessischen Landesgeschichte von Wenk, und der Wunsch, diese Geschichte in ein kürzeres Werk zusammengefaßt zu sehen, bestimmte den gelehrten Verfasser des gegenwärtigen Werkes, wie er in der Vorrede erklärt, diesen Gegenstand nach einem veränderten Plane zu bearbeiten. Bey Ausführung desselben hat er sich als Geschichtsforscher nicht geringes Verdienst erworben, und mit dem beharrlichsten Fleiße und umfassender Gelehrsamkeit was in den früheren Geschichten Hessens Wahres und urkundlich Erprobtes sich findet, von bloßen Vermuthungen, unerweislichen Behauptungen oder entschiedenen Irrthümern getrennt. Es fällt zwar durch diese strenge Prüfung der Quellen manche Thatsache hinweg, die früher auf Treue und Glauben eines Schriftstellers als erwiesen angenommen worden; aber es geht aus dieser gründlichen Behandlung seines Gegenstandes ein reicher Gewinn an Wahrheit hervor, und das Werk des Herrn Dr. Schmidt kann daher in Bezug auf Geschichtsforschung als Muster für die Behandlung jeder Geschichte deutscher Provinzen aufgestellet werden.

Der Verfasser führt in den bisher erschienenen zwey Bänden seines Werkes, dessen Fortsetzung versprochen wird, die Geschichte der Provinz Oberhessen durch vier Abschnitte bis zum Tode des Landgrafen Otto im Jahre 1328 fort. Der Geschichte des Fürstenthums Starkenburg und der Provinz Rheinhessen ist ein Abschnitt des zweyten Bandes gewidmet, in welchem der Verfasser bis zur spätern merovingischen Zeit kömmt. Der

erste Abschnitt der Geschichte Oberhessens reicht bis auf Karl Martel und Bonifacius den Heiligen. Er verbindet hier mit der Erzählung der Thatsachen gründliche Forschungen über die Verfassung der deutschen Völker. In den Anstalten der Chatten gegen Cäsar findet er die Anfänge des nachherigen Heerbannes, und in den Gefolgen raubgieriger Anführer, deren Tacitus erwähnt, und welche nicht blos für einzelne Unternehmungen, sondern zu bleibendem Schutz und Trutz gewahlt wurden, auch auf die Söhne der Anführer übergingen, und von des Anführers Freygebigkeit das kriegerische Roß, und die blutige siegreiche Pfrieme (Framea) als Lohn erhielten, die ersten Spuren des Lehenwesens. Den Beschluß dieses Abschnittes macht die Bezeichnung der Hessengaue, deren Entstehung über das Jahr 786 hinaufreicht, mit der Angabe der Landesbezirke, welche zu jedem derselben gehörten. Sie waren damals das westliche Grabfeld, der Oberlahngau, der fränkische Hessengau, der Ittergau, der Nieder-Lahngau, die Wetterau, und der Niddagau. Der zweyte Abschnitt umfaßt die Geschichte von Bonifacius dem Heiligen bis auf die thüringischen Landgrafen. In diesem Zeitraume erscheinet, und zwar zuerst um das Jahr 886, das Salische oder Konradinisch-Hessische Haus, abstammend von Konrad, Gebhard, Eberhard und Rudolph, mütterlichen Abkommen des Königs Ludwig des Deutschen, deren erster wahrscheinlich auch schon Herzog von Franken, Vater jenes Konrad war, der nach dem Tode Ludwig des Kindes den deutschen Königsthron bestieg. Gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts, und zwar seit dem Tode des minderjährigen Otto, eines Enkels Otto des Großen, erlöschen in diesen Gegenden die Spuren des konradinisch-hessischen Hauses. Jene Grafen, welche hierauf in diesen Gegenden erscheinen, und deren Namen sich nur mühsam auffinden lassen, als Konrad Kurzbold, der das Stift zu Limburg an der Lahn gegründet, der Graf Eberhard vom Niederlahngau, Udo, welcher der Wetterau und dem Oberrheingau vorstand, und dessen zahlreiche Nachkommenschaft noch im Jahre 1036 die gaugräflichen Rechte in der Wetterau behauptete, sammt den in der Ausübung derselben nachfolgenden Grafen von Nüring, standen, nach begründeten Vermuthungen des Verfassers, mit jenen früheren Konradinern in entfernter Verbindung. Die Untersuchungen über die damalige Gerichts- und Kriegsverfassung, dann über den in späterer Zeit verschwindenden Unterschied zwischen Leibeigenen und Liden, welch' letztere Benennung die am meisten Begünstigten unter den Leibeigenen bezeichnete, sind nicht blos für die hessische, son-

dern für die ganze deutsche Geschichte von Interesse. Als den Sitz geistiger Bildung in Hessen im neunten Jahrhunderte nennt der Verfasser die Klosterschulen zu Fulda und Hersfeld. Die erstere insbesondere, unter dem Abte und nachmaligen Mainzer Erzbischofe Rabanus, die berühmteste im ganzen fränkischen Reiche, würdigte zuerst die deutsche Sprache, und die Handschrift, welche ein Bruchstück des schätzbaren Liedes vom Hildebrand und Hadubrand erhielt, rührt der Sage nach von Fulda her. Nur blieb gegen die menschenfreundliche Absicht des heiligen Bonifacius die geistige Bildung blos auf die Klosterleute beschränkt, da die Aachner Synode vom Jahre 817 in Klöstern Schulen für Andere als Klosterleute zu halten untersagte. Der dritte Abschnitt begreift Hessens Geschichte unter den thüringischen Landgrafen, welche durch eine Doppelheirat, nämlich des Landgrafen Ludwig des Ersten von Thüringen mit Hedwig, einer Tochter, und seines Bruders Heinrich Raspe, mit der Witwe des hessischen Grafen Giso, Herren von einem beträchtlichen Theile Ober- und Niederhessens wurden. In diesem Zeitraume, und bald darauf, erloschen in der Wetterau mehrere Geschlechter des hohen Adels. Die Güter der ausgestorbenen Grafen von Nüring gehen theils an das Munzenbergische, früher von Arnsburgische, theils an das Falkensteinische Haus über, die Besitzungen der Grafen von Nidda, deren Mannsstamm um das Jahr 1200 ausstirbt, gelangen an die Grafen von Ziegenhayn, und jene der Grafen von Kleeberg, welche sich früher auch von Mörle benannten, an die Herren von Isenburg. Mit den Grafen von Nüring verschwindet in der Wetterau die gaugräfliche Gerichtsbarkeit, und es erscheint ein kaiserlicher Landvogt zur Erhaltung des Landfriedens, und zum Schutze des Ueberrestes königlicher Gerechtsame. Aehnliche Veränderungen weiset der Verfasser in diesem Zeitraume unter den Grafen und Herren im Lahngau nach. Die Grafen von Ziegenhayn, Poppo von Hohenlinden und Gottfried von Wegebach, dessen Nachkommen die Grafen von Solms sind, und ein Graf Werner, der sowohl von Battenberg als von Witgenstein heißt, erscheinen mit den Herren von Meerenberg, und dem Pfalzgrafen Rudolph I. von Tübingen, letztere als Erben der Güter des um die Mitte des zwölften Jahrhunderts ausgestorbenen Gleybergischen Hauses, um diese Zeit hier als die mächtigsten Besitzer. Die gaugräflichen Rechte klebten dem Schlosse Battenberg an, und der Bezirk, über welchen sie sich erstreckten, heißt bald Grafschaft Battenberg, bald Grafschaft Wetter, bald auch Grafschaft Stift. Als Klöster im Lande Hessen, deren Gründung in jenen Zeit-

raum fällt, werden angeführt das Prämonstratenserstift Ilbenstadt, gestiftet im Jahre 1123 vom Grafen Gottfried von Kappenberg, das Kloster Wieberg, kurz darauf von Gottfrieds Bruder, Otto gegründet, das im Jahre 1129 von der Gräfin Klementia von Gleyberg für regulirte Augustiner gewidmete Kloster Schiffenberg, das späterhin nach Haina verlegte, vom Grafen von Ziegenhayn im Jahre 1140 gegründete Cisterzienserstift Aulesburg in Churhessen, das Kloster Retters im herzoglich Nassauischen, im Jahre 1146 vom letzten Grafen von Nüring gestiftet, das Kloster Altenburg desselben Ordens, welches Konrad von Arnsburg im Jahre 1151 stiftete, und welches im Jahre 1174 nach Arnsburg selbst versetzt wurde, das Prämonstratenserstift Hacheborn, im Jahre 1186 von den Herren von Merenberg gestiftet, dem bald ein Kloster desselben Ordens zu Dorlar bey Wetzlar nachfolgte, und ein drittes gegen das Ende des zwölften Jahrhundertes von Hartmann von Büdingen errichtetes zu Konradsdorf, und das vom Landgrafen Ludwig IV. gestiftete Antoniterhaus zu Grünberg. Der vierte Abschnitt erzählt die Schicksale Hessens, seitdem es an Heinrich, dem Sohne Heinrich des Großmüthigen, Herzogs von Brabant, und Sophiens, einer Tochter der heiligen Elisabeth, den ersten Landgrafen erhielt, bis zum Tode Ottos, Landgrafen in Oberhessen, im Jahre 1328. Die Geschichte dieses Zeitraumes wird durch das große Zwischenreich und die dasselbe bezeichnende Auflösung gesetzlicher Ordnung unter den Fürsten Deutschlands einerseits wichtig, andererseits aber auch sehr schwierig. Auf ähnliche Weise, wie bey den vorigen Abschnitten, werden auch in diesem die wichtigeren Familienveränderungen und der Wechsel der Besitzungen bezeichnet. Als kaiserliche Landvögte in der Wetterau werden in dieser Zeit Gerlach von Büdingen, später Philipp II. von Falkenstein, nach ihm Gerlach von Breuberg, dann Siegfried von Eppenstein, und später Ulrich I. von Hanau angeführt. Als letzter kaiserlicher Landvogt in dieser Periode erscheint Eberhard von Breuberg, durch welchen der Kaiser, Philipp III. von Falkenstein der Grafschaft Nüring entsetzen ließ. Sein nächster Nachfolger ist noch nicht bekannt.

In Anhängen zu dieser allgemeinen Geschichte Hessens findet man in beyden bisher erschienenen Bänden dieses gehaltvollen Werkes nicht nur die interessantesten Bemerkungen über die physische, geographische und kirchliche Beschaffenheit des Hessenlandes in den verschiedenen Zeiträumen seiner Geschichte, sondern aus urkundlichen Quellen geschöpfte, und kritisch geprüfte Spe-

zialgeschichten hessischer Orte, Bezirke und hohen Familien. In den ersten zwey Anhängen sind die Orte, Aemter und Familien des nördlichen, in dem dritten jene des südlichen Gebietes begriffen. Das Hoheitsamt Lauterbach, die Stadt und das Amt Alsfeld, die Aemter Ulrichstein, Romrod und Homberg an der Ohm, die Stadt und das Amt Grimberg, die Aemter Allendorf und Londorf, das Land und das Stadtamt Gießen mit der Stadt gleichen Namens, die Aemter Hüttenberg, Königsberg, Blankenstein, Biedenkopf, Battenberg und Vöhl sind in dem nördlichen Theile des Hessenlandes begriffen. Noch mehrere werden im südlichen Theile abgehandelt, als das Amt Bingenheim mit Morstadt und Staden, die Aemter Nidda, Lißberg, Schotten mit Stornfels und Widdersheim, Lich, Laubach, Hungen, Arnsburg, die Stadt und das Amt Butzbach, mit Münzenberg und Treis, die Stadt, die Burg und das Amt und Hoheitsamt Friedberg mit Assenhein und Nieder-Wöllstadt, Büdingen und Ronneburg, das Amt und Hoheitsamt Ortenberg mit Wenings, Konradsdorf, Herzenhayn und Gedern, die Grafschaft Keichen, und das Amt Vilbel. In dem Specialgeschichten hoher hessischer Familien behandelt der Verfasser mit besonderer Gründlichkeit jene des landgräflich-thüringischen Hauses, das über Hessen herrschte, und reiniget sie von den Fabeln und Unrichtigkeiten, die die ungedruckte Doringer Chronik über sie verbreitete, und welche in der historia Erphordiensis Anonymi Scriptoris de Landgraviis Thuringiae und der von Eckhart herausgegebenen Historia de Landgraviis Thuringiae wiederholet werden. Die von Gudenus herausgegebene kleine Schrift: De ortu principum Thuringiae und die von Eckhart mitgetheilten Annales breves oder brevissimi hält er für glaubwürdiger.

Unter der Nachkommenschaft Ludwig des Bärtigen berichtigt der Verfasser die gemeine Meinung der Schriftsteller, welche den zweyten Sohn desselben, Beringer kinderlos glaubt, und zeigt durch eine Schenkungsurkunde vom Jahre 1110, daß er mit Bertrade, Tochter des Grafen Dietrich von Katelnburg, vermählt war, und einen Sohn Konrad, wahrscheinlich auch vier Töchter hatte, deren eine in das Haus der Herren von Wippra, dessen Ursprung im Dunkeln ist, verheiratet war. Auch der Ungrund der aus der Doringer Chronik und dem Gudenusschen Werke herrührenden Behauptung, daß Ludwig der Bärtige einen Bruder, Hugo, und dieser einen Sohn Wichmann gehabt habe, wird vom Verfasser gezeigt. Die Fabel von Ludwig dem Springer, zweytem Gemahle der

Witwe des sächsischen Pfalzgrafen Friedrich, findet hier sowohl ihre Widerlegung, als auch die Angabe ihres wahrscheinlichen Ursprungs. Unter den Söhnen desselben entdeckte der Verfasser durch eine Urkunde vom Jahre 1110 einen fünften, da die Doringer Chronik und das Gudenussche Werk nur vier kennt. Er widerlegt die Behauptung der Doringer Chronik, welche Ludwig, den ersten Landgrafen, zu einem Tochtermann des Kaisers Lothar macht, und zeigt, daß er nicht, wie jene Chronik angibt, zwey, sondern drey Söhne, Ludwig, seinen Nachfolger, einen jüngeren Ludwig, genannt von Thüngesbrücken, oder Thomasbrück, und Heinrich Raspe II. hatte. Als Töchter führet er gegen die Chronik vier an, von denen Cäcilia an einen böhmischen Herzog, Udalrich, Jutta an einen böhmischen König vermählt und Mutter des nochmaligen Königs Przemisl Ottokar ward, Adelheid den Schleyer nahm, Mathilde aber Dietrich von Werben, einen Bruder des Herzogs Bernhard, heiratete. Ludwig der Zweyte, mit dem Beynamen der Eiserne, von dem ebenfalls zwey Fabeln in den Chroniken vorkommen, hatte nach dem Verfasser, der hierin von den Chronikenschreibern abweicht, von seiner Gemahlin, Jutta, einer Schwester des Kaisers Friedrich des Rothbarts, eine frühere, Kunegunde, wahrscheinlich aus dem Neuenburgischen Hause, deren Sohn der nachfolgende Landgraf war. Daß Ludwig III. eine Margaretha, Tochter des Herzogs von Oesterreich, zur Gemahlin hatte, ist unerwiesen, und vielmehr eine Gräfin von Kleve als solche anzunehmen. Aus dieser Ehe, welche allgemein für kinderlos gehalten wird, entsprang nach urkundlichen Beweisen, die der Verfasser anführt, eine Tochter Jutta, welche an einen Dietrich von Landsberg, der auch unter dem Namen eines Grafen von Sommerseburg erscheint, vermählt war. Und auch diese Ehe scheint nach einer Urkunde vom Jahre 1190 nicht kinderlos gewesen zu seyn. Daß die Landgrafen von Thüringen damals auf dem Westerwald, in Westphalen, und jenseits des Rheins begütert waren, ist eine vom Verfasser hier zuerst erwiesene Thatsache. Kaiser Friedrich I. bestätigt nämlich in einer Urkunde vom Jahre 1174, daß Graf Heinrich Raspe der Jüngere dem Grafen Engelbert von Berg das neue Schloß Windeck, nicht das alte, zu Lehen gegeben. In einer Urkunde vom Jahre 1181, wird eines Gutes in Braubach, im Einrich, erwähnt, welches Landgraf Ludwig III. dem Kloster Siegberg zum Seelenheile seiner Mutter Kunegunde schenkte. Nach einer andern Urkunde vom Jahre 1184 schenkte er seine übrigen ererbten Güter in dieser Gegend dem Kloster Arnstein, und durch

eine weitere vom Jahre 1197 erfährt man, daß Erzbischof Philipp von Köln alle Allodien des Landgrafen Ludwig auf beyden Seiten des Rheins, nämlich das Schloß Bilestein, das Schloß Widhe, und die beyden Schlösser Windeck mit Zugehörungen für 3500 Mark unter der Bedingung gekauft habe, daß sie der Landgraf, dessen Tochter Jutta, und deren Gemahl, Dietrich von Landsberg, vom Erzstifte zu Lehen tragen sollten. Unter den Nachkommen des Landgrafen Hermann zeigt der Verfasser, daß seine zweyte Tochter erster Ehe, Hedwig, welche die Doringer Chronik an einen Grafen im Elsaß vermählt, viel mehr den Grafen Albrecht von Holstein aus dem Orlamündischen Hause zum Gemahl hatte. In der Genealogie der Grafen des Lahngau zeigt der Verfasser den Ungrund der Behauptung, welche die salischen Brüder, Konrad, Gebhard, Eberhard und Rudolph für Söhne eines Grafen Konrad von Paris hält, und macht wahrscheinlich, daß der im Jahre 833 vorkommende lahngausche Graf Gebhard mit dem im Jahre 879 vorkommenden, nicht eine und dieselbe Person sey, sondern daß man zwey Gebharde annehmen müsse. Unter den Grafen der Wetterau scheidet der Verfasser beym Grafen Adelhard, dem Oheim der Königin Irmentrude, welchem Karl der Kahle die Leitung seines Sohnes, des nachmaligen Königs, Ludewig des Stammlers, übertragen hatte, das urkundlich Erweisliche, die bekleidete Grafschaft in Trier, im Moselgau, im Ober-Rheingau und in der Wetterau, das Provisorat von Lorsch, und die Vogtey von St. Maximin, von dem Unerweislichen, der Grafschaft im Bedgau, und der Abkunft vom Etichonischen Hause in Elsaß. Bey den niederhessischen Grafen zunächst nach den Konradinern, untersucht er mit vorzüglicher Gründlichkeit die Abkunft des Grafen Werner von Gröningen, den er nicht für einen Sohn jenes Werner, der ein Liebling Heinrichs IV. war, gelten läßt, sondern aus Schwaben herleitet, und als einen Bruder des den Forschern bisher räthselhaft gebliebenen Lintho von Wulflingen darstellt. Eben so sorgfältig sind die oberhessischen Grafen zunächst nach den Konradinern behandelt, und als solche mit Hintanweisung der Vermuthungen, welche hier bey andern Schriftstellern die Lücken der Geschichte ausfüllen, Tiemo, der unmittelbare Nachfolger Ludolfs, des Tochtermannes vom schwäbischen Herzoge Hermann I., dann in einer Folgereihe, Thankmar, dessen Grafschaft Viermünden und die Gegend von Ebsdorf war, Giso in der Gegend von Ober- und Nieder-Ohmen, Richmund in der Gegend von Ebsdorf, Werner, der Günstling Heinrichs IV., bey Homberg an der Ohm Groß-

Linden und Weilburg, ein zweyter Giso bey Hohenlinden, Diemo in der Gegend von Frankenberg und Viermünden, und Rudoph in der Gegend von Kirdorf nachgewiesen. Die Besitzungen Gisos gingen später an das landgräflich-thüringische Haus über, an Diemo schlossen sich die Grafen von Battenberg, an Rudolph die Grafen von Ziegenhayn an. Die erste Spur der Grafen von Gleyberg findet man nach dem Verfasser um das Jahr 1030, wo Welf II. Imiza aus salischem Geschlechte vom Schlosse Glizberch, eine Enkelin Siegfrieds, des Stammvaters der Grafen von Luxemburg, heiratete. Der Mannsstamm dieses Hauses verliert sich um das Jahr 1168 mit Otto, dessen Tochter Irmengarde es wahrscheinlich war, welche die Besitzungen des Hauses Gleyberg an ihren Gemahl, Hartrad III. von Merenberg, brachte. Aus dem Merenbergischen Hause kamen sie in der Folge an das Nassauische. In der Herleitung der Grafen von Nüring weicht der Verfasser von der bisher angenommenen Behauptung ab, wornach Hezilo, ein Bruder des heiligen Bardo, Erzbischofs von Mainz, Stammvater dieses Hauses war, indem er zeigt, daß dieser Hezilo durch eine Urkunde, in welcher er zwar seiner Gemahlin Dieta, aber keiner Kinder gedenkt, der Abtey Fulda sehr ansehnliche Güter schenkt, und macht es wahrscheinlich, daß der Erzbischof Bardo, und die Nüringer gemeinschaftlich aus einem und demselben Hause, und zwar aus dem hessisch-konradinischen Hause abstammten.

Der erste Graf von Nüring, welcher in Urkunden erscheint, ist Berthold, der bey einer Schenkungsurkunde vom Jahre 1043, wodurch Kaiser Heinrich III. der Abtey Fulda die Lehensherrlichkeit über die Grafschaft Mallstatt schenkt, als Zeuge erscheint. Graf Gerhard von Nüring ist der letzte dieses Geschlechts, welcher in Urkunden, und zwar zuletzt in einer vom Jahre 1170 genannt wird. Die Güter dieses Hauses gingen an die Herren von Bolanden und von Münzenberg über. Das Ziegenhaynische Geschlecht leitet der Verfasser von dem fuldischen Vogte, Gozmar I. ab; dessen Söhne Gozmar, Boppo und Gottfried Stifter dreyer Linien dieses Hauses, die man von den Schlössern Wildungen, Reichenbach und Ziegenhayn benennen kann, wurden. Mit Friedrich, dessen Name in Urkunden bis zum Jahre 1229 vorkömmt, schließt sich die Geschichte der ersten Ziegenhaynischen Linie. Die zweyte Ziegenhaynische Linie verschwindet nach dem Jahre 1273 mit Gottfried, der früher zum geistlichen Stande bestimmt, spaterhin eine Gräfin von Abenberg heiratete, aber kinderlos blieb, und seine Güter dem Kloster Aulesburg hinterließ. Die Geschichte

der dritten Linie verliert sich mit Rudolph II., der nach dem Jahre 1242 nicht mehr vorkommt. Spätere Grafen von Ziegenhayn, welche von der Vermählung ihres Stammvaters Ludwig I. mit der Tochter Berthelds von Nidda zu Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts den Beynamen von Nidda führen, verschwinden mit Johann II., genannt der Starke, der gesonnen, dem Landgrafen seine Güter zu hinterlassen, als Heimlicher in dessen Dienste trat. Die Geschichte der älteren Grafen von Nidda findet der Verfasser sehr dürftig. Er leitet sie nicht nach der bisherigen Meinung von jenem Volkold von Nidda ab, der auch unter dem Namen von Malsburg vorkommt, und ein Zeitgenosse des Grafen Erpo von Padberg, Stifters des Klosters Flachdorf im Waldeckschen war, sondern von einem früheren Volkold. Im Jahre 1206 schon findet man Ludwig von Ziegenhayn durch seine Gemahlin als Besitzer der Grafschaft Nidda. Der Mannsstamm der durch diese Heirat gestifteten abgesonderten gräflich Niddaschen Linie erlischt mit den Brüdern Engelbert I. und Gottfried zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, und durch die Vermählung der einzigen Tochter Engelberts mit dem Grafen Johann von der Ziegenhaynischen Linie werden die beyden Grafschaften wieder vereinigt, und bleiben es bis auf Johann II., der beyde an den Landgrafen Ludwig I. überließ, worüber ihm der Abt Johann im Jahre 1434 die Belehnung ertheilte. Die Familie der Grafen von Witgenstein leitet der Verfasser von Siegfried, und jene der Grafen von Battenberg von Wittekind II. zwey im Jahre 1238 zuerst erscheinenden Brüdern ab, deren gemeinschaftlicher Stammvater wahrscheinlich Boppo von Hohenlinden vom Jahr 1144 ist, die Sayn-Witgensteinische Linie von Salentin von Sayn, aus der zweyten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. Das Solmsische Haus setzet er mit jenem der alten Grafen von Wegebach in Verbindung, und zeigt das Dunkel, in welches der erste Ursprung der Linien von Braunfels und von Westerburg gehüllet ist. Die im Jahre 1415 erloschene Burg Solmsische Linie wird von Heinrich von Spanheim, und das Falkensteinische Haus von Otto, aus dem Westerburgischen Hause, und dessen Gemahlin Agnes von Falkenstein, abgeleitet. Die Geschichte der Familie Kleeberg und Mörle, ist von den bisher vom Verfasser behandelten eine der räthselhaftesten; doch ist auch hier durch Darlegung der urkundlich erprobten Thatsachen geleistet, was in einem so schwierigen genealogischen Gegenstande zu erwarten war. Den Familiengeschichten des ersten Bandes sind zur leichteren Uebersicht mehrere treffliche Stammtafeln, nämlich eine berichtigte Stammtafel des

hessisch-konradinischen, eine des Babenbergischen Hauses, eine Stammtafel der Nachkommen Ludwig des Bärtigen, eine weitere von den Nachkommen Ludwig des Saliers, und des Landgrafen Ludwig I., eine fünfte von den Nachkommen der Landgrafen Ludwig II. und III., eine sechste von den Nachkommen des Landgrafen Hermann, und eine über den wahrscheinlichen Zusammenhang der hessischen und schwäbischen Werner beygefügt. Die baldige Fortsetzung eines durch so gründliche Forschungen ausgezeichneten Werkes ist sehnlich zu wünschen.

Art. VI. Kohelet's des weisen Königs Seelenkampf, oder philosophische Betrachtungen über das höchste Gut, aus dem Hebräischen übersetzt, und als ein Ganzes dargestellt. Ein Versuch von Friedrich Wilhelm Karl Umbreit. Göttingen, in der Beckerschen Buchhandlung 1818. Oktav 91 S.

Lied der Liebe, das älteste und schönste aus dem Morgenlande, neu übersetzt und ästhetisch erklärt durch Dr. Friedrich Wilhelm Karl Umbreit, außerordentlichen Professor der Theologie und der Philosophie zu Heidelberg. Göttingen bey Vandenhöck und Ruprecht 1820. Oktav 162 S.

Das Vorwort zur zweyten dieser Schriften heißt: »Wiewohl es dem Verfasser immer interessant und zweckmäßig geschienen, die drey sogenannten Salomonischen Schriften des alten »Testamentes, das hohe Lied, die Sprüche und den Prediger als einzelne vorzügliche Erscheinungen des poetischen und »philosophischen Geistes der Hebräer durch einen geheimen ethischen »Faden zu einem sinnvollen Ganzen verbunden zu denken, dergestalt, daß in dem Frühlingsgarten der Liebe der Jüngling, »in den Fundgruben der Weisheit der Mann, und auf den »Trümmern des Predigers der Greis sein Leben abgebildet fände, »so ist er doch selbst, als er vor zwey Jahren eine neue Probe der »Uebersetzung Kohelets dem Gelehrten zur Prüfung und dem »Ungelehrten zur Unterhaltung vorlegte, jener Betrachtung des »dreyfach strahlenden Salomonischen Geistes in sofern untreu geworden, als er, noch selbst im Jünglingsalter stehend, über den »Blüthenglanz des hohen Liedes hinweggeeilt, auf den herbstlichen »Fluren des Predigers verweilte. Zufällige Umstände bestimmten »ihn damals, das Ende zum Anfange zu machen. Indem er daher »jetzt den Freunden orientalischer Poesie benfolgende Uebersetzung »des hohen Liedes darbringt, macht er gleichsam einen begangenen Fehler wieder gut. Möchte doch dem ältesten und »schönsten Liede der Liebe aus dem Morgenlande »eine gleiche freundliche Aufnahme wie Kohelets Seelen-

»kampfe zu Theil werden. Der Ueberſetzer würde ſich dann um »ſo mehr aufgemuntert fühlen, das Gold der philoſophiſchen »Schatzkammer Salomons gleichfalls von neuem geſchmolzen, »in die Form deutſcher Sprache zu gießen.«

Wären alle Vorreden ſo einfach, beſcheiden und zweckerreichend abgefaßt, wie dieſe, ſo würde es den Anzeigern ein Leichtes ſeyn, durch das bloße Abſchreiben derſelben, wie es hier geſchieht, den Leſer auf einmal in den richtigſten Standpunkt gerechter Erwartungen und frommer Wünſche zu ſetzen; gerechter Erwartungen, welche der über den vorliegenden Gegenſtand zu Belehrende an den Belehrenden ſtellt, und die dieſer nicht unerfüllt läßt, und frommer Wünſche, deren künftige Erfüllung der befriedigte Leſer von dem ihm Genüge leiſtenden Schriftſteller erwartet. So lernet man aus dem hier mitgetheilten Vorworte, daß der Verfaſſer von den drey begeiſternden Bechern ſalomoniſcher Weisheit zuerſt den Wermuth des Greiſenalters im Prediger den Leſern dargebracht hat, daß er hier den friſch gährenden Moſt der Jugend im Taumelkelche des hohen Liedes der Liebe aufſetzt, und ſpäter den rein abgegoſſenen Wein vollendeter männlicher Weisheit in den Sprüchen eben ſo zu kredenzen Willens iſt. Daß er dieß recht bald thun möchte, wird ihm Jeder, welcher die beyden vorigen verkoſtet hat, mit durſtigen Lippen, aus voller Kehle zurufen.

Um dieſe drey Becher hier unter einem zu kränzen, hätten wir freylich noch ein Paar Jahre der Erſcheinung des dritten zuwarten können; aber wir hätten uns durch dieſen Verſchub gegen den Verfaſſer des Verzugs freundlicher Aufnahme und gebührender Aufmunterung, und gegen die Leſer (denen durch dieſe Blätter hiervon die erſte Kunde zukommt) der Verſpätung wahren Genuſſes ſchuldig gemacht. Nach der vorliegenden Bearbeitung des Liedes der Liebe und des Predigers zu urtheilen, ſind auch die Sprüche für uns im Geiſte ſchon erſchienen, und wir wünſchen dem Verfaſſer ſchon jetzt zu der Vollendung ſeines dreygetheilten Schöpfungsreichs, ſo wie dem Leſer zu dem Genuſſe der drey Horen ſalomoniſcher Weisheit in dieſer Bekleidung Glück und Heil. Sie erſcheinen in der angebornen Fülle morgenländiſcher Schönheit, die, wenn auch züchtig verhüllt, ſich deßhalb dem Auge nicht entzieht, und ihnen ſtehet die einleitende und verbindende Rede des Ueberſetzers als Brautſchmückerin zur Seite, welche die Eigenthümlichkeiten ihrer Schönheit durch den Schmuck des Worts hervorhebt, und die einzelnen Reize durch den Faltenwurf ethiſchen Gewandes zu Einem harmoniſchen Ganzen verbindet.

Dieß ist insonders mit dem hohen Liede der Fall, dessen in sich vollendete Einheit als das älteste und schönste Lied der Liebe aus dem Morgenlande der Verfasser siegreich wider die früheren Erklarer und Uebersetzer, und namentlich wider Herder durchführt, welcher im hohen Liede die Einheit desselben verkennend, es in mehrere Lieder der Liebe zerstückelte, welche sich vor den Augen des Verfassers, »der die ge»genseitige Beziehung der einzelnen darin vernehmbaren Stim»men, und einen harmonischen Zusammenklang derselben zu ei»nem einzigen Grundton gehört, in Ein Lied der Liebe ver»wandelten, welchem er den Preis der ersten Schönheit vor allen »arabischen Gedichten des Morgenlandes zuerkennen zu müssen »glaubt.« In drey Abschnitten, welche der Uebersetzung mit den verbindenden Erklarungen vorausgehen, handelt der Verfasser von dem allgemeinen Inhalte des hohen Liedes, von dem besonderen Inhalte, und von der eigenthümlichen Form desselben. Kurz und treffend berührt der Verfasser im ersten Abschnitte die Geschichte der verschiedenen Ansichten und Auslegungen des hohen Liedes, und gründet die allegorisch-mystische Schrifterklärung, welche sich bey allen Morgenländern findet, »auf die Neigung »des Menschen, die ihm dargestellte Form nur als Symbol zu be»trachten, hinter dem ein höheres geistiges Wesen verborgen sey. »Mit demselben tiefdeutenden Sinne nämlich, mit dem der ge»müthvolle Mensch die Sonnenscheibe am westlichen Himmel hin»ter die Berge sinken sieht, oder die Vergänglichkeit predigende »Herbstluft in den verdorrten Kräutern der Erde vernimmt, kann »auch wohl das Auge eine höhere Bedeutung hinter dem ihm vor»schwebenden Worte eines Buches vermuthen. Allerdings wird »eine solche Betrachtungsweise nur bey schriftlichen Denkmalen »Statt finden, die durch Entstehung, ungewöhnliche Art des In»halts und äußere Geschichte eine besondere Heiligkeit erhalten »haben. Nennt noch jetzt der Perser seinen Hafis eine mysti»sche Zunge, und deutet die Sprache der Liebe, die sich auf »Gegenstände der sinnlichen Umgebung bezieht, auf Gott und »überirdisches Leben, so begreifen wir leicht, wie die frommen »Sammler der heiligen Bibliothek der Hebräer unser vorliegendes »Lied, das dem Salomo zugeschrieben, von Nichts als Liebe »redete, als einen symbolischen Abdruck eines tieferen geheimen »Sinnes in die Reihe göttlich geachteter Religionsschriften auf»nehmen konnten.«

Aus diesen Gründen scheint dem Verfasser, wie Rosenmüllern, mit Recht, die Aufnahme des hohen Liedes als eines blos klassischen, erotisch-hebräischen Gedichtes gegen den Zweck und den Geist der ursprünglichen Sammlung; aber er bezweifelt

(nach unserem Urtheile ebenfalls mit Recht) gegen den genannten würdigen Gelehrten, daß der eigentliche Zweck des alten Dichters mit unumstößlicher Bestimmtheit in die mystische Region zu legen sey, er hält dafür (und der Rec. mit ihm), daß abgesehen von der mystischen Tendenz, welche sich bey der bekannten Liebe der Orientalen zur erotisch-symbolischen Poesie wohl annehmen laßt, die Betrachtung des hohen Liedes als eines nach dem Willen des Verfassers buchstäblich zu verstehenden dichterischen Gemaldes menschlicher Liebe eben so wenig historisch abgestritten werden könne, und hofft durch die vorliegende Bearbeitung zu zeigen, daß es dem unbefangenen Sinne einen unvergleichlich schönen, des alten Testamentes in seinem kirchlich geheiligten Bezuge zum neuen ganz würdigen Wortverstand darbiete. In Betreff der mystischen Auslegung des hohen Liedes erklärt sich der Verfasser über die Doppelnatur der Liebe mit den folgenden Worten eben so faßlich als blühend, eben so klar als tief. »Betrachten wir das »Gefühl der Liebe, so müssen wir demselben eine doppelte Natur, »eine himmlische und eine irdische beylegen. Der Mensch, in der »Körperwelt lebend, kann nie zu der Höhe der Entsinnlichung »steigen, daß ein schöner Geist in einer häßlichen Form ihn mit »dem Zauber der Liebe, von welcher hier nur die Rede seyn kann, »in voller Stärke erfüllte. Aber immer werden geistige Vorzüge »in dem Gemüthe des Menschen, je näher er dem Ideale wahrer »Humanität steht, einen überwiegenden Einfluß vor blos körper»licher Schönheit auf die Erzeugung jener allmächtigen Anstrebung »des ganzen menschlichen Wesens, nach einem Gegenstande des »anderen Geschlechtes haben. Mit dieser vorherrschenden Gei»stigkeit thut sich das Gefühl der Liebe wenigstens in dem wohl »eingerichteten Herzen eines jeden wahrhaft humanen Deutschen »kund, wie auch schon in dem treuen Abdrucke unseres inneren »Lebens in unserer herrlichen Sprache, die enge Bedeutung des »Wortes Liebe sattsam beweist. Aber wer möchte es auch wohl »läugnen, daß vorzüglich die germanische Eigenthümlichkeit ge»eignet zu seyn scheint, die himmlischen Samenkörner der Christus»religion ganz in ihren Schooß aufzunehmen, und aus demselben »die Pflanzen höchster Menschenveredlung empor zu treiben? Und »die auf Vergeistigung der ganzen menschlichen Natur gerichtete »Lehre des Christenthums ist es doch eigentlich, welche jene himmlische »Natur der Liebe über die irdische vollständig hervorgehoben hat, »wenn schon ein natürliches Uebergewicht der ersten in der ursprüng»lichen Menschenbildung angenommen werden muß. So wie nun »der Mensch überhaupt geneigt ist, hinter den Formen der Dinge »und Worte einen höheren Geist zu ahnen, so wird er besonders »nach der eigenthümlichen Natur des Gefühls der Liebe die sinn-

»liche Seite desselben, die sich vorzüglich auf die schöne Form des »geliebten Gegenstandes bezieht, als bloßes Symbol der geistigen »gern betrachten. Ein mit tiefer Religiösität begabtes Gemüth »kann wohl gar seinen Gegenstand der Liebe, welcher in die Re»gion der sinnlichen Wahrnehmung gehört, für eine blos körper»liche Stellvertretung des göttlichen Wesens ansehn, das seine »Neigung mit allgewaltiger Liebe an sich reißt, und so ist es ge»wiß dem religiösen Gemüthe natürlich, die rothe Rose sinnlicher »Liebe in die weiße Rose mystischer Liebe zu verwandeln. Je hoch»rother gerade die Farbe der ersten ist, desto stärker wird sie ein »nach himmlischer Reinheit aufstrebender Geist für das bloße Sym»bol der weißen Verklärung der letzten halten. Daher dürfen wir »uns nicht wundern, wenn ein frommer Morgenländer, dem sein »Gott und sein Volk Alles ist, die Stimme der Liebe in dem »Heiligthume hochverehrter Nationalschriften, die in den Worten »noch durch die Rosenhaine der Erde tönt, dem Geiste nach auf »himmlische Sphären deutet, wenn der Thargumist von Je»rusalem in dem Geliebten des hohen Lieds seinen Jehova, »in der Braut aber sein Volk zu finden glaubt.«

Nachdem der Verfasser den Einfluß, welchen das Christenthum auf die Veredlung des Gefühls der Liebe ausgeübt, auseinander gesetzt, und die zur theologisch-richtigen Beurtheilung der Sprache des hohen Liedes nöthige Unterscheidung einer vor- und nachchristlichen Liebe psychologisch und historisch begründet hat, fährt er folgendermaßen fort: »Daß das Lied nun besonders noch als »Blume des Orients im Geiste dieser eigenthümlichen Welt, wo eine »ganz anders gestaltete Verfassung, ein völlig verschiedenes Verhält»niß des Geschlechtes zu einander sich findet, und also ein ganz »anderer Maßstab des Schicklichen gilt, betrachtet und geschätzt »werden müsse, versteht sich von selbst, und Hartmann (im »Versuche über die Ideale weiblicher Schönheit bey den Morgen»ländern) hat uns zur gerechten Beurtheilung der erotisch-mor»genländischen Poesie überhaupt, und also auch des hohen Liedes »bereits auf den richtigen Standpunkt gestellt. Wer eine idea»lische Poesie der vorchristlich morgenländischen »Poesie zu kennen begehrt, begebe sich in den Myrhenhain des »hohen Liedes. Alles was man schwärmerische Schwermuth nennt, »die der Liebe des neueren Europa ihren Grundzug gibt, ist »da nicht zu finden. Kein Mondenschein, der durch trübes Ge»wölk auf die schlummernden Blumen der Erde fällt; kein melan»cholisch süßer Nachtigallengesang durch die Stille der Nacht; »kein rührender Kampf der Vernunft mit dem Herzen, keine »großmüthige Aufopferung zu Gunsten der Geliebten, keine Freude

»am süßen Schmerz der Entbehrung. Nur Wonne und Entzücken »im vollen Genusse der sinnlichen Gegenwart.«

Der besondere Inhalt des hohen Liedes wird im folgenden Abschnitte in zwey Hälften dargelegt, in denen zwey verschiedene Welten abgebildet sind: »der höchsten Natureinfalt in einem un»schuldigen Hirtenthale gegenüber die zur Ueppigkeit verfeinerte »Kunst eines verdorbenen Hofes, doch so, daß die Natur als Licht, »die Verkünstelung aber als Schatten im Bilde erscheint.«

Ein liebekrankes Landmädchen in das prächtige Gemach des Königs entführt, sehnt sich nach der Vereinigung mit seinem schönen Jüngling auf den stillen Fluren der Heimat. Die Stimme des Geliebten tönt in die Klagen der Geliebten mit Lobpreis ihrer Schönheit, und er erscheint ihr im Traume. Sie zieht in Putz und Pracht nach dem Brautbette des Königs Salomo, der in heißer Glut der Sinnlichkeit ein prächtiges Lob der seltenen Schönheit aushaucht. Das nach ihrem ersten Geliebten sich sehnende Mädchen erzählt einen neuen Traum, lieblicher und anmuthiger noch als der erste; sie erzählt denselben den Genossinnen des königlichen Gemachs und überfließt in dem Lobe ihres ersten Geliebten. Salomo preist umsonst die Schönheit seiner jungen Gemahlin, umsonst strömt seine Liebesglut in hohes Lob der seltenen Schönheit aus. Die Pracht des Hofes kann die Erinnerung an die Lilien der Heimat, an die Schönheit des Hirten in der Brust Sulamit's nicht verdunkeln. — Die Klage der Trennung verstummt, die zerrißne Liebe ist wieder verbunden, Salomos Pallast und Gärten sind verschwunden, der junge Hirte besitzt seine entführte Braut wieder im Thale der Hirten unter den Blütenbäumen der freyen Natur, und sie besiegeln von neuem unter dem Apfelbaum den Bund der Liebe. Den Dichter begeisterte die am Ende des Ganzen mit geschickter Hand hingestellte hoch poetische Idee.

Stark, gleich dem Tode, ist die Liebe,
Fast wie das Todtenreich -- so ist ihr Wille.
Ihre Flammen — Feuerflammen! —
Feuerglut des Herrn!
Große Wässer können nicht das Liebesfeuer löschen,
Stürme können es nicht überfluten —
Und wollt ein Mann auch alle Habe seines Hauses um die Liebe geben,
Spott und Verhöhnung würde ihm! —

Was die Uebersetzung selbst betrifft, so hält sich dieselbe strenge an das Original, und weicht von der treuesten der bisherigen, nämlich von der Mendelssohns, nur in einigen wenigen Stellen ab, als z. B. S. 74: frischer Balsam ist dein Name. Mendelssohn: dein Name wie Balsam ausgeschüttet. In der Vulgata: Oleum effusum nomen tuum; im Originale:

תורק ausgeleert, ausgeschüttet, von ריק —. S. 76. Umbreit: O Liebling der Vollkommenheit; Mendelssohn: Wohlgesinnte lieben dich. Die Vulgata: Recti diligunt te. Hebraisch: מֵישָׁרִים die Geraden, von ישר

S. 77. Umbreit: Denn warum sollt' ich verschämt bey deiner Freunde Herden irre gehen. Mendelssohn: was soll ich schmachtend hin und her bey den Herden u. s. w. Die Vulgata: ne vagari incipiam post greges sodalium tuorum. Das hebräische כְּעֹטִיָּה von עטה bedecken, verhüllen, welches Umbreit's Uebersetzung am nächsten ausdrückt, fehlt in der Vulgata ganz.

S. 78. Umbreit: Ja wahrlich! Du der Frauen schönste, bist verständig. Mendelssohn: Weißt du das nicht. Du der Frauen schönste. Vulgata: *Si ignoras te*, pulcherrima inter mulieres. Hier folget Mendelssohn nach der Vulgata treuer dem Originale: אִם לֹא תֵדְעִי לָךְ An non constat tibi.

S. 79. Umbreit: Wir wollen goldene Schnüre dir bereiten: mit eingefügten Silberglöckchen. Mendelssohn: Goldene Spangen machen wir fur dich, gesprengt mit Silberpünktchen. Vulgata: Murenulas aureas faciemus tibi vermiculatas argento; im Originale: נקודות von נקד punktiren, sprengen; arabisch نقط

S. 90. Umbreit: Wer ist die heraufsteigt aus der Trift? Mendelssohn, nach der Vulgata: Wer ist die aus der Wüste heraufsteigt? Vulgata: Quae est illa quae ascendit per desertum: סִן הַסַּר בָּר aus der Wüste.

S. 91. Umbreit: purpurn seine Lagerstätte; sein innerer Raum war bunt geschmückt aus Liebe zu den Töchtern von Jerusalem. Mendelssohn: den Sitz von Purpur, die Mitte gepflastert mit Liebe zu den Töchtern Jerusalems. Vulgata: ascensum purpureum, media charitate constravit propter filias Jerusalem; das Hebräische wörtlich so, wie Mendelssohn übersetzt hat: תּוֹכוֹ רָצוּף אַהֲבָה (αγαπη حبّ) סִכְנוֹת יְרוּשָׁלִַם

S. 81. Umbreit: Eine Narcisse bin ich von Saron, eine Lilie bin ich der Tiefen. Mendelssohn: Ich bin die Lilie Scharons, die Rose im Blumenthal. Vulgata: Ego flos campi et lilium convallium. Mendelssohn und andere hebräische Gelehrte haben hier die Blumen verwechselt, und die

Narciſſe in eine Lilie, dieſe aber in eine Roſe verwandelt. Daß שושנה wirklich die Lilie ſey, darüber läßt der heutige arabiſche Name ſowohl سوسن Suſen als der des alten Suſa (der Lilienſtadt), die als ſolche ſelbſt auf den Sculpturen ägyptiſcher Tempel durch eine Lilie bezeichnet wird, keinen Zweifel übrig. Eher ließe ſich beſtreiten, daß חֲבַצֶּלֶת die Narciſſe ſey, indem darunter wohl auch irgend eine andere Blume eines Zwiebelgewächſes بصل verſtanden werden könnte. Es iſt aber um ſo wahrſcheinlicher die Narciſſe, als dieſelbe den Morgenländern als die Repräſentantin aller Zwiebelgewächſe, und daher auch als das Symbol der Genügſamkeit gilt, nach einer ſehr originellen Beziehung, welche als arabiſcher, perſiſcher und türkiſcher Vers im Munde des Volks gäng und gebe iſt, nämlich:

Kannſt du nicht leben auf des Wohlſtands Giebel,
Leb wie Narciſſen nur von einer Zwiebel.
(S. Ferhengi Schuuri B. I. S. 256.)

Die hier aus den verwandten arabiſchen Wörtern بصل und سوسن erforſchte wahre Bedeutung der Zwiebelblume und der Lilie iſt ein trefflicher Fingerzeig von dem Nutzen des Studiums des Arabiſchen für Theologen zur gründlichen Verſtändniß der Bibel. Dieſer ganze Vers אני הבצלת השרון שושנת העמקים kann mit den gleichen arabiſchen Wörtern wieder gegeben werden: انا بصل الصّحرا و سوسن العمق Es iſt billig zu wundern, daß die bisherigen arabiſchen Bibelüberſetzer dieſen durch die allernächſte Verwandtſchaft des Hebräiſchen und Arabiſchen angezeigten Pfad bisher faſt gar nicht betreten, ſondern lieber aus der Vulgata und der engliſchen Ueberſetzung, als aus dem griechiſchen Urtexte des neuen Teſtamentes, und aus dem hebräiſchen des alten überſetzt haben; ſo heißt z. B. dieſer einfache Vers, wo jedes arabiſche Wort daſſelbe mit dem hebräiſchen iſt, in der ſchön gedruckten arabiſchen Bibel der Bibelgeſellſchaft (New Castle upon Tyne 1811.) انا زهرة البقعة و سوسنة الاودية ich bin die Blume der Schlucht und die Lilie der Thäler, ſo daß das Feld (Saron صحرا Sahra) mit der Schlucht, und die Tiefen (Umk عمق) mit Thälern vertauſchet worden ſind.

Wenn alſo die Zwiebel Sarons wahrſcheinlich die Narciſſe bedeutet, ſo frägt ſich noch, was denn unter der Lilie der Tiefen eigentlich für eine Lilie gemeint ſeyn könne, und wir

sind der Meinung, daß unter der Lilie der Tiefen nicht die eigentliche Lilie, sondern das Mayglöckchen (Convallaria majalis) verstanden werden müsse. Zu dieser Meinung bestimmt uns erstens der Umstand, daß das Mayglöckchen noch heute in der ganzen Levante für das lilium convallium des hohen Liedes gilt; zweytens, daß die Individuen der hier jüngst durchgezogenen persischen Botschaft einstimmig versicherten, die zehnzungige Lilie (Susen deh Süban) sey keine andere Blume als das Mayglöckchen, welches diesen Namen von der vollen Zahl seiner Glöckchen, die der Perser als Zungen ansieht, erhalten habe. Freylich sollte man glauben, daß unter den Zungen eher Blätter als Glöckchen gemeint seyn könnten; da in der Botanik aber keine zehnblättrige Lilie bekannt ist, mag das Mayglöckchen aus dem obigen Doppelgrunde immer dafür gelten, bis nicht ein reisender Botaniker der Sache in Persien selbst näher auf den Grund kommt, und diese hier geäußerte Meinung bestätiget oder widerlegt.

Man sieht an diesem Beyspiele, wie sehr zu der gründlichen Erläuterung und Verständniß der Bibel nicht nur die Kenntniß der mit dem Hebräischen zunächst verwandten semitischen Mundarten, sondern überhaupt das Studium des ganzen Orients in politischer, ethischer, geschichtlicher, geographischer und naturhistorischer Beziehung erfordert wird. Wie sehr Herr Umbreit hier den wahren und allein zum Ziele führenden Weg eingeschlagen habe, zeigen nicht nur die schon früher in seiner Abhandlung von den Emir ol umera an Tag gelegten Beweise seines Studiums orientalischer Sprachen und Geschichten, sondern auch die im Anhange des vorliegenden Werkes zum ästhetischen Verständniß beygefügten Erläuterungen, welche eine reiche Ausbeute zweckmäßiger orientalischer Lektüre enthalten.

Um dieselben hier nicht auszuschreiben, wollen wir vielmehr die siebenzigste und letzte dieser Erläuterungen hier mit einem Zusatze verlängern. Sie betrifft den unmittelbar vor den oben angeführten Schlußversen vorausgehenden Vers:

Leg mich wie einen Siegelring an deine Brust,
wie einen Siegelring an deinen Arm

»Die Siegelringe (heißt die siebenzigste Note) tragen die »Orientalen nicht blos an den Fingern, sondern auch häufig als »Talismane an einer Schnur auf der Brust. Das Bild bedeutet »übrigens Unzertrennlichkeit und innigste Verbindung. Vergleich »Jeremias 22, 24. 2 Mos. 28, 23 und 29. Ewig und innig »möge ich an deiner Brust ruhen! ewig und innig von deinem »Arme umschlungen seyn.« Wir setzen hinzu: die hier vorherrschende Idee ist nicht die eines Siegels als Petschaft, sondern die eines mit bedeutenden und kräftigen Schutzworten einge-

grabenen Steines oder Talismans, dergleichen die Morgenländer und Morgenländerinnen von jeher auf sieben Gliedern zu tragen gewohnt waren, und noch gewohnt sind: nämlich als Stirnbinde noch heute, wie der hohe Priester das Goldblech mit dem קדש ליהוה (Exodus XXVIII. 31) auf der Tiara trug; auf der rechten Hand als Siegel (Jeremias 22, 24), auf den Armen als Armbänder (hohes Lied VIII. 6), auf den Füßen als Schließe der Knöchelbänder, auf den Lenden als Schließen des Gürtels (die eigentlichsten Keuschheitswächter), auf den Schultern, wo der hohe Priester die Denksteine der Kinder Israels trug (Exodus XXVIII. 11, 12). Aus diesen Schultertalismanen des hebräischen hohen Priesters läßt sich auch die anbetende Ehrfurcht erklären, womit die Araber das Muttermaal, welches Mohammed auf der Schulter hatte, als einen himmlischen Talisman, und als das eigentliche Siegel des Prophetenthums verehrten. Auf der Brust endlich tragen nicht nur die Frauen Talismane als Anhängsel des Halsgeschmeides, sondern selbst der Großwesir noch heute das kaiserliche Siegel, an einer goldenen Schnur um den Hals gehängt, als das Symbol der höchsten Würde und unumschränkter Machtvollkommenheit. Der hebräische Vers: שימני כחותם על לבך (alle bis aufs erste rein arabisch كختم علي لبتك) Leg mich wie einen Siegelring an deine Brust, ist daher wohl eine der schönsten Inschriften für Liebestalismane, der auch in Europa wohl weit besser und richtiger gestochen werden könnte, als die immer elend verfälschten Züge der heute häufig nachgestochenen arabischen, persischen und türkischen Siegel.

Aehnliche Erläuterungen vermißt die frühere Arbeit Hrn. U's, nämlich die deutsche Bearbeitung des Predigers, welche der Verfasser in zwey besonderen Werken der Welt vorgelegt hat, das eine frühere, mit dem wir uns hier beschäftigen, deutsch für die deutsche Lesewelt im Allgemeinen; das zweyte später lateinisch unter dem Titel: Coheleth scepticus de summo bono. Commentatio philosophico-critica, autore Frid. Guil. Car. *Umbreit*, Philos. Doct. Lib. art. Mag. *Göttingae* ap. *Vandenhöck* et *Ruprecht*. 1820, zunächst für Theologen und orientalische Sprachgelehrte, denen der Verfasser Rechenschaft gibt über die Abweichungen von seinen Vorgängern, und das von ihm beobachtete Verfahren in der Ordnung und Auslegung des Textes. Er folgte hierin vorzüglich den von Herder und Eichhorn gegebenen Winken, über das Daseyn zweyer verschiedener Stimmen in diesem Buche greiser Weisheit, deren eine die auf die Seele einstürmenden

Gedanken der Unzufriedenheit und des Unmuths über die Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller Freuden in ungestümen Klagen aushaucht, die andere aber als beruhigende Trösterin in die wild aufgeregten Wogen des Gemüthes das sturmsänftigende Oel der Weisheit gießt. Der Vorwurf, den man dem Verfasser (mit besonderer Berücksichtigung seiner lateinischen Arbeit) gemacht hat, daß durch diese Auslegungsweise die Einheit des Ganzen nicht hergestellt werde, und daß hierdurch der Zweck des Buches (welcher nicht die Darstellung der Unvollkommenheit alles irdischen Glückes, sondern die der höchsten Lebensweisheit sey) unerreicht ausgehe, scheint uns ungegründet, und uns erscheint im Kohelet vielmehr die ganze elegische Lebensphilosophie des Morgenländers, so wie sie sich in den größten lyrischen Dichtern desselben, vorzüglich aber im Hafis und Saadi ausspricht.

In den Gaselen dieser beyden großen Prediger der Weisheit liegen diese beyden Elemente des störenden Unmuths und der beruhigenden Lehre überall zum Grunde. Ueberall die beständige Abwechselung der Klage über den Unbestand menschlicher Dinge, und der Aufmunterung zum Genusse, so lang die fünf Tage (die Quinquatria) der Jugend noch dauern. Aus der näheren Betrachtung dieser Vergänglichkeit menschlicher Freude und weltlichen Glückes geht freylich hervor, daß Nichts hienieden vollkommen sey, aber daraus folgt nicht, wie uns scheint, daß der Dichter den vom Verfasser überall herausgehobenen Satz, daß der Mensch in keiner Lage des Lebens ganz zufrieden seyn könne, als das Hauptthema des ganzen Buches durchführen wollte. Dieses scheint uns wirklich kein anderes als das der in den Werken der größten morgenländischen Dichter gäng und gebe Lebensphilosophie: weil Alles unbeständig und Nichts vollkommen, eile die Gegenwart zu genießen, so lange du noch kannst, oder wie der türkische Dichter Messihi im wiederkehrenden Schlußvers seines schönen Frühlingsgedichtes diesen Gedanken zusammenfaßt:

Genieße, genieße was Liebe beut,
Es fliehet, es fliehet die Rosenzeit.

In so weit wäre diese Dichterphilosophie nur anakreontisch, und nicht einmal horazisch, aber sie steht auf einem weit höheren Gesichtspunkte als jene und auch diese, durch den beständigen Rückkehr zum Quell aller Weisheit, zu Gott, wodurch der Weisheit Kohelets besonders die Weisheit des Dichtergreises Saadi zur Seite steht.

Spuren dieses Aufblicks zum Quell alles Trostes und aller Zufriedenheit finden sich wohl auch in einigen mystischen Oden

Hafiſens, aber er erhebt nirgends wie Saadi und Kohelet das Gemüth unmittelbar zu Gott mit Vertrauen und Zuverſicht, mit Ergebung und Seelenſtärkung. Hafiſ und alle Dichter des Morgenlandes, deren dithyrambiſche Sprache für myſtiſche gilt, blicken von dem beſtändigen Wechſel der Ebbe weltlichen Unbeſtands, und der Springfluth menſchlichen Genuſſes, höchſtens zu dem myſtiſchen Mond des Zufalls auf, welcher durch Ebbe und Flut das Meer des Lebens ausgleicht, aber ſie erheben nicht wie Saadi, und Kohelet, ihre Blicke zur Sonne ſelbſt, die ſich nur im Monde abſpiegelt. Am deutlichſten ſpricht ſich in Kohelet dieſer vermittelnde Hauptgedanke des Ganzen am Ende aus, und Herr Umbreit hat denſelben in dem begleitenden Kommentare klar und in deutlichen Worten aufgefaßt. Zur Probe ſetzen wir die zehn Verſe des eilften Kapitels mit den einleitenden Worten des Kommentators hieher:

Es kehrt der König zu dem ſchon ausgeſprochenen Reſultat ſeiner vielen Forſchungen zurück: Genieße die Gegenwart und bekümmere dich weiter nicht um die Zukunft. Daher ſpare nicht ängſtlich für die Folgezeit, ſondern zieh weiſen Genuß von deinem Vermögen, und laß auch andere mit dir theilen; denn glaube ja nicht, daß das, was du einem anderen mittheilſt, dir verloren gehe, es kommt dir vielmehr immer wieder zu Gute, und ſollte es auch erſt nach langer Zeit auf eine jetzt für dich unbegreifliche Art geſchehen.

Kapitel XI. 1. Wirf dein Brot auf die Waſſerfläche, nach langer Zeit wirſt du es wieder finden.

Laß andere an dem Genuß deines Vermögens Antheil nehmen, denn du weißt ja nicht, wie lange du Beſitzer deſſelben bleibſt.

2. Laß ſieben oder acht mit dir theilen, denn du weißt ja nicht, was für ein Unglück auf der Erde ſich ereignen kann. Und das Unglück, welches einmal der Lauf der Natur mit ſich bringt, iſt unvermeidlich.

3. Wenn die Wolken voll ſind, gießen ſie den Regen auf die Erde, und wird ein Baum gefällt, ſey es im Süden oder Norden, er wirft ſich auf den Ort, auf den er fallen ſoll.

Blicke nicht ängſtlich in die Zukunft, denn du ergründeſt ihre Geheimniſſe doch nicht, und bringſt dich nur um den Genuß der Gegenwart.

4. Wer auf die Winde achtet, ſäet nicht, wer nach den Wolken ſieht, der erntet nicht.

5. Wie du den Weg des Windes nicht verſtehſt, und die Gebeine in dem Leib der Schwangern nicht

erspähst, so wirst du auch die Werke Gottes nicht durchdringen können.

Aber sey arbeitsam.

6. Am Morgen säe deinen Samen, und am Abend laß nicht ruhen deine Hand! du weißt ja nicht ob dieß gerathen werde, oder jenes, vielleicht daß beydes wohl gelinge!

Wer diese Lebensregeln befolgt, sagt der weise König, dem wird es wohlgefallen auf der Erde; und es ist ja gar schön auf der Erde.

7. Süß ist das Licht, erfreulich für die Augen zu sehen die Sonne! —

Der Mensch klage und jammere nicht, daß er unter dieser Sonne kein Gut finden könne, das alle seine Wünsche befriedige; sondern er freue sich in ihrem Scheine seines Lebens; doch erhalte ihn stets der Gedanke, daß auch trübe Tage auf die heiteren folgen können, in den Gränzen einer weisen Mäßigkeit.

8. Wenn viele Jahre lebt der Mensch, so freu er sich in allen; doch denk' er auch an jene finsteren Tage, deren viele kommen werden; alles Künftige ist ein Hauch!

Nun wendet sich die mahnende Rede des Königs besonders an die Jugend.

9. Freu dich Jüngling deiner Jugend, dein Herz erheitre dich, so lang du Jüngling bist, laß deinem Herzen freyen Lauf, und deinen Augen freyen Blick; — doch wisse, über Alles dieß wird Gott dich führen ins Gericht.

10. Unmuth verscheuch aus deinem Herzen, und Schmerz halt fern von deinem Leib. Ach! wie ein Hauch des Windes schwindet Jugend-Morgenroth.

Ehe wir zum zwölften Kapitel, als dem Schlusse des Ganzen übergehen, wollen wir der gegebenen Probe nur einige aus anderen morgenländischen Schriften hergenommene Erläuterungen beyfügen.

V. 1. Wirf dein Brot auf die Wasserfläche ꝛc., der Sinn ist im Grunde ganz derselbe wie der des türkischen Spruchs:

Thue das Gute, wirf es ins Meer,
Weiß es der Fisch nicht, weiß es der Herr,

und die hierher gehörigen Erläuterungen hat Diez (Denkwürdigkeiten von Asien, erster Theil 106) unter dem Titel Bibelerklärung beygebracht.

V. 5. Wie du den Weg des Windes nicht verstehst, und die Gebeine in dem Leib der Schwangern nicht erspähst.

Die letzte Vorstellung liegt auch in dem sowohl aus dem Koran als der Ueberlieferung bekannten Spruche von den drey Geheimnissen, die kein Mensch ergründet, das Geheimniß des Sterbetages, das Geheimniß der Zeugung und der Schwangerschaft.

Zu solchen Erläuterungen aus anderen morgenländischen heiligen Schriften oder Dichtern geben noch einige andere Stellen des Predigers Anlaß; nicht nur Parallelstellen aus persischen Dichtern über den beständigen Wechsel der Dinge, sondern auch Kernsprüche, besonders arabische, z. B. Kap. V, deßwegen seyen deine Worte wenige خير الكلام ماقلّ و دلّ was du gelobt, vollzieh; besser ists gar nicht gelobet, als geloben ohne zu vollbringen; habe Scheu und Ehrfurcht vor dem Herrn رأس الحكمة مخافة الله

Aber nicht nur morgenländische, sondern auch griechische Klassiker bieten interessante Parallelstellen zu denen des Predigers dar:

Der 17te V. des V. Kap. Sieh! das ist's was ich kennen lernte, als Gut und Glück zu essen und zu trinken, und der 15te V. des VIII. Kap. Ich lobe mir die Freude: denn sonst ist kein Glück unterm Sonnenlicht, als essen, trinken und sich freuen; dieß bleibt dem Menschen übrig bey der Mühe seiner Lebenstage, die Gott ihm unterm Sonnenlicht verlieh, was sagen sie anders, als die bey Diodorus von Sicilien erhaltene Grabschrift Sardanapals;

ταῦτ' ἔχω ὅσα ἔφαγον καὶ ἐφύβρισα καὶ μετ' ἔρωτος
τέρπν' ἔπαθον τὰ τε πολλὰ καὶ ὄλβια κεῖνα λέλειπται.

Dieses hab ich, was ich gegessen, und liebend gemuthwillt
Was ich genoß. Es bleibt Treffliches vieles zurück.

und die erhabene Stelle. V. 7 Kap. XII.

Und eh der Staub zurück zur Erde kehrt, von der er kam und der Geist zurückkehrt zu Gott, der ihn auf Erden setzte

ist rein das plutarchische:

Συνεκριθη και διεκριθη
και απηλθεν οθεν ηλθε παλιν
γη μεν εις γην πνευμα δ' ανω

Erst zusammen gefügt dann gesondert
Ging jedes hin woher es einstens kam
Die Erde zur Erde, der Geist hinauf.

Nach dieſen vergleichenden Bemerkungen fahren wir in den einleitenden Worten des Ueberſetzers zum Schluſſe des Ganzen fort: »Aber, o Jüngling habe im Vollgenuß der Freuden deines »Lebens ſtets den gütigen doch auch richtenden Gott vor Au»gen, ehe die Zeit kömmt, wo der Menſch das Verſäumte nicht »mehr nachholen kann — die Zeit des Todes. Der Gedanke an »die ſchwarze, traurige Todeszeit hebt die Flügel der Phantaſie, »und die Beſchreibung jener Zeit kleidet ſich in die Sprache des »Dichters. Als Dichter alſo mahnt der König: Freue dich Sterb»licher, ſtets eingedenk des gütigen Gottes, der dich ins Leben »rief, des heiteren ſonnigen Tages, ehe der ſtürmi»ſche Tag mit ſeinem ſchwarzen Ungewitter herein»bricht, denn fürchterlich iſt dieſer Tag. In dunkle Wolken »hüllt ſich der Himmel, Sonne, Mond und Sterne ſind verfin»ſtert, in ununterbrochenen Strömen ſtürzt der Regen auf die »Erde. Allgemeiner Schrecken verbreitet in der ganzen Natur! »die unerſchrockenſten Männer — Hauswächter und Krieger zit»tern und beben, und krümmen ſich vor Furcht; Sklavinnen, »die ſonſt fürchtend die Strafe ihres Herrn in ſteter Geſchäftig»keit die Handmühle drehen, laſſen vom Schrecken gelähmt die »Hände ſinken, und mahlen nicht weiter; wenn ſich ein ängſtli»cher Blick durch die Oeffnung des Fenſters wagt, ſo ſieht man »nichts weiter als Dunkelheit und Finſterniß: die Thüren der »Häuſer ſind verſchloſſen, das Brauſen des Sturmwindes und »das Krachen des Donners übertäubt das Raſſeln der Mühlen; »ängſtlich ſchreyen die Vögel, und flattern verſchüchtert in der »Tiefe; ganz eingenommen von Schrecken vergißt der Menſch »ſeine natürlichſten Bedürfniſſe, die einladendſten Speiſen läßt »er unberührt ſtehen. Sieh, ruft der Dichter aus, ſo ſchrecken»voll wie ein ſtürmiſcher Tag, iſt auch der Tag des Todes — und »der Tag, wo der Menſch einzieht in ſein ewiges Haus, und Alles »auf allen Straßen klaget und jammert.«

Wiewohl dieſe Auslegung des Schluſſes der gewöhnlichen Bibelüberſetzung gemäß iſt, ſo ſcheint uns doch die der hebräiſchen Kommentatoren, welche in den ſechs erſten Verſen des zwölften Kapitels eine fortlaufende Allegorie der Hinfälligkeit des Alters ſehen, bey weitem die vorzüglichere, und zwar aus dem einzigen ganz einfachen aber ſehr gewichtigen Grunde, daß die Mühle noch heute in dem Munde aller Morgenländer geht und ſteht, als ſehr beliebtes und vielgebrauchtes Bild nicht nur für den Himmel und die Welt, ſondern auch insbeſondere für den Todeskampf und das Leben. Die Mühle des Himmels iſt ſchon aus dem Namen des Nordpols Kutb (das Mühleiſen) bekannt genug. »Man dachte ſich nämlich, ſagt Ideler nach Kaſwini (in den treffli-

chen Unterſuchungen über den Urſprung und die Bedeutung der Sternnamen) noch die Himmelskugel als einen rotirenden Mühlſtein, die Himmelsachſe als das Mühleiſen, und den Nordpol als die Pfanne, worin der Zapfen des Mühleiſens einläuft; der perſiſche Name des Himmels Aſſuman heißt Mühlenähnlich. Der Mühlenumtrieb der Welt und des Glücks erſcheint häufig in perſiſchen Gedichten, und in arabiſchen iſt die Mühle des Todeskampfes und der Schlacht ein häufig wiederkehrendes Bild. Beſonders dreht ſich im Antar immer und ewig die Mühle der Schlacht. Dieſes ſo gewöhnliche Bild des Orients ſcheint uns auch hier wirklich, auf den ganzen Körper des Menſchen angewendet, durchgeführt worden zu ſeyn, und einige Züge deſſelben ſind ſogar den abendländiſchen Sprachen nicht fremd geblieben, wie z. B. das der Stockzähne als Müllerinnen, in dem dieſelben ja wirklich noch heute als Molares oder Mahlzähne bezeichnet werden. Der aus dieſem wie uns deucht richtigeren Geſichtspunkte gefertigten Ueberſetzung, ſchicken wir hier die Herrn Umbreit's voraus.

1. Gedenk an deinen Schöpfer in den Tagen deiner Jugend, ehe noch die böſen Tage kommen, und ſich die Jahre nahen, an denen du kein Wohlgefallen haſt.

2. Ehe ſich das Sonnenlicht verdunkelt, der Mond und die Geſtirne und Wolken immer wiederkehren nach dem Regen.

3. An dem Tag, wo des Hauſes Wächter zittern, des Krieges Männer ſich vor Schrecken krümmen, die Müllerinnen nicht mehr mahlen, und die Augen durch die Fenſtergitter in das Dunkle ſehen.

4. Wo man die Thür nach außen zu verſchließt und das Geräuſch der Mühle nicht mehr hört, wo der Vogel ſeine Stimme zum Geſchrey erhebt, und alle Töchter des Geſanges in die Tiefe flattern.

5. Wo man von oben fürchtet und Schrecken auf dem Wege ruht; wo man die Mandel nicht mehr achtet, die Grille widrig findet und an der Kapper kein Wohlgefallen hat — da geht der Menſch zu ſeinem ewigen Haus, und auf der Straße winden klagend ſich die Trauernden.

»Aber der Dichter hatte ſich in der Vergleichung der herannahenden Todesſtunde mit einem einbrechenden Ungewitter zu gut gefallen, als daß er nicht noch eine Vergleichung hätte wagen ſollen. Er vergleicht das Leben mit einer vergoldeten Oellampe, die an einem ſilbernen Kettchen hängt; — Das ſilberne Kettchen

wird von der Lampe losgerissen, die Lampe fällt auf den Boden und zerbricht; so zerschneidet der Tod den Lebensfaden an dem der Körper gleichsam befestigt ist, der Körper fällt nieder und — stirbt.« Also: »Gedenk an deinen Schöpfer, u. s. w.«

6. Ehe los sich trennt das Silberkettchen und das goldne Oelgefäß zerbricht.

»Derselbe Gedanke noch einmal in einer anderen Vergleichung.«

Ehe zertrümmert wird der Eimer an der Quelle und zerreißt die Kette an dem Brunnen.

7. Und ehe der Staub zurück zur Erde kehrt, von der er kam, und der Geist zurück kehrt zu Gott, der ihn auf Erden setzet.

Man bemerke hier zuerst die zwey letzten Vergleichungen des Körpers mit einem Eimer am Strick, und dem Oelgefäße an der silbernen Kette, zu denen die vorausgehende der Mühle vollkommen paßt, während das Bild des Ungewitters nicht auf den Körper bezogen werden, sondern nur der herannahenden Todesnacht gelten kann. Nach dieser Auslegungsweise fehlt also das erste und entsprechendste der drey Bilder des menschlichen Körpers, nämlich das der Mühle. Aus dem letzten Gesichtspunkte betrachtet aber lautet die Uebersetzung und die Auslegung folgendermaßen:

1. Aber auch in den Jugendjahren gedenke deines Schöpfers ehe die übeln Tage heran nahen, ehe die Jahre kommen, wo du ausrufen wirst: ich mag sie nicht (die Tage des Alters).

2. Ehe dunkel werden Sonne, Licht, Mond und Sterne und sich die Wolken wiedersammeln nach dem Regen. (Ehe die Augen dunkel werden und triefend.)

3. Wann einst wanken die Wächter des Hauses, die Tapferen sich krümmen (wann die Füße schwanken, wann Arm und Rücken sich krümmen:) wann die Müllerinnen rasten und sich mindern (wann die Zähne ihr Geschäft nicht mehr thun und ausfallen) und die Seher aus den Höhlen (die Augen) sich verdüstern.

4. Dann schließen sich die Thüren nach der Straße (Augen und Ohren durch Abnahme der Sehkraft und des Gehöres), und dumpf ist der Ton der Mühle (die Sprache). Dann schrecken Vogelstimmen auf (aus dem leisen Schlaf) und die Töchter des Gesanges verstummen (die Töne der Kehle).

5. Dann fürchtet man jede Höhe, auf jedem Wege stoßen Schrecken auf, dann ist die Mandel

Auswuchs, die Cikade beläſtigt, und die Kapper unſchmackhaft. (Was man ſonſt mit Luſt genoß, iſt nun widrig und läſtig) u. ſ. w.

Die gegebenen Auszüge genügen, dieſe neue Bearbeitung des Kohelet ſowohl als des hohen Liedes deutſchen Leſern auf das beſte zu empfehlen, und den lebendigſten Wunſch zu erregen, daß der Verfaſſer durch die Bearbeitung der Sprüche in demſelben Geiſte, den Dreyklang ſalomoniſcher Weisheit bald vollſtimmig in deutſcher Zunge austönen möge!

Art. VIII. Morgenländiſche Alterthümer. Herausgegeben von Dr. Dorow. Erſtes Heft. Wiesbaden 1820. Hofbuchhandlung von Schellenberg.

Auch unter dem Titel: Die aſſyriſche Keilſchrift. Erläutert durch zwey noch nicht bekannt gewordene Jaspis-Cylinder aus Niniveh und Babylon; begleitet mit dem Nachſtiche des vom Abte Lichtenſtein herausgegebenen Cylinders, und dem genauen Abdrucke einer alten tibetaniſchen Handſchrift in ſchönen Utſchen-Charakteren. Nebſt einer Abhandlung des Profeſſors Grotefend und erläuternden Briefen der Profeſſoren Heeren, Creuzer, Baron Silveſtre de Sacy u. a. m. Herausgegeben von Dorow, Doktor der Philoſophie und koniglichem preußiſchem Hofrathe. Mit drey Stemdrucktafeln. Wiesbaden bey Ludwig Schellenberg, Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker 1820.

Die Erſcheinung dieſes Heftes, dem noch mehrere folgen ſollen, iſt jedem Freunde der morgenländiſchen Alterthümer ein ſehr willkommenes Geſchenk. Es werden in demſelben Gegenſtände zur Sprache gebracht, die bey dem jetzigen Standpunkte der Alterthumskunde überhaupt das höchſte Intereſſe gewinnen. Selbſt die an ſich unvollkommene Form, in welcher dieß Heft uns geboten wird — es enthält mehrere abweichende, und ſelbſt ſich ganz widerſprechende Urtheile von verſchiedenen Gelehrten über dieſelben Gegenſtände, ohne daß eine Ausgleichung dieſer verſchiedenen Meinungen, Abweichungen und Widerſpruche verſucht würde, oder der noch nicht ganz eingeweihte Leſer irgend einen Fingerzeig erhielte, ein eignes Urtheil zu bilden — ſelbſt dieſe unvollkommene Form möchte in dieſem einzelnen Falle Entſchuldigung finden; ja man kann ſie als einen Beweis der Beſcheidenheit des Herrn Herausgebers betrachten; der in dem Schluß vorläufig ſich darüber auch außerdem noch hinlänglich, durch den veränderten Plan bey der Herausgabe, rechtfertigt. Wir müſſen den Inhalt dieſer Schrift, den der zweyte, faſt zu lange und ſonderbar geſtellte Titel angibt, erſt ſondern und thei-

len, ehe wir unsere Bemerkungen in einer leicht zu übersehenden Ordnung vortragen können. Der Text schließt sich zwar an die gegebenen Abbildungen; da über dieselben aber zum Theil sechs verschiedene Männer in verschiedenen Aufsatzen urtheilen, muß man die Meinungen aller erst gegen einander stellen, ehe man eine Uebersicht gewinnt.

Die gegebenen Abbildungen bestehen: 1) in drey alten Steincylindern mit Bildwerken und Keilschriften, die dem Kreise der alten Perserreligion angehören, und 2) in der Nachbildung einer alten tibetanischen Handschrift in Utschen-Charakteren.

Diese Handschrift — obwohl wir dem Herrn Herausgeber für die Mittheilung derselben danken — gehört eigentlich nicht zu den morgenländischen Alterthümern. In der Einleitung theilt der Herr Herausgeber, aus bekannten Quellen, manches über Handschriften der Art u. s. w. mit, und wir übergehen hier dieselbe ganz, um nicht zu weitläufig zu werden, und uns über den wichtigern Theil der Schrift, die eigentlichen Alterthümer, vollständig verbreiten zu können. Wir müssen aber, was diesen betrifft, abermals sondern und theilen, und werden unsere Aufmerksamkeit zuerst auf die Bildwerke selbst, den allgemeinen Gesichtspunkt, in welchen sie zu stellen sind und ihre Bedeutung, und dann auf die Keilschrift und ihre Entzifferung richten.

Um uns den Weg zu einigen allgemeinen Vorbemerkungen zu bahnen, wollen wir die verschiedenen Urtheile über den auf der ersten Tafel abgebildeten Cylinder, wie das vorliegende Heft sie gibt, näher betrachten.

Dieser Cylinder aus röthlichem Jaspis, 1 Zoll, 10 1/2 Linie hoch, und 10 1/4 Linie (Rl. Maß) im Durchmesser haltend, befand sich früher, wie wir aus der Beylage A. (S. 13) ersehen, in der reichen Sammlung des Grafen Joseph von Schwachheim — welcher acht Jahre in Konstantinopel als Gesandter des österreichischen Hofes gelebt hatte — in Wien. In jener Sammlung galt der Stein als ägyptisch, weil er in Aegypten in einer Pyramide gefunden seyn sollte. In der Beylage B. (S. 18) erklärt Heeren den Stein zwar für ein persisches Denkmal, aber nicht aus Persepolis, sondern aus Babylon oder Aegypten, wohin er die Sperberflügel (?) der Figur deutet. In der Beylage C. (S. 20) erklärt Creuzer den Stein etwas unbestimmt als »der babylonisch-chaldäischen oder der persisch-magischen Dämonologie angehörig.« Grotefend erklärt ihn endlich (S. 26) der auf ihm befindlichen Keilschrift wegen geradehin für babylonisch.

Diesen abweichenden Meinungen scheint eine Unbestimmtheit

der Begriffe zum Grunde zu liegen, welche man mit den Ausdrücken; persisch, persepolitanisch, babylonisch, ägyptisch u. s. w. verbindet, und die vor allem, ehe wir weiter gehn, ins Reine gebracht werden müssen.

Diese Ausdrücke können sich beziehen: 1) auf den Fundort, und wenn in diesem Heft z. B. von Steinen aus Ninive die Rede ist, kann wohl kein anderer Sinn damit verbunden werden. Allein bey Denkmälern wie die Cylinder, von denen hier die Rede ist, die ihrer Kleinheit, und wahrscheinlich auch ihres Gebrauchs wegen, weit herum getragen werden konnten und mußten, ist der Fundort an sich sehr gleichgültig. Angenommen die Vermuthung, man habe in dem alten Persien diese Cylinder als Amulete getragen, sey richtig, so ist historisch bekannt, daß sie eben so gut bey Marathon und Platäa, in Thrazien, an der Donau, in Aegypten und am Indus, als in den Ruinen von Babylon, Persepolis und Ninive gefunden werden könnten. Der Fundort kommt hier also wenig in Betrachtung. Jene Ausdrücke können sich 2) auf den Ort der Verfertigung dieser Steine beziehen, und dieser wäre von außerordentlicher Wichtigkeit, wenn er irgend ausgemittelt werden könnte; aber alle Gründe, die hier aufgestellt werden können, reichen kaum hin, eine schwache Wahrscheinlichkeit zu begründen. Dennoch scheint dieser Begriff, wenigstens bey den Wörtern: Persepolitanisch und babylonisch, so wie Heeren und Grotefend in diesem Heft sie gebrauchen, sich als entschieden in einen dritten zu verschmelzen; denn jene Ausdrücke beziehen sich zunächst 3) auf eine verschiedene Schriftart. Wir finden an den Mauern von Persepolis Inschriften, und auf alten Ziegeln in den Ruinen von Babylon Inschriften; beyde haben die Form der Keilschrift gemein, doch lassen in der Zusammensetzung und Behandlung derselben sich einige Verschiedenheiten entdecken, und man kann also wohl persepolitanische und babylonische Schriftart unterscheiden, und folglich diesen Unterschied auch auf die Inschriften der Steincylinder anwenden, wenn sich findet, daß einige mehr Aehnlichkeit mit den Inschriften zu Persepolis oder mit babylonischen Bausteinen zeigen; allein aus dieser größern oder kleinen Aehnlichkeit, ja Gleichheit mit dieser oder jener Schriftart kann für die Steine selbst und den Ort ihrer Verfertigung wenig gefolgert werden. In dem trefflichen Aufsatze über die Erklärung der Keilschriften von Grotefend bey Heerens Ideen, erklärt der scharfsinnige Entzifferer S. 932, »daß er durch die Benennung: Babylonisch, »Persisch, Aegyptisch-persisch, blos die Gegenden »andeuten wolle, wo die Inschriften gefunden wor-

»den; daß diese Theilung aber auf die innern Merkmale der »Keilschrift nicht anwendbar sey.« In gegenwärtigem Heft bezieht der Verfasser diese Benennungen aber vorzüglich auf die Schriftart, indem ein Cylinder, der in Aegypten gefunden seyn soll (was gar wohl möglich ist), seiner Schriftart wegen geradehin babylonisch genannt wird. In den Zusätzen zu diesem Heft, (S. 26) erklärt sich der Verfasser über diese Benennungen wieder anders, und glaubt: daß die babylonische Schriftart in Assyrien, Chaldäa und Susiana scheine herrschend gewesen zu seyn. Nach dieser Ansicht könnte aber von »Steinen und Inschriften aus Niniveh« als etwas Besonderes bezeichnend, wie S. 32 dieses Heftes geschieht, gar nicht die Rede seyn.

Münter findet bey einer genauen Vergleichung der Cylinder-Inschriften mit den Mauernschriften zu Persepolis und den Backsteinschriften zu Babylon nur Aehnlichkeiten (Versuch über die keilförmigen Inschriften — S. 136), Grotefend steigert diese Aehnlichkeit zur Gleichheit (Beylage zu Heeren p. 936); aber er sagt doch auch in diesem Heft S. 32: »Diese »Inschrift gehört zwar allem Anscheine nach zu der einfachen »babylonischen Keilschrift: aber mehrere Zeichen haben eine mehr oder weniger verschiedene Gestalt, »wie denn überhaupt die babylonische Keilschrift die mannigfaltigsten Verschiedenheiten in verschiedenen Inschriften zeigt.« Münters Resultat wird durch diese Bemerkung im Ganzen bestätigt; nur die Verschiedenheit, welche bey einer angenommenen Aehnlichkeit vorausgesetzt wird, wird hier in einen bestimmten Gesichtspunkt gestellt, und als den allgemeinen Charakter der babylonischen Schriftart nicht störend betrachtet.

Wollte man nun annehmen — was freylich nach der letzten Erklärung des Herrn Grotefend nicht möglich ist, worauf aber doch so viele Aeußerungen in diesem Heft hinzudeuten scheinen — daß man sich an verschiedenen Hauptorten, z. B. Persepolis, Babylon, Niniveh u. s. w. nur einer, sich durch bestimmte Merkmale auszeichnenden Schriftart bedient habe, und man folglich einen Cylinder, der diese oder jene Schriftart zeige, auch dem Ort als seiner Heimat zueignen könne; so müßte man, scharf genommen auch behaupten: die bis jetzt bekannten Cylinder wären ihrer abweichenden Zeichen wegen, weder in Persepolis, noch Babylon, sondern an verschiedenen Orten, vielleicht zu Susa, Ekbatana u. s. w. verfertigt — welches auch Herr Grotefend nach seiner S. 56 geäußerten Ansicht zuzugestehen scheint. So wahrscheinlich es nun an und für sich ist, daß an vielen Orten dergleichen Cylinder gemacht worden sind; so möchten wir dieß doch nicht aus obiger Voraussetzung folgern, da diese selbst

ohne allen Beweis ist; selbst Grotefends letzte Meinung gründet sich doch nur auf die verschiedenen Fundorte von Steinen gleicher Schriftart. Ein solcher Beweis könnte nur geführt werden, wenn man aus Persepolis, Babylon, oder einem andern Orte eine Reihe von Inschriften hätte, die, obwohl in der Zeit verschieden, doch in der Form der Zeichen sich gleich bliebe; dergleichen aber ist durchaus nicht vorhanden.

Aus einer Vergleichung der sämmtlich bekannt gewordenen Keilschriften scheint ein ganz anders Resultat hervorzugehn. Die Natur der Keilschrift macht offenbar eine große Mannigfaltigkeit in der Zusammensetzung der Zeichen und Abkürzungen derselben möglich, ohne daß dadurch jemandem, der der Sprache worin geschrieben wurde, mächtig war, und den allgemeinen Schlüssel kannte, das Lesen hätte erschwert werden können. Man scheint daher die Form und Zusammensetzung der Zeichen gewählt zu haben, wie sie zu dem Raume, den die Inschrift einnehmen sollte, und zu dem Zwecke derselben am passendsten war. So wurde die Schriftart zu Persepolis durch die Größe der Felder und ihre öffentliche Bestimmung gebildet; die Backsteinschrift zu Babylon eben so durch Raum und Zweck, und eben so die Schriften der Cylinder, die überall sichtbar dem Raum angepaßt sind. Alle Abweichungen und Eigenthümlichkeiten dieser Schriftarten hätten dann wohl, in Bezug auf den Inhalt der Schriften selbst, nicht mehr Bedeutung, als ob bey uns eine Inschrift in deutscher Fraktur, oder mit lateinischen Buchstaben, mit oder ohne Abkürzungen eingehauen, oder ein Buch mit deutschen oder lateinischen Lettern gedruckt wird.

Dieß ist freylich auch nur Hypothese, der noch ein schärferer Beweis mangelt; die aber wohl eben so viel für sich hat, als jede andre, die auf diesen dunkeln Gegenstand sich bezieht, und für jetzt wohl zu der Behauptung berechtigt: daß aus allem, was diese verschiedenen Schriftarten betrifft, nichts für die Erklärung der Figuren und des Sinnes der Inschriften mit Grunde gefolgert werden könne.

Jene Ausdrücke: Persisch, Babylonisch, Aegyptisch u. s. w. können vierlens noch einen andern, wichtigeren und tiefer eingreifenden Sinn erhalten; sie können sich auf Inhalt, Bedeutung und Sinn der Figuren und Inschriften beziehen. Die Ausdrücke: babylonisch, ägyptisch, können nun in dieser Hinsicht wieder einen doppelten Begriff enthalten; man kann damit Cylinder bezeichnen, auf welchen die Figuren und Ideen allein babylonischen oder ägyptischen Mythen angehören, und deren Inschriften in babylonischer oder ägyptischer Sprache verfaßt wären. Von Werken dieser Art — wir beschränken uns hier allein auf

Cylinder und geſchnittne Steine mit Keilſchriften — iſt nichts Zuverläßiges bekannt; von einigen zweifelhaften Bildwerken ohne Schrift, wird in der Folge die Rede ſeyn. Jene Ausdrücke können aber auch Bildwerke bezeichnen, auf denen den echt perſiſchen Bildern, Ideen und Schriften, Bilder und Ideen babyloniſcher und ägyptiſcher Mythen beygemiſcht ſind. In dieſem Sinne nimmt Heeren das Wort ägyptiſch S. 18 dieſes Heftes wirklich; da er die Figur zwar perſiſch, die Flügel aber für ein ägyptiſches Attribut erklärt. Grotefend ſcheint (Beylage zum Heeren p. 952 — 53) eben dieſe Meinung anzunehmen, und den Sperberflügel über einem perſiſchen Kopfe für ägyptiſch zu halten, obwohl er in den Zuſätzen zu gegenwärtigem Heft S. 53 ſich darüber ſehr genügend erklärt. Dieſen Begriff der Durcheinandermiſchung perſiſcher, babyloniſcher und ägyptiſcher Ideen; ſo, daß man bey Erklärungen der Cylinder und Steine, ſeine Gründe bald aus den Zendſchriften, bald aus den babyloniſchen und ägyptiſchen Mythen herholen könne, müſſen wir als bis jetzt völlig ungegründet betrachten. Nicht weil wir eine ſolche Vermiſchung der Ideen — obwohl die religiöſen Grundſätze der Perſer in allem, was die Abbildung heiliger Weſen betrifft, den Ideen der Babylonier und Aegypter völlig entgegengeſetzt ſind — unmöglich hielten, indem, unſerer Ueberzeugung nach, dieſe Bildwerke weniger der Religion als dem Luxus und Geſchmack des Volks angehörten — ja ſie wird nach der Eroberung Babylons und Aegyptens ſo gar wahrſcheinlich, da der Einfluß der ägyptiſchen Kunſt auf die frühere perſiſche, wie wir hernach zeigen werden, deutlich vor Augen liegt, und echt perſiſch-mythiſche Weſen ägyptiſch gekleidet erſcheinen; allein noch iſt uns, ſo ſtreng und unparteyiſch wir die bekannt gewordenen Bildwerke der Art unterſucht haben, noch kein Beweis vorgekommen, daß andere als blos perſiſche Weſen und perſiſche Ideen wären dargeſtellt worden. Auf eine Ausnahme werden wir nachher zurückkommen, wo wirklich auf unſtreitig zu den jüngſten und ſpäteſten Arbeiten gehörigen Steinen die perſiſche Sapandomad mit der ägyptiſchen Iſis etwas verſchmolzen erſcheint; indem man der perſiſchen Göttin einen nicht perſiſchen Kopfputz gibt, der, wie es ſcheint, die Hörner der Iſis vorſtellen ſoll. Doch dieſe eine Ausnahme kann, aus Gründen, die wir bald ausführen werden, keinen Beweis für weitere Verſchmelzungen geben, wenn wir dieſe nicht klar erkennen. Von der geflügelten, Pl. 1. d. Heftes dargeſtellten Figur, worauf ſich Heeren bezieht, werden wir in der Folge darthun, daß dieſe Flügel echt perſiſch ſind. Was den einen Flügel über dem Haupt eines Perſers, auf dem von Denon mitgetheilten Steine betrifft, ſo erinnere man

sich, daß auf den Mauern von Persepolis über dem thronenden Könige Ormuzd selbst auf zwey großen Flügeln schwebt. Diese Flügel sind nicht mit der Gestalt des Gottes eins; er schwebt nur auf denselben, und der Sinn ist wohl dieser: der König stehe, ruhe sicher unter Ormuzd Schutz, der, in bildlicher Rede, seine Flügel über ihn ausbreitete. Das Bild des Gottes ließ man in der Folge oft weg, und zeichnete die Flügel allein, als bloßes Symbol, wie Fundgruben des Orients B. III. Tab. II. Fig. 12, und so kann man die Bedeutung und den persischen Ursprung des einen Flügels über dem Haupte eines Königs schwerlich verkennen.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir aber noch eine Vorfrage näher erörtern, welche für die Erklärung der Cylinder keineswegs unwichtig ist, und die auch Heeren in der Beylage B. 2. S. 19 dieses Heftes aufwirft; nämlich: Zu welchem Zwecke, oder zu welchem Gebrauch wurden ursprünglich diese Steincylinder verfertigt? Die allgemeine Meinung, welche vorzüglich Münter festzustellen suchte, und die von den meisten als Gewißheit ausgesprochen wird, besteht darin: daß sie ursprünglich zu Amuleten bestimmt gewesen seyen. Die Gründe, worauf man diese Meinung stützt, sind folgende: Die Bildwerke welche auf den Cylindern eingegraben sind, beziehen sich auf mythische und religiöse Ideen; in den Zendschriften kommt in den Tavids etwas ähnliches vor; die Cylinder sind alle der Länge nach durchbohrt, man kann also eine Schnur durchziehen und sie am Halse tragen; die meisten noch jetzt lebenden asiatischen Völker legen auf dergleichen Amulete einen hohen Werth, und tragen jene alten Cylinder, wenn sie dergleichen finden, noch jetzt am Halse.

Recensent muß bekennen, daß ihm gegen diese Bestimmung der Cylinder höchst wichtige Zweifel vorschweben. Schon oben ist bemerkt: daß alle bis jetzt bekannten Bildwerke an Cylindern dem Kreise der alten Perserreligion angehören, und ist dieß, so muß auch zugestanden werden, daß die vorzüglichste Quelle zu ihrer Erklärung in den Zendschriften zu suchen sey. Herr Grotefend sagt selbst (Beylage zu Heerens Ideen B. 1. p. 955), »daß wir »den, von Anquetil übersetzten Zend-Aveſta als ein echtes »Religionsbuch der Perser betrachten dürfen, und darnach die »religiösen Ideen der alten Perser beurtheilen können.« Nun ist der Inhalt der Zendschriften aber dem Glauben an Amulete keineswegs günstig, ja es möchte schwer halten, ihn nur damit vereinbarlich zu finden.

Der Glaube an Amulete ruht in seiner tiefsten Wurzel auf dem Glauben an Zauberkraft. Der Zauberer wirkt und scha-

det durch seine Zaubermittel, die den Beystand böser Dämonen sichern. Der Glaubige sucht sich dagegen durch geheiligte Amulete zu schützen, denen er, als von Gott und den guten Wesen geweiht, gleiche Kräfte, so wohl im thätigen Selbstwirken als Abwehren, zuschreibt. Allein in den Zendschriften kommt von dieser Art der Schutz- und Stärkungsmittel nicht die geringste Spur vor. Der Ormuzddiener besiegt alle Devs und Zauberer allein durch den Beystand Ormuzd, der Amschaspands, Izeds und Feruers, und diesen Beystand erhält er durch Gebet, und die Ausübung der heiligen Gebräuche seiner Religion, durch Reinheit im Denken, im Reden und im Handeln. Obwohl die befohlenen heiligen Gebräuche, und das ganze Ceremoniel bey Reinigungen und dem Feuerdienst überhaupt, den Aberglauben zu begünstigen, oder zum Theil aus Aberglauben entstanden zu seyn scheinen; so finden sich doch bey den ganz ins Einzelne gehenden Vorschriften und Beschreibungen keine Hindeutungen auf den Glauben an Amulete oder den Gebrauch derselben. Kann man es nun wohl wahrscheinlich finden, daß ein Volk, daß diese Schriften als die einzige Quelle seiner Religion und seines Glaubens erkannte, in jenen Cylindern wirklich Amulete verehrt haben sollte? Denn waren sie Amulete, so dürfte man dabey nicht an einen Aberglauben des gemeinen Volks denken; ihre Kostbarkeit bürgt wohl dafür, daß sie nur Eigenthum der Reichern seyn konnten.

Zwar beruft sich Münter auf die jüngern, von Anquetil aus dem Pehlvi, Parsi und Hindostanischen übersetzten Gebete der heutigen Parsen, und den Gebrauch ihrer Tavids oder Taavids, welche wirklich eine Art von Amuleten sind. Das Herabsinken des Volks zu manchem Aberglauben seiner Unterdrücker oder Nachbarn ist sehr erklärlich, und doch liegt in der Art und dem Gebrauch jener Tavids ein sehr wichtiger Grund gegen die Meinung, daß die alten Perser jene Steincylinder als Amulete getragen hätten. Es läßt sich ziemlich genau nachweisen, wie der Parse seinen jetzigen Aberglauben und den Gebrauch der Tavids an seine ältern Religions-Gebräuche anknüpfte, ohne diese geradehin zu verletzen. Aus den Zendschriften erhellt, daß das Wort Ormuzd und das Gebet auch bey körperlichen Uebeln als Heilmittel angewendet wurden. Da jedes Uebel — das körperliche wie das moralische — von einem Dew herrührte; der Dew aber durch Gebet und Ormuzd Wort geschlagen und vertrieben wurde, so lag dieser Glaube in den ersten Principien seiner Religion. Sahen die Parsen nun bey anderen Völkern den Gebrauch der Amulete, so konnten sie leicht auf die Gedanken kommen, daß ihr Aveſta und ihre Gebete eben

die Wirksamkeit, ja noch eine größere Kraft haben müßten, wenn sie eben so angewendet würden. Man schrieb nun Spruch und Gebet, die sonst nur gesprochen wurden, auf Zettel, und band sie auf den leidenden Theil, oder erwartete von ihnen die Wirksamkeit der Amulete. Man hatte das Wort, welches der Priester früher blos sprach, durch das Aufschreiben bleibend gemacht, die Kraft, welche sich sonst mit dem Schall des Worts zu verlieren schien, befestigt.

Wie diese Tavids bey dem Herabsinken des Volks entstehen konnten, ist also begreiflich; würden aber solche Tavids von Stein, Metall, Elfenbein u. s. w. nicht noch vorhanden seyn, wenn sie jemals im Gebrauch gewesen wären? Würde man die Figuren haben verschwinden lassen, wenn man ihnen jemals Kraft zuschrieb? Dieß alles ist um so weniger glaublich, da die jetzigen Tavids durch ihren Gebrauch bald veralten und untüchtig werden müssen. In allen Nachrichten aber, welche uns Anquetil und andere Reisende von diesem Volke mittheilen, kommt nichts davon vor.

Außer diesen Gründen drängen sich auch noch andere hervor, wodurch sie unterstützt werden. Der erste besteht in der unpassenden, sich gegen die Annahme, in diesen Steincylindern Amulete zu finden, sträubenden Gestalt derselben und der Stellung der darauf eingegrabenen Figuren. Diese Steine bilden alle ziemlich scharf abgeschnittene Cylinder, an denen ohne Ausnahme die Figuren so eingegraben sind, daß sie an der Länge des Cylinders aufgerichtet stehen. Daraus scheint allerdings zu folgen: daß die Cylinderform dieser Steine ursprünglich durch ihren Gebrauch bestimmt wurde, und ihre Stellung so war, daß man die Figuren aufgerichtet, auf ihren Füßen stehen sah. Wären sie als Amulete an einer Schnur um den Hals getragen worden, so fällt das Unschickliche der Gestalt auf, und die Figuren wären alle liegend gesehen worden. Sollten nun Künstler, die zum Theil so vollendete Arbeit lieferten, nicht bequemere und zweckmäßigere Formen gewählt haben?

Ein zweyter Umstand bietet noch einen andern Grund dar. Einige Cylinder haben eine solche Größe, daß selbst Heeren glaubt: sie hätten schwerlich zu Amuleten bestimmt seyn können (S. 19). Da aber alle diese Cylinder eine gleiche Einrichtung haben, alle der Länge nach durchbohrt und mit Figuren versehen sind, die nach der Länge aufgerichtet stehen, so ist auch wohl anzunehmen: daß alle nur eine Hauptbestimmung gehabt haben. Drittens würden wir, falls jene Cylinder auf die angenommene Weise getragen worden wären, dieselben an den, auf ihnen eingeschnittenen Figuren, wie an andern persischen Bildwerken,

in eben dem Gebrauch abgebildet entdecken; aber nirgend eine Spur davon! Wo hier und da etwas Aehnliches sich zeigt, sind es Kügelchen, gefaßten Steinen und Perlen nicht ungleich, und sichtbar zum Putz gehörig. An einer Figur auf der Titelvignette bey Herder wird man drey sonderbare Kugeln gewahr, eine auf, die andere an der Schulter, die dritte auf der rechten Brust, die anfänglich räthselhaft scheinen; genau betrachtet, aber wohl eben solche Kugeln oder Mohnköpfe sind, wie die neben anstehende Figur in der Hand hält — auf keinen Fall sind es Cylinder.

Man werfe nicht ein, daß diese Bilder größtentheils himmlische Wesen darstellen, welche jener Amulete nicht bedürften. Nach den Zendbüchern muß Ormuzd selbst wie alle Amschaspands u. s. w. das Lichtgesetz üben, so üben wie der Mohnstau, Ormuzd selbst bringt im Vendidad dem Wasser Izeschne, und Milhode ist der Defur der Himmlischen. Diese würden daher auch die Amulete getragen haben, wenn man denselben eine Kraft zugeschrieben hätte.

Man halte diese etwas weitläuftige Erörterung nicht für überflüssig. Der Erklärer gewinnt eine freyere, heitere Ansicht, wenn er auf den dunkeln, mystischen, alle klaren Begriffe scheuenden Amuleten-Glauben nicht mehr Rücksicht zu nehmen braucht, und Bildwerke und Inschriften dieser Steine treten in denselben Gesichtspunkt, wie die Mauerbilder in Persepolis, und andere Alterthümer überhaupt. Waren diese Steincylinder aber keine Amulete, was waren sie denn? Heeren äußert (S. 19 d. Heftes) eine sinnreiche Idee. Indem er mit Grotefend den, auf der ersten Tafel abgebildeten Cylinder babylonisch nennt, wendet er eine Stelle Herodots (I, 195) darauf an, wo dieser von den Babyloniern erzählt: »Jeder Babylonier trägt einen Sie»gelring und künstlich verfertigten Stab (σκηπτρον χειροποιητον); »auf dem Stabe ist immer eine Abbildung, etwa ein Apfel, oder »eine Lilie, oder ein Adler, oder etwas anderes. Ohne ein sol»ches Abzeichen tragen sie keinen Stab.« — »Sollte, fährt Hee»ren nun fort, dieser Cylinder vielleicht als Knopf eines sol»chen Stabes irgend einem Großen oder Monarchen in Baby»lon gedient haben?« Wenn man den Umstand übersiehet, daß Herodots Beschreibung, nach der die Knöpfe selbst als Aepfel, Blumen oder Vögel gestaltet waren, nicht recht auf unsere Cylinder paßt, an welchen Figuren ganz anderer Art nur eingeschnitten sind, so enthält die Idee viel Angemessenes, und Gestalt und Durchbohrung dieser Steine sind vollständig daraus zu erklären. Die Figuren standen am Stabe aufrecht; der Stab konnte in die Höhlung des Cylinders, wo diese groß genug ist,

eingelassen werden, oder wo sie zu klein ist, ein metallener Nagel, der mit einer Platte oben den Knopf schloß, auf dem Stabe befestigt werden. Daß die Schrift gewöhnlich eine andere Richtung hat, dürfte nicht irre machen, denn offenbar wurden die Figuren, welche dadurch als Hauptheil erscheinen, zuerst eingeschnitten, und die Inschriften nach dem Raume gestellt, den die Figuren übrig ließen.

So sehr dieß nun alles paßt und beyträgt, diese Meinung annehmlich zu finden, so erheben sich doch bedeutende Zweifel dagegen. Herodot erzählt von Babyloniern, daß sie dergleichen Stäbe getragen, keineswegs aber von den Persern, und er würde nicht unterlassen haben dieß zu bemerken, wenn er es gesehen hätte. Unsere Cylinder gehören aber ganz unläugbar der Perserreligion an, und konnten daher auch wohl nur von Persern getragen werden. Hier scheint allerdings die Unbestimmtheit des Begriffs: Babylonisch, von der wir oben redeten, Heeren etwas irre geführt zu haben, denn sonst weiß dieser berühmte Alterthumsforscher sehr wohl, daß das Verhältniß zwischen den Babyloniern und Persern, in Bezug auf die Religion, und was zu ihr gehörte — man denke an Xerxes Tempelraub und Priestermord — so verträglich nicht war, daß die Ueberwundenen diese, durch ihre Figuren und Inschriften sich auf die Religion beziehenden Cylinder nachgeahmt haben sollten; ja man kann wohl ziemlich bestimmt behaupten: daß die Babylonier diese Cylinder der Perser eigentlich nie nachahmten. Wir würden sonst unstreitig dergleichen finden, auf denen der babylonische Kultus und die Wesen der Verehrung dieses Volks sichtbar würden, allein die wenigen Steine, auf denen dergleichen zum Vorschein zu kommen scheint, sind höchst zweifelhaft. Wie sehr echt babylonische Bildwerke sich von den persischen unterscheiden, zeigen die in den Ruinen von Babylon gefundenen, und im dritten Bande der Fundgruben des Orients, Tab. I. unter Nr. 5, 8, 9, und Tab. II. Fig. 1, 2, 3 dargestellten Alterthümer. Die Figur der ersten Tafel ist den persischen Bildungen so fremd, daß niemand sie als solche erkennen wird; gleichwohl zeigen die Spuren der Keilschrift sie als babylonisch. Ganz derselbe Fall tritt bey der Priestergestalt Tab. II. Fig. 1 ein. Sie weicht von allen persischen Bildungen durch ihren Kopfputz, durch die Kleidung und den sonderbaren Baum, den sie in der Hand trägt, sehr ab. Die Symbole, welche sich auf Sonne und Mond zu beziehen scheinen, haben zwar Aehnliches mit persischen Symbolen, können sich aber auf den Planetendienst der Babylonier beziehen. Die Denkmäler unter Fig. 2, 3 zeigen durch die Schrift sich zwar als echt babylonisch, aber die oben sichtbar werdenden Bildwerke kom-

men den ägyptiſchen ſo nahe, daß man ſie ſelbſt ägyptiſch halten ſollte. Andere Bildwerke, z. B. die zu S. 156 des vierten Bandes der Fundgruben des Orients abgebildeten, ſind höchſt zweifelhaft. Dieß trifft vorzüglich die beyden erſten Bilder der erſten Reihe, obwohl ſie Cylindern anzugehören ſcheinen. Sie unterſcheiden ſich ſo ſehr von allen perſiſchen Bildwerken, daß man ſie ſchwerlich zu dieſen rechnen kann; babyloniſch können ſie ſeyn, ſo wenig ſie auch den vorigen ähneln, wenn, wie es ſcheint, unter dem Seſſel der ſitzenden Frau des erſten Bildes ſich ein Paar Tauben befinden; man könnte dann wohl gar an eine Semiramis denken. Auch wäre es wohl möglich, daß ſpätere Künſtler die Attribute der perſiſchen Sapandomad, der ägyptiſchen Iſis und der großen Göttin von Babylon vermiſcht hätten, worauf manches in den jüngern Bildwerken hinzudeuten ſcheint; doch bedarf das alles noch eine tiefere, nur an den Originalen vorzunehmende Unterſuchung, als daß man bey der Erklärung echt perſiſcher Bildwerke darauf Rückſicht nehmen könnte.

Zur Unterſtützung der von Heeren aufgeſtellten Idee ließe ſich noch wohl ſagen: daß viele altperſiſche Figuren, ſowohl auf den Steinen als noch mehr auf den Mauern von Perſepolis, lange Stäbe in den Händen tragen; dieſe Sitte bey den Perſern, wie bey den Babyloniern einheimiſch geweſen ſeyn müſſe, und der Gebrauch der Cylinder als Stockknöpfe ſich wohl annehmen laſſe. Es kann durch dieß alles aber nur die Möglichkeit eines ſolchen Gebrauchs der Cylinder dargethan werden, keineswegs aber, da Herodots Zeugniß wegfällt, die Wirklichkeit. Herr Profeſſor Grotefend äußert im vorliegenden Heft (S. 26) die Vermuthung, daß die Cylinder mit umgekehrter Schrift wohl als Siegel hätten gebraucht werden können, eine Vermuthung, die auch der Engländer Rich zu Bagdad theilt, zeigte ſich auf ſolchen Steinen auch, daß die Figuren umgekehrt eingegraben wären, z. B. die Waffen, der Dolch ſich in der linken Hand befänden, während die rechte an die Bruſt gedrückt wäre, ſo wäre klar: daß man dieſe Walzen außer ihrer eigenthümlichen Beſtimmung auch als Mittel zu einem anderen Zweck anſah, und ihre Beſtimmung zugleich war: abgedruckt zu werden; ob als Siegel oder zu irgend einem andern Gebrauch, möchte ſchwer zu errathen ſeyn, und wir finden uns dabey auf einem weiten Felde der Vermuthungen, welche durch künftige Entdeckungen vielleicht eine beſtimmtere Richtung erhalten.

Aus allem Geſagten möchte ſich nun als Reſultat ergeben: daß wir über den Gebrauch und die Beſtimmung dieſer Steincylinder nichts Gewiſſes angeben können; alſo alles was

darauf für ihre Erklärung sich herleiten ließe, wegfällt.

Richten wir unsern Blick nun auf die persischen Bildwerke selbst — sie mögen auf Cylindern oder schlichten Steinen befindlich seyn — so entdeckt das, durch die Betrachtung antiker, plastischer Bildwerke geübte und geschärfte Auge bald, daß diese persischen Denkmäler sehr verschiedenen Zeitperioden angehören; daß die Kunst darin von ihren rohesten Anfängen an bis zu einer ziemlichen Stufe der Vollkommenheit sichtbar wird, ja daß im Laufe dieser Ausbildung manche neue Idee in den Kreis der Darstellung aufgenommen ist. Ließen sich diese Perioden nun mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmen, und an die Geschichte des Volks, so weit sie uns bekannt ist, knüpfen, so wäre zum Verstehen und Erklären dieser Bildwerke ein bedeutender Schritt gewonnen.

Wenn Recensent nun den Versuch wagt, hier — den Gränzen dieser Blätter angemessen — einige Grundzüge dieser Periodenabtheilung zu entwerfen, und dadurch die bekannten Bildwerke geschichtlich zu ordnen; so weiß er sehr wohl, wie unvollkommen und selbst unsicher dieser Versuch ausfallen muß. Die Ursachen liegen theils in der geringen Anzahl von Bildwerken, welche dabey, und selbst nur in Abbildungen verglichen werden können, und dem daraus hervorgehenden Umstande: daß jede neue Entdeckung eine wesentliche Veränderung in den Abtheilungen hervorbringen kann; theils auch in den nachläßigen, willkürlichen Zeichnungen, welche von vielen Bildwerken bekannt gemacht sind, und auf welche man sich, sobald von Ausführung im Einzelnen die Rede ist, gar nicht verlassen kann. Aber selbst mit allen diesen Mängeln und Unvollkommenheiten scheint der Versuch für die richtige Beurtheilung dieser alten Gebilde nicht unwichtig zu seyn.

Erste Periode.

Vor Einführung der Keilschrift.

Es ist aus den Zendschriften zu erweisen, daß die alten Perser sehr früh die Schreibkunst kannten und übten, ohne daß uns bis jetzt Denkmäler von Städten oder behauenen Felsen mit Inschriften bekannt wären, deren Alter man mit einiger Wahrscheinlichkeit über Darius Hystaspis hinauf setzen konnte. An diesen Denkmälern erscheint nun überall Keilschrift, und zwar schon in drey verschiedenen Formen, deren Ausbildung eine geraume Zeit voraussetzt, und da diese Schriftart nur für Inschriften an öffentlichen Werken und Bildnereyen bestimmt scheint, eine lange Uebung der Bau- und Bildekunst. Dieß macht es un-

wahrscheinlich, daß die Perser jene Schriftart erfunden haben sollten, vielmehr scheint den Assyrern oder Babylonern diese Ehre zu gebühren. Von den ältesten Zeiten an liebte dieß Volk große, prachtige Gebäude, öffentliche Denkmäler, Verzierungen und Inschriften. (Herod. I. 184—187. Diod. II, 8. u. s. w.)

Daß den Persern früher dieser Geschmack nicht eigen war, beweist wohl das kleine, kunstlose Grabmal des Cyrus selbst, woran weder Bildnerey noch Inschriften zu sehen waren. Es ist daher wahrscheinlich, daß erst nach Cyrus, mit dem Geschmack an Bau- und Bildwerken, auch die Keilschrift zu den Persern überging: nun erhellt aus den Zendschriften aber, daß die alten Perser nicht ohne alle Kunst waren, namentlich verstanden sie Steine zu schneiden und zu fassen, Metalle künstlich zu arbeiten u. s. w. *). Nur muß man diese Kunst sich als roh und unausgebildet denken, da sie in keiner Art der heiligen und Tempelbildnerey, oder in der Baukunst eine Stütze fand; sollten in diesen alten Zeiten Inschriften gemacht werden, so mußten sie in dem üblichen Alphabet geschrieben seyn.

Nun finden sich in der That geschnittene Steine, welche diesen Vermuthungen auf das vollkommenste entsprechen. Die Kunst erscheint darauf in ihren ersten Versuchen; die Figuren sind mehr angedeutet als ausgeführt, zwey Striche bezeichnen z. B. den Arm, ein kugelähnlicher Eindruck die Hand, und ein daraus hervorstehender Strich den Finger; an Augen, Mund, Ohr und Haar ist nicht zu denken; sollen sie angedeutet werden, so geschieht es durch Kugeln und einige Striche. An richtige Proportionen des Körpers, richtige Bezeichnung der Gewänder ist nicht zu denken; überall kommt die Kugelform zum Vorschein, die Bedeutung der Figuren wird durch beygegebene Symbole ausgedrückt. Man suche in diesem allen keinen eigenthümlichen Geschmack oder etwas Willkürliches; es ist dieß alles die nothwendige Folge der Rohheit der Kunst, und fließt von selbst aus der Anwendung des Rades, ehe man desselben mächtig war. Es ging diesen Künstlern gerade so wie den ersten Kupferstechern bey der Anwendung des Griffels.

Steine aus dieser Periode finden wir in den Abbildungen beym Herder, z. B. in der sitzenden Figur, vor welcher eine andere steht, zwischen sich die Sonne; dieselbe Bildung, wahrscheinlich nach einer alten Kopie, beym Murr (Journ. der Kunstg. B. IV. Tab. 1), ferner die mit Strahlen umgebene Figur auf derselben Tafel beym Herder. Der erste Stein hat Buchsta-

*) Vendidad Farg. VIII. (verschiedener Gebrauch des Feuers) Fay. XIV. (künstliche Waffen) u. s. w.

benschrift. Drey Buchstaben dieses Alphabets kommen auf einem persischen Stein in der Stoschischen Sammlung vor (Dactyliotheca Stoschiana von Schlichtegroll, B. II. Nr. 137), obwohl die Kunst ziemlich fortgerückt erscheint. Auch kann hier die Meinung nicht seyn, als ob es, wenn die Keilschrift erscheint, nun keine Inschriften mit Buchstaben mehr geben könne; diese sind vielmehr bey einer Sache, die vom Geschmack Einzelner und der Willkür abhing, zu vermuthen, und wirklich vorhanden, wie der schöne geflügelte Löwe beym Herder mit einer Buchstabenumschrift beweist.

Zweyte Periode.

Von der Einführung der Keilschrift an, bis zur Sichtbarwerdung des Einflusses ägyptischer Künstler.

Die Kunst ist anfänglich noch roh, die schwierigsten Theile des Körpers werden noch wohl blos angedeutet durch Striche und Kugeln, doch wagt man sich hier und da an das nackte, obwohl ohne alle anatomische Kenntniß; die Gewänder werden mit mehr Freyheit behandelt, doch noch sehr unbestimmt, und zwischen männlichen und weiblichen Figuren ist das Vorhandenseyn und der Mangel des Barts noch Hauptunterscheidungszeichen; die herrschende Schriftart ist Keilschrift, und die bezeichnenden Symbole sind nothwendig.

In diese Periode gehört der von Lichtenstein bekannt gemachte Cylinder, der auch bey diesem Heft abgebildet ist, und mehrere Steine mit und ohne Inschriften in den Fundgruben des Orients.

Dritte Periode.

Vom Einflusse der ägyptischen Künstler an bis zum Verfalle der Kunst.

Die Kunst hat einen Riesenschritt gethan; alle Andeutungen verschwinden; die Figuren werden ganz ausgeführt, in dem Nackten entwickelt sich immer mehr die Kenntniß des Anatomischen, und in den freybehandelten Gewändern unterscheidet die weibliche Tracht sich ganz von der männlichen. In den Figuren selbst entwickeln sich in Gewändern, Stellungen und Gesten eigenthümliche Charaktere, und in eben dem Maße scheinen sich Symbole und Inschriften zu vermindern.

Daß bey diesem Gange der Kunst, wenn auch keine geschichtliche Zeugnisse vorhanden wären, vorzüglich ägyptische Künstler einwirkten, geht aus folgenden Merkmalen hervor: die altpersischen und medischen Gewänder machen hier und da den

ägyptiſchen Trachten Platz. Wir ſehen Männer mit den geſchmückten, über die Schultern geworfenen Trägern, den ſonderbar angehefteten Schweif (wobey die Perſer vielleicht an die Enden ihres Kaſi dachten), den gezierten Ringkragen, und Frauen mit bloßen Schultern, und unter der Bruſt gegürtetem Gewande, ganz wie ſie auf ägyptiſchen Bildwerken vorkamen; der alte perſiſche Thron mit hoher Rücklehne macht dem ägyptiſchen Seſſel Platz, und der Sagondomad ſcheint hier und da der Kopfputz der Iſis — die Hörner — angepaßt zu werden; ein Umſtand, der um ſo leichter zu erklären iſt, da die Perſer die Sagondomad eben ſo mit dem Monde in Verbindung ſetzten, wie die Aegypter ihre Iſis. Dieſe Einmiſchung des ägyptiſchen Koſtüms konnte um ſo leichter geſchehen, da, wie ſchon gezeigt worden, die perſiſchen Bildwerke wohl weniger der Religion, als dem Geſchmack und dem Luxus angehörten, und kein Tempelgebrauch hier zum Geſetz geworden war.

Der Anfang und das Ende dieſer Periode laſſen ſich nicht genau angeben. Unter Darius Hyſtaspis, wenn von ihm die Ueberreſte von Perſepolis herrühren, findet ſich noch keine Spur von Einmiſchung des ägyptiſchen Geſchmacks; der Anfang muß alſo ſpäter geſetzt werden. Daß die Kunſt bis auf Alexander geübt wurde, und wahrſcheinlich im Steigen war, erhellet aus manchen Umſtänden; und mit ihm mußte ſelbſt die griechiſche Kunſt ſich Einfluß verſchaffen. Eine perſiſche Gemme in der Stoſchiſchen Sammlung — von der nachher ein Mehreres — erinnert ganz an griechiſche Kunſt. Die unruhigen, zerrüttenden Zeiten nach Alexander mögen vieles geändert haben; und da dieſer Zweig der Kunſt ſich eigentlich nicht an die Religion und ihre Gebräuche, ſondern an irgend einen Gebrauch des öffentlichen Lebens lehnte, kann er bey den veränderten Anſichten, die in dieſer Hinſicht eintraten, nach und nach erloſchen ſeyn.

Wenn dieſe geſchichtliche Anſicht der in Rede ſtehenden Bildwerke auch noch manche Aenderung erleiden, und andere und beſtimmtere Abſchnittspunkte erhalten ſollte, ſo wird das Weſentliche derſelben doch ſchwerlich umgeſtoßen werden können. Aus dieſem geht aber ſo wohl, als aus der Anſicht der Bildwerke ſelbſt hervor: daß, wie ſchon oben angeführt worden, die vorzüglichſte Quelle der Erklärung hier immer die Zendſchriften ſind.

Rec., der ſich lange mit der Erklärung perſiſcher Bildwerke beſchäftigt hat, ſchlug dabey einen Weg ein, der ihn zu Reſultaten führte, die er wichtig genug hält, ſie hier der öffentlichen Prüfung vorzulegen. Die gewöhnliche Methode der Erklärer, der auch er anfangs folgte, von den Bildwerken auszugehen, und dann in den Zendſchriften nachzuſuchen, bis aus dieſer oder jener

Stelle sich ein Aufschluß ergab, oder zu ergeben schien, wurde ihm bald durch die Unsicherheit der Resultate und die Verlegenheit verleidet, eine als sicher geglaubte Erklärung oft wieder aufgeben, und eine andere an die Stelle setzen zu müssen. Er legte daher die Bildwerke eine Zeitlang bey Seite, und fing an, die Zendschriften selbst auf das sorgsamste durchzugehen, und zwar in der bestimmten Hinsicht: Wenn Künstler die mythischen Wesen und die Verhältnisse derselben unter sich und zu den Menschen, welche in diesen Schriften vorkommen, bildlich darstellen wollten, wie konnte, und wie mußte das, diesen Schriften gemäß geschehen? Er fand bey dieser Untersuchung mehr und schärfer bestimmte bildliche Ideen und Vorstellungen, als er anfangs vermuthete; doch würde es bey weitem den Raum dieser Blätter übersteigen, die gefundenen Resultate hier auch nur in Umrissen vorzutragen, und mit den erforderlichen Beweisstellen zu belegen; nur einige wenige Grundzüge, die sich auf die Bildwerke, welche in dem vorliegenden Heft mitgetheilt sind, oder ihnen nahe liegen, beziehen, mögen einen Platz finden.

Das erste Wesen, welches man abgebildet zu finden erwarten kann, ist Ormuzd. Er wird ganz menschlich gedacht, und kommt in den Zendschriften in einer doppelten Ansicht vor; als Geschöpf des Zervane Akerem, und als allmächtiger Schöpfer und großer König der Welt. In der ersten Eigenschaft ist in den Zendschriften wenig von ihm die Rede; in der zweyten wird von ihm in den erhabensten Bildern gesprochen. Man dachte sich ihn mitten im Himmel, als Herrscher, auf einem hohen Throne, der Thron des Guten oder Vollkommenen genannt (Vendidad XIX.), sitzend, von Amschaspands, Izeds und den Seelen der Heiligen umgeben. Schwerlich kann er in Abbildungen anders erscheinen, wenn er nicht unter besondern Verhältnissen dargestellt wird. Nirgend kommen Anspielungen vor, daß man sich Ormuzd als bewaffnet, oder Waffen führend gedacht habe; wozu bedürfte der Allmächtige auch der Waffen? Wenn er selbst im Vendidad (XIX) seinen ersten Kampf mit Ahriman erzählt, sagt er; »Ich sprach Honower — übte »das Gesetz der Ormuzddiener — und so zog sich dieser Darudj »in Ohnmacht und Kraft beraubt zurück.« Im Bundeheesch wird dieser Kampf mit den Worten einer Zendschrift so erzählt: »einmal sprach Ormuzd: das ist Ormuzd's Wille — »(Honover) und Ahriman schauderte durch und durch: er »wiederholt es, und Ahrimans Knie sanken; er vollendet's ganz »— und der Böse war zerschlagen und Machtberaubt.« Ormuzd Waffe ist also sein lebendiges Wort, und dieß ist nichts als der durch seinen Mund erklärte Wille des Unendlichen — folg-

lich kann ihm nichts widerstehen. Ormuzd kann nichts wollen, was der Unendliche nicht will — und daher kann er wohl nie als einzelner Gegner gegen einen Dev dargestellt, oder als Kämpfer gebildet werden. Er heißt übrigens immer »der ewige Quell der Sonne.« Der Quell des Lichts; Sonne, Mond und Sterne strahlen nur in Ormuzd Licht; diese Idee wird der Künstler sich nicht entgehen lassen.

Nach diesen Grundzügen erkennen wir ihn in mehreren Bildwerken leicht, z. B. auf dem Throne sitzend und mit Strahlen umgeben auf einem Stein, der in den Fundgruben des Orients B. IV. zu S. 86 unter Nr. 18 abgebildet ist. Der Stern gehört als Symbol der vor ihm stehenden Figur. Er selbst trägt als Symbol einen Ring in der Hand — welcher auch bey den Vischnuiten das Symbol der Oberherrschaft des Vischnu ist — und wodurch wir ihn auch an den Mauern von Persepolis auf zwey großen Flügeln schwebend erkennen. Durch den Strahlenkranz bezeichnet finden wir ihn auf derselben Platte in den Fundgruben des Orients unter Nr. 24, und auf der zu S. 156 gehörigen Platte desselben Bandes auf einem Siegel; eben so in stehender Gestalt in den Abbildungen beym Herder. In der letzten Periode, wo, wie wir schon bemerkten, die ältern Symbole oft weggelassen werden, erscheint auch Ormuzd ohne Ring und Strahlenkranz. So erkennen wir ihn in den Abbildungen bey Herder als einen ehrwürdigen Alten auf dem Urstier, dem Symbol der gesammten organischen Schöpfung, ruhend; und in dem von Hrn. Professor Grotefend mitgetheilten Cylinder in vorliegendem Heft, in der auf dem Throne sitzenden Gestalt.

Unmittelbar an Macht und Größe auf Ormuzd folgend, erscheint in den Zendschriften Amschaspand Bahman, der König der fünf übrigen Amschaspands, »die in seinem Schutze ruhen,« »der Herzog, der König in Ormuzd Welt,« »der König des Himmels, König des Weltalls, das er nährt,« der selbst auf Albortj zugleich mit Ormuzd angebetet wird, »dem Ormuzd einen Glanzkörper gegeben hat, welcher die Sonne ist.« Im Vendidad wird auch er als mitten im Himmel, in einen Goldrock gekleidet, auf einem Goldthrone sitzend, von den übrigen Himmlischen umgeben, dargestellt. Auch bey ihm ist nie von Waffen die Rede, und soll er durch ein beygegebenes Symbol kenntlich gemacht werden, so kann dieß wohl nur sein Glanzkörper, die Sonne seyn.

So erkennen wir ihn wirklich in den Abbildungen bey Herder, auf dem Throne sitzend und durch die Sonne, welche vor ihm schwebt, bezeichnet. Eine Nachbildung dieses Steins findet sich bey Murr. (Journal B. 4 Tab. 1 a.)

Von den fünf übrigen Amschaspands wollen wir hier blos der weiblichen Sagondomad, des besonderen Schutzgeistes der Erde, die sanftmüthig und voll Demuth die Erde und ihre Bewohner überall vertritt, gedenken. Sie kann von den Künstlern unmöglich übergangen seyn, da sie fast in alle Verhältnisse eingreift; und muß durch ihre weibliche Gestalt sich kenntlich machen; da aber mehrere weibliche Wesen abgebildet werden mußten, darf man wohl ein bezeichnendes Symbol bey ihr vermuthen. Da, wie aus mehreren Stellen der Zendschriften hervorgeht, Sagondomad ursprünglich eine Personifikation des Mondes war, so darf man auch wohl den Mond als ihr Symbol erwarten. So erkennen wir sie nun wirklich als Weib, durch den ihr vorschwebenden Mond bezeichnet, auf vielen Bildwerken, von denen wir in der Folge einige besonders ausheben werden.

Von den Wesen, welche nicht zu den Amschaspands gehören, müssen wir folgende als abgebildet erwarten;

Arduisur, die reine Tochter Ormuzd, das Wasser, der selbst Ormuzd Izeschun bringt, und von der alle Güter der Erde ihren Ursprung haben. So sehr sie auch verehrt wird, so scheint sie doch durch ihre Natur andern Wesen sehr untergeordnet zu seyn. Wir glauben sie in dem oft vorkommenden weiblichen Wesen zu finden, deren Locken wellenförmig über den ganzen Rücken herabfließen, ja einmal — in den Abbildungen bey Herder — scheinen sie sich in einem Flusse weiter zu bewegen. Vor ihr steht zuweilen ein dürrer Strauch, über welchen sie bittend die Hände empor hebt. Um dieß zu verstehen, erinnere man sich, daß das Wasser die Erde nicht fruchtbar machen kann, wenn nach Ormuzd Willen nicht Taschter dasselbe in Dünsten aus dem Meere empor hebt, und in Regen wieder herabfallen läßt. Einmal hält sie — bey Herder — einen Scepter in der Hand, worauf aber eine Art von Wasserlilie abgebildet scheint.

Der große Mithra, den Ormuzd zum Mittler für die Erde schuf, und zum Destur des Himmels bestellte, muß uns nothwendig oft in Bildwerken begegnen. Er wird in mancher Hinsicht an die Spitze aller Izeds gestellt, und so oft seiner gedacht wird, ist auch von seinen Waffen, von seiner ewigen Keule, seinem Dolch, seiner Lanze u. s. w. die Rede; man darf ihn also nicht anders als gewaffnet abgebildet erwarten, und da er ursprünglich ein Planet war, dürfen wir als ein ihn bezeichnendes Symbol wohl nur einen Stern erwarten. Daß er auf diese Weise häufig in den Bildwerken erscheint, werden wir weiter unten darthun.

Serasch, der Siegesheld, der den Parsen für die Erde ist, was Ormuzd im Himmel — König, König der Unterwelt,

daher auch im Vendidad zweyter nach Ormuzd genannt, wird in Bildwerken nicht fehlen. Er bezeichnet als Naturwesen den Lufthimmel, so wie König Indra bey den Hindu das Firmament, und wird eben so verehrt. Daher betet Zoroaster (Izeschan I. H. 48), daß Ormuzd den Bahman »auszeichnen möge in dem erhabnen Kreise des Serasch.« Daher ist oft von seinem großen biegsamen, ausgedehnten Korper des Gehorsams die Rede, und es möchte schwer fallen, in den Zendschriften ein Symbol zu entdecken, das ihn naher bezeichnete. Da er aber vorzüglich als Bändiger und Würger der Devs dargestellt wird, glauben wir nicht zu irren, wenn wir ihn in dem bartigen Mann erblicken, der in den ältern Zeiten mit einer bloßen Königsmütze, in spätern mit einer Königskrone geschmückt, mit der linken ein symbolisch-ahrimanisches Thier faßt, und in der rechten einen Dolch schwingt. So finden wir ihn in den Abbildungen bey Herder, noch sprechender aber in den Fundgruben des Orients, Bd. III. auf der zu S. 199 gehörigen Tafel Nr. 6 und 10.

Auch Behram, der lebendigste, schnellste aller Izeds, der »ein Feuer ist, das alle Wesen durchdringt,« dem »Ormuzd Königsherrschaft über der Wesen große Zahl gegeben hat,« der ein mächtig starker Schutz gegen alle Devs ist — wird in den Bildwerken nicht fehlen. Bey ihm findet der Künstler einen weiten Spielraum, denn Behram erscheint in vielen Gestalten. »Er kommt,« heißt es, »im Körper der Luft,« »im Körper des Vogels Ormuzd« des Adlers. Die letzte Idee scheinen die Künstler wirklich aufgegriffen zu haben. So finden wir ihn in den Fundgruben des Orients, Bd. IV. zu S. 156, in dem zehnten Bilde mit Adlerflügeln und Adlerkopf dargestellt, und auf dem Herrn Dorow gehörigen Cylinder möchten ihn die Adlerflügel gleichfalls bezeichnen.

Der große Taschter, dem die Sorge für das Wasser, und folglich für alle Fruchtbarkeit der Erde obliegt, genießt nach den Zendschriften die höchste Verehrung. Nach der wichtigen Mythe, worin sein Kampf um das Wasser mit dem Wasserfeinde Epeoscho erzählt wird, erscheint er in verschiedenen Gestalten, und man darf wohl annehmen, daß die Künstler auf diese verschiedenen Gestalten Rücksicht genommen haben; auch dürfen wir ihn fast immer mit der Arduisur zugleich abgebildet erwarten. So erschien er in jenem Kampf.

1) Als Jüngling von funfzehn Jahren. Dieß Alter gilt in den Zendbüchern überhaupt für das blühende Alter des Menschen. So erkennen wir ihn zweymal in den Abbildungen bey Herder. Als Jüngling, im leichten Gewande, ohne Bart,

steht er vor Arduisur, welche die Hände bittend zu ihm aufhebt. Er hält jedesmal die linke Hand, in der er etwas, einer kleinen Keule ähnliches hält, gegen die Brust; der rechte Arm hängt schlaff herab, und zeigt mit dem Finger auf den Boden. Eben so finden wir ihn zweymal bey Münter, wo er jedoch einmal mehr bekleidet, mit einem Dolch bewaffnet, und bärtig erscheint; in den Fundgruben des Orients kommt er mehrmals in derselben Stellung vor. Er erscheint nun

2) als Stier; er trägt, heißt es im Vendidad, den Körper des Stiers mit Goldhornern. Auch in dieser Gestalt finden wir ihn häufig abgebildet. So erscheint er im IV. Bd. der Fundgruben des Orients fünf bis sechs Mal als ein Stier mit Flügeln. Er erscheint bey jenem Kampf nun

3) als starkes Roß; und so sehen wir ihn in eben dem Bande der Fundgruben einige Mal als Roß mit Flügeln, und auf einmal als Roß ohne Flügel.

In beyden Gestalten ist er oft mit unregelmäßigen runden und länglich runden Punkten umgeben. Sollten sie vielleicht auf die kopfgroßen Wassertropfen deuten, die er nach jenem Kampfe auf die Erde herab regnen ließ?

Wir bemerken noch, daß die Flügel, welche die Künstler hinzuthaten, und die sich nicht in den Zendschriften finden, wohl einer andern Idee entlehnt seyn können, da Taschter nämlich als Planet zu den vier großen Himmelsvögeln gerechnet wird.

Noch müssen wir hier des hochverehrten Goscherun, der Seele des Urstiers gedenken, die als Quell alles thierischen Lebens, und als ein Hauptbeschützer der Thierwelt angebetet wurde. Man kann dieß Wesen sich nicht anders als stierartig gestaltet denken, und so erscheint Goscherun wirklich auf einem Cylinder, den Hr. von Murr (Journ. Bd. IV. Tab. 1. C.) als Stier, mit bärtigem Menschengesicht und großen Hörnern, das Hauptthier Arihmans, den Löwen bändigend.

Wir brechen hier ab, so viel Interessantes sich auch aus einer fortgesetzten Vergleichung der Ideen der Zendschriften mit den wirklich vorhandenen Abbildungen noch ergeben würde; so viel erhellet aus dem Gesagten schon: daß die bildenden Künstler ihre Ideen vorzüglich aus den Zendschriften schöpften, und daher aus diesen auch erklärt werden können.

Wagen wir uns nun mit den bis hieher gewonnenen Ansichten an eine Prüfung der Erklärungen, welche Herr Professor Grotefend von den Bildwerken mittheilt, die vorliegendem Heft in Steindruck beygefügt sind, so können wir freylich nur in sehr wenig Punkten seiner Meinung beystimmen. Wir müssen zuerst einige allgemeine Bemerkungen des Herrn Verfassers über

die Steincylinder ausheben, weil sie auf die spezielle Erklärung des Einzelnen Einfluß haben.

Wir bezogen aber Form, Durchbohrung und Größe der Cylinder auf ihre Bestimmung und ihren Gebrauch. Nicht so unser Verf., »daß dergleichen Steine, sagt er S. 24, nicht »die Länge eines Fingers überschritten, und daß dergleichen Darstellungen mehr auf Stein als auf Metall oder Holz »eingegraben wurden, scheint mir mehr auf gesetzlicher Vorschrift, als auf Willkür des Künstlers zu beruhen.« — Wir wollen hier nicht den Schluß in Anspruch nehmen: weil wir noch keinen Cylinder gefunden haben, dessen Länge die Länge eines Fingers übertrifft, so gab es dergleichen nicht — sondern nur berühren, daß bey der Erwähnung des Stoffes wohl nicht genug auf die, auf derselben Seite von Hrn. Rich angeführten Worte Rücksicht genommen ist, daß nämlich solche Cylinder auch »aus künstlichen Stoffen, aus Elfenbein und Knochen gefunden »werden,« und wenn ihrer auch noch so viele von Holz vorhanden gewesen wären, sie in den Schutthaufen, wo man die Cylinder gewöhnlich findet, sich nicht hätten bis auf unsere Zeit erhalten können — auch nur beyläufig darauf aufmerksam machen, daß der Hr. Verfasser zwischen Willkür des Künstlers, und gesetzlicher Vorschrift, kein Drittes anzunehmen scheint, das sich doch ein Zweck, Gebrauch und Mode bey diesen Arbeiten dem Künstler als Regel aufdringen konnte — und nehmen blos die hier angenommene gesetzliche Vorschrift in Anspruch.

Gesetzliche Vorschriften, in dem Sinne, wie der Verfasser sie hier nimmt, hätten nur aus den Zendschriften entlehnt seyn können; nun findet sich aber in denselben keine Spur davon. Freylich besitzen wir nur noch Bruchstücke derselben; aber der daraus hervorgehende Geist der alten Perserreligion ist solchen Vorstellungen sehr entgegen. Auf Bildwerke der Art wird gar nicht Rücksicht genommen; sie werden weder erlaubt noch verboten; wohl aber geht aus dem Ganzen der Abscheu hervor, den die alten Perser überall gegen Bilderdienst und Bilderverehrung zeigten. Bindende Gesetze für Künstler der Art gingen, wo sie immer sich fanden, ursprünglich aus Tempel- und Bilderdienst hervor; beyde mangelten den Persern ganz; und Gesetze und Vorschriften, die darauf sich beziehen, lassen sich bey ihnen also gar nicht erwarten. Gleichwohl versucht es der Verfasser, dergleichen Gesetze, selbst aus dem Vendidad, wenigstens wahrscheinlich zu machen. Unmittelbar nach den oben angeführten Worten fährt er fort: »Wenn jemand ohne die gesetzlichen Gebräuche die Nägel abschnei»det, heißt es im Vendidad, Farg. XVII, so lege er einen »Stein an einen Ort, nach der Weltgegend hin, die Or-

»muzd Eigenthum ist, dieser Stein habe eines kleinen Fin»gers Länge.« »Ist hier nun gleich, fährt der Verfasser fort, »von einem Steine andrer Art die Rede, und das Maß desselben vielleicht in Bezug auf die Nägel bestimmt, welche aber »darauf gelegt werden sollen, so geht doch so viel daraus »hervor, daß die Angabe des Fundorts, der Größe, »und des Stoffs der Cylinder für ihre Erklärung »nicht ganz gleichgültig sind.« (S. 25.)

Der Verfasser gesteht, daß hier von Steinen anderer Art die Rede ist — es kann nicht leicht etwas Verschiedneres geben, als unsere Kunstcylinder, und einen Stein, den ein Perser, der beym Nägelabschneiden die vorgeschriebenen Gebete und Gebrauche vergessen hat, von der Erde aufhebt, wo er ihn findet, seine abgeschnittenen Nägel darauf legt, drey, sechs und neun Kreisch umherzieht und eben so viele Gebete hersagt! — Der Verfasser gesteht ferner: daß das Maß jener Steine — die Fingerlänge — wohl nach einer Rücksicht bestimmt seyn könne, die bey den Cylindern nicht denkbar ist (und zuverläßig muß es so seyn, weil sonst die meisten Cylinder nicht so klein waren), dennoch nimmt er zwischen dem Stoff, der Größe und dem Ort — wohin irgend der Nägelabschneider seinen Stein legte — und dem Stoff, der Größe und dem Fundort der Cylinder eine Beziehung an, die ihm bey der Entzifferung ihrer Inschriften nicht gleichgültig ist. Es möchte schwer fallen, diese Beziehung überhaupt, und auf eine gesetzliche Vorschrift für den Künstler, genügend nachzuweisen.

Alles was der Verfasser hier etwa sagen könnte, möchte darin bestehen: daß eine Religion, die auf so ganz geringfügige Dinge, wie das Nägelabschneiden, ein solches Gewicht lege, daß sie darüber gesetzliche Vorschriften gebe, die Größe eines Steines bestimme, worauf die abgeschnittenen Nägel — eben so Haare — gelegt werden sollen u. s. w., auch wohl über so wichtige Gegenstände wie die Steincylinder, als Amulete gedacht, Vorschriften für nöthig gehalten haben werde. Es liegt etwas Scheinbares darin, aber selbst dieser Schein ruht auf einer falschen Voraussetzung. Alles was den Körper des Ormuzddieners betrifft, was er zu sich nimmt, was er von sich gibt, und wie dieß alles geschieht, ist dem Gesetzgeber wichtig; denn alles dieß hängt mit den, durch sein ganzes System sich ziehenden Begriffen von rein und unrein in der Körperwelt zusammen; daher ist das von sich Blasen seines Athems, das Auswerfen seines Speichels, das Abschneiden der Haare und der Nägel, das Lassen seines Urins, ja das Umarmen seiner Frau, strengen religiösen Vorschriften unterworfen. Wie hängt dieß alles aber mit unsern Steincylindern

zusammen? Der einzige Schluß, der daraus hergeleitet werden kann, ist der Meinung des Verfassers gerade entgegengesetzt. Denn angenommen, die Cylinder hätten als Amulete einen religiösen Werth, dienten als Mittel gegen die Devs, und sich rein zu erhalten, so würde allerdings das Gesetz nicht davon schweigen. Dann lasen wir zuverläßig im Vendidad: Zoroaster fragte Ormuzd: wie lang, wie dick muß der Amuletcylinder seyn? An welcher Schnur muß er getragen werden? Wie viel Faden muß sie enthalten? und eine Reihe Gebete würden wir lesen, die beym Umhangen, beym Abnehmen u. s. w. hergesagt werden müßten. Der Umstand, daß das Gesetz ganz darüber schweigt, ist ein entscheidender Beweis: daß die Cylinder ihm nicht unterworfen waren.

Um diese und ähnliche Bemerkungen des berühmten Verfassers, den Recensent innig hoch schätzt, und ihn in allem, was die Entzifferung der Keilschriften betrifft, gern als seinen Meister und Lehrer erkennt — aus dem richtigen Gesichtspunkte zu beurtheilen, erinnere man sich, was er in der Einleitung zu diesem Aufsatze an den Herausgeber schreibt: »Welchen großen Schritt ich »durch die freye Benutzung ihres Urbildes und Abgusses in der »Entzifferung des persisch-babylonischen Alterthums gethan habe, »wird sich aus gegenwärtigen Erläuterungen ergeben, wobey »ich mir nur weniger Eile von Ihrer Seite gewünscht »hätte, um alles Unerforschte zuvor gehörig prüfen »zu können.« (S. 32.) Wenn wir durch diese offne Erklarung nun auch berechtigt sind, anzunehmen, daß der Verfasser bey reiferer Prüfung alles Unhaltbare von seinen Resultaten entfernen wird, so kann er doch dem Recensenten nicht verübeln, wenn er hier darauf aufmerksam macht.

Es heißt nun auf derselben Seite weiter: »Für jetzt sey es »genug zu bemerken, daß sogar die Linien, womit die Keilschrift »umgränzt und abgetheilt zu seyn pflegt, ihre Bedeutung haben. »Sie gleichen den magischen Kreisen der Zauberer, und sind wie »Keischs zu betrachten, welche nach dem Glauben der Parsen das »Eingeschloßne vom Ungeweihten absondern und die Kraft der »religiösen Wirkungen vermehren. Fragt man nach dem Beweise, »so muß ich bemerken, daß es mir gelungen ist, in den babyloni»schen Steinen, von feingebranntem Thon — — förmliche Ur»kunden, zum Theil mit den Namen der Könige unterzeichnet, zu »entdecken. — — Auf diesen Urkunden, so inhaltreich sie auch »zum Theil sind, bemerkt man keine Linien zur Scheidung der »Zeiten oder ihrer Begränzung, außer etwa da, wo der Inhalt »selbst eine Linie zu ziehen gebot; dagegen sind die religiösen In»schriften aus Babylon, so weit ich sie kenne, durchaus mit

»Linien umzogen und abgetheilt. Durch solche Linien oder Keisch's »ist also auch der religiose Inhalt der Cylinder gegeben; und eben »daraus, weil die heiligen Keisch's der Parsen aus vertieften Furr»chen des Bodens in vierseitiger oder Kreisgestalt bestehen, er»kläre ich es mir, warum alle Keilschrift vertieft eingegraben zu »seyn pflegt.« — Recensent muß seine wichtigen Zweifel und Einwürfe gegen alles hier Vorgetragene öffentlich darlegen.

Lesen wir obige Stelle in die Sätze auf, worauf es bey dem Inhalt derselben allein ankommt, so sind es folgende:

Erstens: die Keilschrift auf babylonischen Backsteinen ist nicht in jeder Zeile von Linien eingefaßt und umgränzt; die Keilschrift der Cylinder aus Babylon aber ist durchaus mit Linien eingefaßt und umgränzt, folglich muß der Inhalt dieser Inschriften verschieden seyn. Dieser Schluß ist zwar nicht ausgesprochen, liegt aber allem Folgenden zum Grunde.

Wir bemerken dabey, daß hier die schon oben deutlich gemachte Unbestimmtheit des Begriffs babylonisch sehr in Betracht kommt. Die Schrift auf den Backsteinen ist, selbst wenn auch Namen persischer Könige darunter stehen sollten, doch gewiß echt babylonisch; unsere Steincylinder gehören aber der Perserreligion in so weit an, daß sie die mythischen Wesen derselben darstellen, und können also auch in Bezug auf den Inhalt ihrer Inschriften nur als persisch, nicht als babylonisch betrachtet, also auch nicht mit echt babylonischen Inschriften verglichen werden, wenn sie auch in derselben Schriftart geschrieben sind. Es heißt ferner: Die Schrift auf den Cylindern sey durchaus mit Linien umzogen und begränzt; aber dieß ist ja keineswegs der Fall. Selbst der bey diesem Heft abgebildete Cylinder des Herrn Dorow hat eine Schriftzeile ohne alle Einfassung. Der Verfasser meint: der Raum dazu habe gemangelt, aber auch dieser Grund fällt offenbar weg; denn in der Einfassung der allerersten Zeile hat man eine Lücke gelassen, weil ein Schriftzeichen darüber hinaus reicht; eben so konnte man hier eine Lücke lassen, wo der Schweif des Straußes eintritt, und würde es ganz unfehlbar gethan haben, wenn man die einfassende Linie für irgend etwas Heiliges, Nothwendiges oder Wesentliches gehalten hätte. Aber selbst die Lücke in der obern Einfassung beweist, daß man Ideen der Art gar nicht dabey hatte; denn welcher Zauberkreis, welcher Keisch, hätte die mindeste Wirkung haben können, wenn er nicht geschlossen gewesen wäre! Auf einem Cylinder, welcher im III. Bande der Fundgruben des Orients auf Tab. II. zu 190 Fig. 7 abgebildet ist, kommt eine Inschrift von zwey Zeilen ohne alle Einfassungslinie vor.

Der Verfasser sagt selbst: daß auch auf den Backsteinen die Theilungslinien vorkommen, wo etwa der Inhalt es gebot. Auf manchen Cylindern ist eben dieß ganz offenbar der Fall. Herr von Murr macht (Journal zur K. Geschichte, B. IV. Tab. I. C.) einen Cylinder bekannt, welcher eine ganz freystehende Schriftzeile ohne alle Einfassung hat. Von der andern Inschrift desselben sind zwey halbe Zeilen durch eine Einfassungslinie verbunden, und eine dritte halbe Zeile ist besonders eingefaßt. Geht nicht klar daraus hervor, daß diese Linien blos des Inhalts wegen, der Sonderung des Sinnes wegen gemacht sind?

Sollen überhaupt die Inschriften der Cylinder, als persische Inschriften, mit andern verglichen werden, so kann dieß nicht mit dem Inschriften babylonischer Backsteine, sondern mit den Inschriften zu Persepolis geschehen, auch wenn sie in der Schriftart von denselben abwichen. Und was entdecken wir dort in Bezug auf diese Linien? Die große Inschrift an der Treppe, wo der bekannte große Zug der verschiedenen Volker beginnt, und wo man höchst wahrscheinlich nichts eigentlich Religiöses zu erwarten hat, ist jede Schriftzeile mit Linien eingefaßt und getrennt; die kurzen Umschriften aber um die Fenster, wo man wohl einen Kraftspruch oder etwas ähnliches erwarten könnte, sind ohne alle Einfassung.

Der Verfasser fährt nun in seiner Schlußreihe folgender Gestalt fort: Da die babylonischen, nicht eingefaßten Inschriften, bürgerliche Urkunden enthalten — da die einfassenden Linien den magischen Kreisen der Zauberer gleichen, und wie die in die Erde gegrabenen Keischs der Parsen zu betrachten sind — so ist durch solche Linien der religiöse Inhalt der Cylinder gegeben.

Wir wollen uns auf die Bündigkeit dieses Schlusses nicht einlassen, sondern blos untersuchen: ob zwischen den einfassenden Linien der Cylinderschriften und den Keischs, oder in die Erde gegrabenen Furchen der Parsen, wohl eine Vergleichung Statt finden, und man die erstern wie die letztern betrachten darf? Wir müssen dem Verfasser hier einen geraden Widerspruch entgegensetzen.

Die vorzüglichste religiöse Handlung der Parsen, wobey die Erdfurchen vorkommen, und von der man alle übrigen Handlungen, wobey sie angewendet werden, als abgeleitet betrachten kann, ist das Barafchnam, oder die große körperliche Reinigung. Allein der einzelne Keisch ist dabey von gar keiner Bedeutung; die zusammengesetzte Handlung macht ein Ganzes aus, das ohne die vollkommenste Beobachtung des Einzelnen nichts war, bey dem aber das Einzelne als solches auch nichts

ist. Nicht ein Keisch hatte hier Kraft, es mußten zwölfe seyn, und diese mußten zu den Steinen, welche sie umschlossen, in dem Verhältniß wie drey, sechs und neun gezogen werden. Eine Furche zu wenig, oder eine nicht ganz geschlossen, hätte das Ganze unkräftig gemacht; aber alle hatten noch keine Kraft, ohne die Steine, welche sie einschlossen; auch die Steine wären ohne Kraft gewesen, hätten die Furchen sie nicht umgeben, und wären sie nicht genau in dem Verhältniß wie fünf zu drey gelegt worden. Alles ist dabey aufs Genaueste bestimmt. Tritt der Unreine in die Furchen auf die Steine, und kauert darauf nieder, so ist vorgeschrieben, wie viel Zolle der Hintere desselben von dem Steine abstehen müsse; der Priester, der ihm in einem Löffel Ochsenurin reicht, muß diesen Löffel an den neunten Knoten seines Stabes halten u. s. w. Wurde das Geringste bey der ganzen Handlung versehn, so war sie nicht allein unkräftig, nutzlos, sondern sie wurde für ein großes Unglück gehalten, weil die Devs dadurch mehr Gewalt bekamen, und der fehlende Priester wurde mit dem qualvollsten Tode bestraft. (Vendidad IX.) Der Hauptbegriff, den man mit diesen Anstalten und dieser Handlung verband, war Reinigung. Der Unreine, der in diese Furchen, unter den vorgeschriebenen Gebeten und Gebräuchen auf die Steine trat, wurde rein. Derselbe Begriff liegt auch bey dem Gebrauch der Furchen und Steine zum Grunde, wenn jemand ohne die vorgeschriebenen Gebräuche und Gebete sich Haare oder Nägel abschnitt. Diese wurden nun auf Steine gelegt, und drey, sechs und neun Furchen umhergezogen und dabey drey, sechs und neun Honovers gebetet. Diese Abgänge der Haare und Nägel wurden wegen der Ungesetzlichkeit bey ihrer Trennung vom Körper als unrein betrachtet, und durch jene Furchen, Steine und Gebete wieder gereinigt, damit der Dev sich ihrer nicht bemächtige und dadurch noch wirksamer werde.

Was, fragen wir nun, hat die Bedeutung dieser Keischs mit den Einfassungslinien der Inschriften unserer Cylinder gemein? — Aber angenommen, man habe doch die Idee daher entlehnt; würde man sich die Willkürlichkeit erlaubt haben, die auf den Cylindern zum Vorschein kommt, wo man bald, und zwar auf einem Steine, Schriftzeilen ohne Einfassung, dann zwey Zeilen zusammen, bald eine Zeile getrennt, oder eine Einfassung ungeschlossen sieht?

Warum überhaupt aber eine Erklärung so weit und so unsicher herholen, wo das Wahre so nahe zu liegen scheint. Diese Cylinder wurden ohne Zweifel, wozu sie auch immer gebraucht wurden, so gesehen, daß die Figuren auf den Füßen standen. Die Schrift aber läuft in der Regel von oben nach unten, und

hat daher eine, für das Auge unbequeme Lage. Daher waren Linien, welche die Schrift ihrem Inhalte gemäß, oder auch in der Folge nach Zeilen theilte, das Auge leitete und das Lesen erleichterte, eine wohlthätige Einrichtung, die aber wegfallen konnte, wo nur eine oder zwey Schriftzeilen Statt fanden und auch wirklich dann fehlt, wie der schon angeführte Cylinder in von Murrs Journal, und Nr. 7, zu S. 199 im dritten Bande der Fundgruben des Orients beweisen.

Wenn der Verfasser diese Idee nun noch weiter verfolgt, und glaubt: die Keilschrift wäre deßwegen in die Cylinder eingeschnitten (nicht erhaben bearbeitet) worden, weil jene Furchen oder Keisch in die Erde eingegraben werden mußten, so können wir dieser Meinung noch weniger beypflichten. Alle uns bekannten Cylinder mit Figuren sind mit dem Rade geschnitten; nun kann man mit dem Rade aber unmöglich andere als eingeschnittene, vertiefte Züge hervorbringen. Warum nun dunkle, mystische Erklärungen von Dingen suchen, die eben so sind, wie sie sind, weil sie der Natur der Sache nach gar nicht anders seyn können. Wollte der Verfasser sich auf die Keilschriften von Persepolis berufen, die gleichfalls eingegraben, obwohl die Figuren mit dem Meißel halbrund gearbeitet sind; so ist die Erklärung leicht. Man that dieß in Persepolis aus eben dem Grunde, aus dem man in Aegypten, wo man keine Keisch kannte, alle Hieroglyphen und Inschriften eingrub. Es ist erstens hundertmal leichter, auf einer geglätteten Steinplatte die Züge einzugraben, als die Platte umher wegzuarbeiten, und die Züge erhaben stehn zu lassen; und zweytens mußten jene Völker, bey denen alles so sehr auf die Dauer berechnet war, so gut wissen als wir: daß eingegrabene Schrift für die Dauer unendlich besser ist, als erhabene. Wir haben uns über diese allgemeinen Vorbemerkungen absichtlich ausführlich verbreitet, da es uns gar nicht gleichgültig scheint, ob so irrige Vorstellungen den Erklärer gleich Gespenstern umschweben, weil sie oft auch den schärfsten Blick von dem Wahren ab, auf luftige Phantome zu lenken vermögen.

Den ersten Cylinder, der bey diesem Heft in Abbildung geliefert wird, und der einen prächtig gekleideten Ized mit vier Flügeln, mit beyden Armen zwey Strauße am Halse haltend darstellt, und mit einigen Zeilen Keilschrift versehn ist, erklärt der Verfasser folgender Maßen: Der geflügelte Ized ist Seraſch, die Strauße sind Sinnbilder des Devs Eſchem, des Gegners des Seraſch, und die Inschrift enthält ein Gebet, ein Izeschne, das Seraſch gebracht wird.

Die Beweise, daß der Ized Seraſch sey, ruhen allein

auf dem Umstande, daß der Verfasser in einem Zeichen auf dem Gürtel desselben, einen Buchstaben, das Sr. erkennt, womit im Zend der Name des Seroſch anfängt. Allein es ist erst das zweyte Mal, daß dem Verfasser dieses Zeichen vorkommt; zuerst fand er es in einem Wort einer Inschrift zu Pasargadä, das er als einen Namen erkennt, und wo dieß Zeichen dem Sr. gleich kommt. Wir wollen nicht fragen, ob jenes eine Wort schon Sicherheit für dieß Zeichen leistet, wenn es, wie hier, allein steht, und zwar so sonderbar, daß der horizontal stehende Strich gegen die andern unverhältnißmäßig lang ist; sondern wirklich annehmen: es sey ein Sr. Nun frägt sichs erst, ob dieß Sr. auch den Namen Seroſch bedeuten soll, weil dieser sich mit dem Zeichen anfängt? Uns will das nicht so einleuchten, wie dem Verfasser, freylich wäre für uns ein solcher Fingerzeig sehr wünschenswerth; aber wozu sollte er dem alten Perser nützen, der die Wesen seiner Verehrung auf solchen Bildwerken gewiß ohne solche Zeichen kannte. Wie wenn dieß Zeichen eine Chiffre wäre, die ein bekanntes Zendrad darstellte, daß sich auf die Situation des Jzeds und auf die so oft vorkommende Redensart bezöge: daß die Devs durch den Gürtel geschlagen, gebändigt werden?

Der Verfasser sucht in der Folge die Inschrift dieses Steines in Zendworten zu geben, und so kommt der Name Seroſch ganz darin vor. (S. 41.) Er sagt aber selbst: »Es scheint mir die »Inschrift folgende Worte zu enthalten« — wobey wir aber den Zweifel nicht unterdrücken können, der aus dem Umstande hervor geht: daß das Zeichen, welches auf dem Gürtel als Sr. den Namen bezeichnen soll, in der Inschrift selbst gar nicht vorkommt. Wir glauben daher, daß die aus den Zendschriften selbst hervorgehenden Merkmale, weßwegen wir diesen Jzed Behram nannten, dadurch nicht überwogen werden. Auch alles übrige, was der Verfasser aus den Zendschriften zur Unterstützung seiner Erklärung anführt, beweiset nichts; denn in so fern es sich auf die dargestellte Handlung bezieht, wird dasselbe von allen großen Jzeds gesagt.

Doch wollen wir keineswegs um den Namen dieses Jzeds streiten; es ist für den Sinn der Darstellung völlig einerley, er heiße Seroſch oder Behram, er ist ein hoher Jzed, der die Devs bändigt.

Diese Devs werden nun als Strauße dargestellt; bestimmte Namen lassen sich dabey schwerlich denken. Der Verfasser sucht dann durch einen ausführlichen Versuch darzuthun, daß der Strauß den Persern ein unreines Thier war; allein daran ist gar nicht zu zweifeln. Uns freylich ist der Strauß ein Vogel, und die Vögel sind nach den Zendschriften reine Thiere; als Vogel

galt den Persern aber was in der Luft fliegt; daher gehörten alle Fledermausarten zu den Vögeln, nicht aber der laufende Strauß, der als ein echter Wüstenbewohner ein Geschöpf Ahrimans schien. Der Verfasser nennt den Strauß ein arabisches Thier, und zweifelt, ob er in den hohen Wüsten Irans lebe; er bewohnt aber das ganze Hochland Asiens. Der Engländer Bell fand ihn, bey seiner bekannten Reise von Petersburg nach Pecking, in den nördlichsten Wüsten des Hochlands, nicht weit vom Fuße des Altai; er wird also auch den südlichen Wüsten nicht fehlen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß ursprünglich der Strauß die Veranlassung zu der Idee des Greifs gab.

Bey den Bemerkungen über den Strauß und über die Kleidung des Izeds bezieht sich der Verfasser oft auf die Schriften des alten Testaments. Der Ized trägt die gewöhnliche medisch-persische Kleidung, wie sie so oft auf den Cylindern vorkommt; ein kurzes Unterkleid, mit langen Aermeln, das aber Knie und Beine blos läßt; darüber das lange Oberkleid, mit kurzen, nur die Schultern bedeckenden Aermeln, das hinten bis zur Erde herab reicht, vorn aber ganz offen ist, und Knie und Beine frey läßt; über den Hüften ist es mit dem Kasti zusammen gebunden, dessen Enden, wie gewöhnlich — auch noch jetzt bey den Parsen — hinten herabhangen. Ueber dem Gürtel ist das Kleid am ganzen Oberleibe und den Schultern in Vierecke getheilt, die mit Steinen geschmückt scheinen. Diese Kleidung findet der Verfasser nun gleich mit der Kleidung des hohen Priesters, und schreibt daher aus 2. Mosis, 28, die Vorschrift für dieselben ab, und den Befehl, daß Aaron unten, rund um seinen Rock her, goldene Schellen heften sollte, »damit man seinen Klang höre, wenn er aus »und eingeht in das Heilige des Herrn, auf daß er nicht sterbe,« und setzt dann hinzu: »Wenn auch aus dieser Beschreibung nicht »Alles ganz genau auf die Kleidung dieses Izeds paßt, so erhellt doch die Bestimmung der Troddeln daraus, »deren Klang die Devs schreckt (sie müssen also mit »Schellen behangen seyn), und wenn man einmal Ized eine Bekleidung gab, so war die des hohen Priesters die angemessenste.« (S. 33.) Wir übergehen, was sich bey einer genauen Vergleichung dieser verschiedenen Bekleidungen von selbst darbietet, und halten uns blos an die Schellen, welche der hohe Priester unten an seinem Rocke befestigen mußte, und die der Verfasser an den, hinten an dem Kleide des Izeds herabhangenden Troddeln wieder findet. Hätte der Verfasser hier statt Moses die Zendbücher um Rath gefragt, so würde er sich bald überzeugt haben, daß die herabhangenden »Troddeln,« wie er sie nennt, durchaus nichts anders sind, als die herabhangen-

den Enden des Kasti, wie sie gesetzlich getragen werden müssen. Die Kügelchen am Ende, welche der Verfasser für Schellen ansieht, sind nichts als eine Verzierung, worin der Künstler die ältesten rohen Bildwerke nachahmt; dieß geht unwiderleglich daraus hervor, daß er auch Bart und Locken mit denselben Kügelchen endet; und wenn sie am Kasti Schellen bedeuten sollten, müßte man auch annehmen: der Ized habe sich Bart und Locken mit Schellen behangen. Die Bereitung und Umlegung des Kasti beruht auf gesetzlichen Vorschriften; die Zahl der Faden woraus er besteht und die Länge desselben ist auf das genaueste bestimmt; beym Umlegen werden vorn zwey Knoten geschürzt, dann werden beyde Enden nach hinten geschlagen, hier noch zwey Knoten geschlungen, und dann hängen die Enden frey herab. Der Parse, der bey dem Allen eine Aenderung sich erlaubte, beginge ein schweres Verbrechen. Kann man sich bey dieser Beschaffenheit des Kasti wohl auf demselben eine Inschrift denken? Soll das Zeichen auf denselben vielleicht nur die vorderen Knoten, und das Zurückschlagen der Enden andeuten? —

Der zweyte Cylinder, der bey diesem Heft abgebildet ist, ist der, welchen Lichtenstein nach einer Zeichnung von Banks zuerst mittheilte. Das ganz Irrige in der Erklärung dieses Cylinders von Lichtenstein zeigt der Verfasser sehr gut; allein seiner eigenen Deutung dieser Figuren und des ganzen Bildwerks überhaupt, können wir eben so wenig beytreten, und wenigstens in einem Punkte wird Lichtenstein Recht behalten; in der Geschlechtsbestimmung der zur Rechten stehenden Figur; die keineswegs eine »sonderbare Geschlechtsverdrehung« ist, wie der Verfasser glaubt, sondern sich auf eine unbefangene Anschauung des Bildes gründet. Gewiß jeder, der die Figur ohne vorgefaßte Erklärung, unbefangen ansieht, wird das Weibliche in ihr nicht verkennen, denn nicht blos der Mangel des Barts kommt hier in Betracht, sondern der ganze Kopf, der Hals, die Stellung — wenn auch die Brust nicht ausgebildet erscheint — alles ist weiblich.

Die Figur war nun auch einmal für eine weibliche erklärt; der Verfasser muß den Beweis führen, daß sie das nicht ist. Wir wollen seine Gründe hören.

1) Der Mangel des Barts beweiset nichts, denn eine unstreitig männliche Gestalt auf einem von Murr mitgetheilten Steine (Journal B. 4. Tab. I. A.) hat gleichfalls keinen Bart. Wir werden weiterhin zeigen, daß dieser Stein uns eine jüngere Kopie eines ältern Originals ist, auf welchem die Figur einen Bart hat, der hier nur vergessen zu seyn scheint.

Da der Verfasser nur eine — von allen auf persischen Stei-

nen vorkommenden Figuren — als weiblich gelten lassen will, so muß er, was auch wirklich S. 45 geschieht, die zahlreichen Figuren, die mit weiblichen Gewändern und ohne Bart erscheinen, für Männer erklären. Wie er aber bey allen Nachrichten, die wir von den alten Persern besitzen, das Vorhandenseyn persischer Priester in solchen Gewändern und ohne Bart nachweisen will, müssen wir erwarten.

2) Nur in einer Figur erkennt der Verfasser eine Frau; diese findet sich beym Murr (Journal IV. Tab. I. B.) und soll dem Beschauer den Rücken zuwenden; der Verfasser sagt von derselben; sie zeigt uns »wie ein Weib gestaltet und gekleidet sey« (S. 28.) Zuförderst muß hier bemerkt werden, daß, wenn jene Ausnahmefigur auch wirklich ein Weib wäre, doch davon keine Regel für die Gestaltung und Kleidung aller übrigen auf persischen Denkmälern dargestellten Frauen hergeleitet werden könne — kein Alterthumsforscher wird so etwas anerkennen. Die Männer erscheinen in den mannigfaltigsten Gestaltungen und Trachten; warum sollte es bey den Weibern anders seyn?

Betrachten wir diese Ausnahmefigur selbst genauer. Sie soll uns den Rücken zuwenden, dabey die rechte Hand auf den Rücken legen, mit der linken aber einen bedeutenden Gest machen. Die Unwahrscheinlichkeit dieser Stellung und Bewegung der Hände muß jedem auffallen; die Figur wäre im ganzen Alterthum ein Beyspiel ohne Gleichen. Genauer betrachtet fällt aber alles Sonderbare weg, denn wir sehen die Figur von vorn und nicht von hinten; sie ist ferner männlich und keineswegs weiblich. Dieß erhellet aus folgenden Gründen:

1) Die Kleidung der Figur ist männlich. Dieß erhellet vorzüglich aus dem vorn herabhangenden Putzstreifen — dem Peplum der Alten ähnlich — der, obwohl auf den persischen Bildwerken, wie es scheint, von Aegypten geborgt, wo er von Männern und Frauen getragen wurde; aber auf persischen Werken, so viele uns deren bekannt sind, nur bey Männern vorkommt. Man sehe hier vorzüglich die Zeichnungen beym Herder nach. Der von unserer Figur rechts stehende Mann trägt diesen leiterartigen Putzstreifen frey im Arm, woraus hervorgeht, daß er wohl nicht einmal einen Theil des Kleides selbst ausmachte, sondern nur angeheftet wurde

2) Sieht man alle Figuren dieses Steins an, so geht unwiderleglich hervor: daß keine derselben vollendet ist. Der ersten Gestalt links, einer Frau, fehlen die linke Hand und beyde Beine; der zweyten männlichen fehlt der linke Fuß; der dritten fehlt das Gesicht und der rechte Fuß, und der vierten

das Gesicht. Bey dieser unvollendeten Arbeit kann der Mangel des Gesichts bey der dritten Figur, worauf es hier ankommt, nicht auffallen. Wollte man mit dem Verfasser annehmen: man sehe den Kopf von hinten; so fehlt doch das Haupthaar, denn das schlicht herabhangende Haar beginnt erst unter der Rundung des Kopfes, und kann also auch Bart seyn. Was hier aber

3) ganz entscheidet, ist der deutlich gezeichnete linke Fuß, der unläugbar nach vorne, dem Beschauer zugekehrt, gezeichnet ist. Sähe man der Gestalt wirklich auf den Rücken, so hätte der Künstler diesen Fuß verkehrt und nach hinten stehend angesetzt, was gar nicht anzunehmen ist. Bey dieser Annahme liegt die rechte nun nicht mehr auf dem Rücken, sondern macht den gewöhnlichen Gest, und die linke wird, wie bey so vielen andern Figuren zu sehen ist, gegen die Brust gedrückt.

Wenn nun die, von dem Verfasser aufgestellten Gründe, das weibliche Geschlecht jener Gestalt auf dem Lichtensteinischen Cylinder in Anspruch zu nehmen, nichts beweisen, so fahren wir fort, sie als weiblich zu betrachten, und werden in der Entwicklung des Sinnes der ganzen Darstellung dafür noch andre Gründe finden.

Nach unserem Verfasser ist der Sinn des ganzen Bildwerks folgender: In der Mitte steht Ormuzd, der dem vor ihm stehenden Zoroaster einen Lichtkranz, einen Priesterstab, und das vor ihm stehende Symbol des heiligen Feuers reicht! hinter Ormuzd steht Ahriman, der in der Hand einen Apfel in die Höhe hält, um dadurch den Zoroaster zu verführen.

Sehen wir die hier genannten Symbole an sich an, ohne Rücksicht, ob sie auf dem Steine abgebildet sind oder nicht, so fällt schon manches dabey auf. Was soll hier eigentlich der Lichtkranz bedeuten? Wir finden in den gesammten Zendschriften keine Idee, die ein Symbol der Art verständlich machte. Einen eigentlichen Priesterstab hatten die persischen Priester gar nicht. Weder kommt in den Zendschriften, noch auf persischen Denkmälern eine Spur davon vor. Bey den Reinigungen gebrauchte freylich der Priester einen Stab mit neun Knoten, aber davon kann hier nicht die Rede seyn; und wozu Zoroaster ein Symbol des heiligen Feuers überreichen? Schon Hom betete vor dem heiligen Feuer, und Djemschid führte es überall mit sich. Nie kommt das heilige Feuer als Symbol des Lichtgesetzes vor, dieß ist der Kasti. Sollten die dargestellten Dinge wohl richtig aufgefaßt seyn? Sollte die mittlere Figur wohl wirklich den Ormuzd darstellen? Nach den, in den Zendschriften gegebenen Ideen von diesen Wesen — unmöglich. Diese Gestalt ist bewaffnet, das

darf Ormuzd nicht seyn. Doch, prüfen wir die Gründe des Verfassers für seine Meinung genauer.

S. 28 sagt er: »Aus der Figur A. (in dem Murrschen Jour»nal B. IV. Tab. I.) lernen wir übrigens, wenn ich die phöni»kisch scheinende Unterschrift, Ehora mezdao richtig lese, wer »die Hauptfigur des Lichtensteinischen Cylinders »sey.« Wir bekennen hier, den Verfasser nicht ganz zu verstehen. Angenommen, die Figur sey Ormuzd; so sitzt sie unbewaffnet auf einem Throne, vor sich die Soune schwebend; angenommen, die Unterschrift heiße wirklich Ehoro mezdao — was ist daraus wohl für die auf dem Lichtensteinischen Cylinder bewaffnet stehende Figur, welche einen Stern über sich und den Mond vor sich hat, herzuleiten? Eigentlich nichts.

Bey jenem von Murrschen Steine müssen wir noch länger verweilen. Dasselbe Bildwerk findet sich auch in den Zeichnungen bey Herder, ohne daß dort angegeben wäre, wo das Original befindlich sey. Vergleicht man beyde Zeichnungen mit einander, und setzt voraus, wozu man wohl berechtigt ist, daß beyde getreu sind; so ist klar, daß der Zeichner beym Murr eine jüngere Kopie von einem ältern Original vor sich hatte, welches in der Zeichnung bey Herder sichtbar wird. Darauf deutet auch schon der Umstand hin, den von Murr anführt: das Bildwerk befinde sich auf einem Scarabeo von grünem Jaspis, was an den ägyptischen Einfluß erinnert.

In der jüngern Kopie ist vieles von dem Alten und Rohen des Originals verwischt; das Kugelartige in den Körpern ist verschmolzen; manches, z. B. die fehlenden Beine sind ergänzt, und die blos angedeuteten Hände und Füße sind ausgeführt. In den Köpfen ist das Alterthümliche aber beybehalten. In der Kopie kommen jedoch auch manche Nachläßigkeiten zum Vorschein; so ist z. B. der Bart der stehenden Figur, der im Original deutlich zu sehen ist, weggelassen — daher wir oben bemerkten, daß aus diesem Mangel des Barts nichts gefolgert werden könne — noch mehr fällt dieß aber in der Unterschrift auf, welche der Kopist, wie es scheint, nicht mehr lesen konnte. Der erste Buchstab bey Herder besteht aus zwey Strichen, welche unten einen Winkel bilden; auf dem Murrschen Stein ist ein Strich weggelassen. Der sechste Buchstab ist aus einander gezerrt, und in zwey Buchstaben getrennt worden. Kann die Schrift dieses Steins unter den Umständen wohl richtig gelesen worden seyn?

Der Verfasser fährt fort: »damit man nicht zweifle, daß »diese Figur Ormuzd darstelle, so beachte man, daß er auf ei»nem Felsengebirge — dem Albordsch wandele.« Angenommen, der Albordsch sey hier angedeutet, was bewiese dieß?

Auf dem Albordsch thronen und wandeln nach den Zendschriften Bahman und alle übrigen Amschaspands, selbst Mithra und »die Sonne wandelt dort für und für,« was könnte also eine Andeutung desselben für eine Darstellung des Ormuzd entscheiden? Da der Verfasser aber einen Werth darauf legt, so sucht er auch zu beweisen: daß der angedeutete felsige Grund wirklich den Albordsch darstellen soll. »Daß,« sagt er, »dieses Felsengebirge »aber der Albordsch sey, zeigt sein Symbol — die Pyra»mide.« Eben dieß Symbol erklärt der Verfasser einige Zeilen darauf für ein Symbol des heiligen Feuers, was es wirklich auch ist. Wie kann es nun aber zugleich Symbol des Albordsch seyn? Daß es ein Symbol des heiligen Feuers ist, beweist der Umstand: daß wir es eben so auf manchen Altären vor dem betenden Priester abgebildet finden, wie man auf andern Denkmälern das Feuer selbst erblickt. Ueber die Gestalt dieses Symbols ist noch nöthig etwas zu sagen.

Der erste, der dieß Symbol auf persischen Steinen bemerkte und darüber schrieb, war Winkelmann (siehe Dactyliotheca Stosch. B. II. p. 76 und die Figur Cl. I. Sect. IV. Nr. 127). Er hatte noch zwey persische Siegel, die denselben Gegenstand darstellten, damit verglichen, und bestimmte die Gestalt sehr richtig als eine Lanze, deren Bedeutung ihm übrigens unbekannt blieb. Daß ein gleichschenkliches Dreyeck bey den Hindn Symbol des Feuers sey, wurde durch Paulinus (Vyàcarana — Romae 1804, pag. 216) bekannt, und wahrscheinlich hat die Aehnlichkeit der Lanzenspitze mit diesem Dreyeck, oder vielmehr mit der Flamme selbst, die Wahl dieses Symbols bestimmt, in dem jedoch noch eine andere Beziehung zu liegen scheint. Das Feuer heißt oft in den Zendschriften: ein mächtiger Streiter, nicht allein gegen die Devs, sondern gegen alle Feinde. Es wurde daher auf Kriegszügen im Heere mitgenommen, auch mit aus der Ursach, weil die täglichen vorgeschriebenen Gebete ohne dasselbe nicht gefeyert werden konnten. Nun läßt sichs wohl denken, daß auf schnellen Zügen das heilige Feuer selbst nicht immer mitgenommen werden konnte, und man ein Symbol an die Stelle desselben setzte — und eine, in die Erde gesteckte, im Sonnenstrahl flammende Lanze war gewiß zu diesem Symbol sehr geschickt. Wie dieß Symbol aber auch immer entstand, so ist es nicht unrichtig, es in seiner wahren Gestalt, als Lanze, nicht aber, wie dieß bey unserem Verfasser der Fall ist, als Dreyeck, oder Pyramide zu betrachten. Der Lanzenschaft, der gewöhnliche Querriegel, das Lanzenband und andere Zieraten sind dabey ganz unverständlich, wie denn unser Verfasser selbst das Lanzenband auf diesem Cylinder für herabfallende Licht-

kugeln erklärt. Daß übrigens dieß Symbol hier weder den Albordsch noch Ormuzd bezeichne, ergibt sich aus seiner Bedeutung und Anwendung von selbst.

Was der Verfasser in der Hand dieser Figur für einen Priesterstab hält, ist, wie klar vor Augen liegt, eine Axt, eine Streitaxt als Waffe dessen, der sie hält; auf den Kranz von sieben Kugeln werden wir unten zurückkommen. Die herabhangenden Enden der Kasti verkennt der Verfasser auch hier, und halt sie für Symbole von hohem Sinn, für herabströmendes Zurwasser. Daß bey manchen dieser Deutungen die Phantasie des Verfassers nicht unthätig war, beweist auch Folgendes: Auf einer Titelvignette (Herder — zur Philosophie und Geschichte, Bd. I. S. 53) steht ein Mann in prächtiger medischer Kleidung, und hebt beyde Hände gegen einen Ized betend empor. Darin erkennt der Verfasser Zoroaster, »durch die zu seinen Füßen liegenden Steine bezeichnet,« weil Ormuzd im Vendidad zu Zoroaster sagt: »schneide neue Steine u. s. w. (sich auf die Reinigungen beziehend.) (S. 29.) Sieht man das Bildwerk aber selbst an, so entdeckt man von diesen Steinen keine Spur. Wahrscheinlich ließ der Verfasser sich durch die Kugeln irre führen, welche dem Ized zum Fußschämel dienen. Aber wo dieser Ized dargestellt ist, immer ist der rechte Fuß etwas in die Höhe gehoben, und ruht auf einer Unterlage. In Herders und Münters Zeichnungen gleicht diese Unterlage fast einer Fußbank, oder Würfel, beym Murr besteht sie aus unbestimmbaren Dingen, und hier aus acht Kugeln, die also auf den davor stehenden Mann gar keinen Bezug haben.

Die dritte Figur, die erste links, auf dem Lichtensteinischen Cylinder, erklärt der Verfasser für Ahriman, und hier hat er vollkommen Recht, wie die ihm vorschwebende Herrschermütze beweist. Wir haben nun die Gründe ausgeführt, warum wir der Erklärung dieses Steins, wie der Verfasser sie gibt, nicht beytreten können, und wollen versuchen, eine andere an die Stelle zu setzen.

In der mittelsten Figur erkennen wir den Mithra; unsere Gründe sind folgende:

1) Ueber dem Haupte der Gestalt schwebt ein Stern; wir haben schon oben erwähnt, daß dieses Symbol dem Mithra zukomme.

2) Die Gestalt ist bewaffnet, mit Axt und Harnisch — die Zendschriften stellen Mithra immer bewaffnet dar.

3) Mithra wird in den Zendschriften als Haupt der vier kleinern Planeten dargestellt; diese scheinen hier in Gestalt von vier Sternen, durch Strahlen, wie diese oft abgebildet werden,

mit ihm verbunden zu seyn. In diesen Strahlen und Sternen glaubt der Verfasser Ormuzd Bogen und Pfeile zu erkennen; aber auch abgesehen davon, daß von dergleichen Waffen des Ormuzd nicht die Rede seyn kann, findet in der Darstellung auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit diesen Gegenständen Statt.

4) Tritt durch diese Annahme der Sinn der ganzen Darstellung, und zwar dem Inhalt der Zendschriften gemäß, deutlich hervor. Mithra ist hier als Mittler der Erde, zwischen Ahriman und ihrem Schutzgeist Sagandomad dargestellt, wie er fast auf allen Seiten der Zendschriften angeführt wird. Die Symbole in seiner und Ahrimans Hand, die Herrschermütze vor, und der Stern hinter Ahriman, erhalten nun gleichfalls einiges Licht. Die Lanze, als Symbol des heiligen Feuers, kann sich auf Mithras Priesteramt beziehen.

Was vorzüglich unsere Aufmerksamkeit fordert, ist der Ring von sieben Kugeln in Mithras Hand, der sich auch, obwohl unten mit einem Würfel beschwert und oben zerrissen, in Ahrimans Hand befindet. Dieß Zerreißen ist eben erst geschehen, und er hält die herausgerissene siebente Kugel in der anderen Hand hoch in die Höhe. (So muß nämlich dieser Gest aufgefaßt werden, denn an einen Apfel, womit Ahriman verführen wolle, wie der Verfasser glaubt, ist hier nicht zu denken.) Wenn auch ein allgemeiner Sinn dieses Symbols sich sogleich aufdrängt, hat die genauere Auslegung doch ihre großen Schwierigkeiten, und wir bitten nachfolgenden Versuch nur als Hypothese zu betrachten.

Bey Ahriman hängt der Ring sichtbar an dem Gürtel; dadurch geleitet entdeckt man bald, daß dieß auch bey Mithra der Fall ist. Dadurch scheint der Sinn des Kugel- oder Knotenrings gegeben. Der Gürtel, oder Kasti gilt in allen Zendschriften als Symbol der Uebung des Lichtgesetzes. Den Kasti tragen oder nicht tragen, heißt so viel als Ormuzddiener seyn oder nicht seyn. Man erinnere sich dabey der so oft vorkommenden Redensart, daß die Izeds die Devs mit, oder durch ihren Gürtel oder Kasti schlagen. Um diese Redensart ganz zu verstehen, muß man sich des Gebets und der gesetzlichen Gebräuche erinnern, bey welchen der Parse seinen Kasti umlegt. So oft in dem Gebet die Worte vorkommen: daß Ahriman zerschlagen, zerschmettert werde! wird mit den Enden des Kasti eine drohende Bewegung gemacht; endlich wird vorn ein Knoten geschlungen, und dazu spricht der Parse in sich: es ist ein Gott! Er schlingt einen zweyten Knoten und sagt: Zoroasters Gesetz ist wahr! Nun werden die Enden nach hinten geschlagen, dort ein Knoten geschlungen, und er sagt dazu: Zoroaster ist wahrhaftiger Prophet! Ein vierter Knoten folgt, und dazu spricht der

Parſe: ich bin entſchloſſen Gutes zu thun! und wiederholt dieſe Worte noch dreymal mit hoher Stimme. Der Gebrauch des Kaſti als Symbol der Ausübung des Geſetzes, und die Redensart: durch den Kaſti die Devs ſchlagen, ſetzt voraus, daß mit der Umlegung deſſelben von jeher dergleichen ſymboliſche Gebräuche verbunden waren. Jetzt fallen auf die ſieben Worte des Bekenntniſſes und des Entſchluſſes nur vier Knoten; es läßt ſich wohl denken, daß urſprünglich auch ſieben Knoten mögen geſchlungen worden ſeyn, und die Bedeutung des Ringes von ſieben Knoten in Mithras Hand wäre eben ſo klar als die Zerreißung deſſelben in Ahrimans Hand; er reißt den letzten Knoten, das Symbol des Entſchluſſes Gutes zu thun heraus, und die Zeichnung drückt bildlich die Worte aus, welche ihm in den Zendſchriften mehrmals in den Mund gelegt werden: ich will nichts Gutes thun!

Dabey wird nun vorausgeſetzt, daß Ahriman urſprünglich gut war, und nur böſe wurde und ſeinen Kaſti zerriß. Es würde uns zu weit führen, hier zu beweiſen, daß dieſe Idee wirklich von ihm in den Zendſchriften liegt; ſie iſt aber auch deutlich auf unſerm Cylinder ausgedrückt. Vor ihm ſchwebt die Herrſchermütze — das Symbol der Herrſchſucht und des Stolzes, dem er folgte und abfiel; hinter ihm ſteht ein Stern, das Symbol des Lichts, das er verließ. Der Verfaſſer hält dieſen Stern ſehr mit Unrecht für einen Kometen. Dieſe heißen in den Sendſchriften Drachen- und Schweifſterne, und der Künſtler würde den Schweif nicht vergeſſen haben, wenn er einen Drachenſtern hätte darſtellen wollen.

Bey dem dritten Cylinder, den Herr Profeſſor Grotefend bekannt macht (und wofür jeder Freund des perſiſchen Alterthums ihm innig danken wird!), wollen wir uns nicht verweilen. Die ſitzende Geſtalt halten wir für Ormuzd; Sagandomad führt ihm bittend einen Mann zu, dem noch eine andere Göttin — wahrſcheinlich Hethra, die Muttererde, hier als ein beſtimmtes Land gedacht, folgt — gleichfalls bittend. Vergleicht man den Mann mit alten ägyptiſchen Bildwerken, ſo erkennt man den ägyptiſchen Prieſter oder Großen. Das Bildwerk wurde alſo nach der Eroberung Aegyptens verfertigt, und der Sinn des Ganzen ſpricht ſich ſelbſt aus.

Wir haben uns abſichtlich über alles, was die Erklärung altperſiſcher Bildwerke betrifft, ſo ausführlich verbreitet, um zu zeigen wie viel ſich dafür aus den Zendſchriften ſchöpfen laſſe, wenn man dieſe gründlich darauf anwendet, und wie leicht man ſich in Irrthümer verwickelt, wenn man dieſe reiche Quelle vernachläßigt. Bey dem zweyten Theile des Inhalts des vorlie-

genden Heftes, die Entzifferung der Keilschrift betreffend, können wir uns kürzer fassen.

Die großen Verdienste, welche Herr Professor Grotefend sich um diesen dunkeln und doch so interessanten Theil der morgenländischen Alterthümer erworben hat, sind bekannt, und Recensent ergreift mit Vergnügen die Gelegenheit, hier öffentlich seine Anerkennung derselben zu bezeugen. Nie hat er den langsamen Fortgang bey dieser Entzifferung anders angesehen, als wie der Verfasser selbst ihn angesehen wünscht, wenn er S. 39 schreibt: »Man gewöhne sich nur an ganz allmähliche Fortschritte, und »verlange nicht von der Kraft des Einzelnen, der nur wenige Ne»benstunden, noch dazu als Laie, auf dergleichen Untersuchungen ver»wenden kann, wozu die Kenntnisse mehrerer erfordert werden. Eben »deßhalb, daß sich auch andere entschließen mögen, auf dem von »mir gebahnten Wege fortzuwandeln, halte ich nicht mit meinen »noch ungewissen Ergebnissen zurück, sondern suche jedes Einzelne »bekannt zu machen, so wie ich es erforscht zu haben glaube.« — »Ich wage sogar Vermuthungen aufzustellen, deren Wahrheit ich »nicht verfechten will, weil sie doch zur Wahrheit führen können.«

Jeder Sachverständige wird dabey die Bemühungen des Verfassers mit Dank erkennen, und den eingeschlagenen Weg vollkommen billigen, wenn es ihm auch scheinen sollte, daß manche seiner Behauptungen und Vermuthungen nur auf negativem Wege zur Wahrheit führen.

Silvestre de Sacy urtheilte über die Arbeiten und die Methode unseres Verfassers in seinem Schreiben an Millin (Magazin encyclopédique, année VIII, T. V. p. 438—) sehr günstig; obwohl er ihm einige nicht unwichtige Zweifel entgegen setzt. In dem gegenwärtigen Heft, S. 57, fällt er darüber, in einem Schreiben an den Herausgeber, ein sehr absprechendes Urtheil: »Quoique les monumens de l'écriture cunéiforme »soient en grand nombre, on n'a rien jusqu'à présent publié »à cet égard qui me paroisse solide et digne de confiance. »Je n'excepte de ce jugement ni les conjectures de Mr. *Lich»tenstein*, ni les travaux de Mr. *Grotefend*.« Der Grund dieses Urtheils scheint wohl vorzüglich darin zu liegen, daß noch keine Inschrift hat ganz, ohne noch wankende Annahmen, Vermuthungen und uns oft schwer zu beweisende Voraussetzungen aller Art entziffert werden können. Wir reden von dem, was öffentlich bekannt ist; wozu also die entzifferten babylonischen inhaltreichen Urkunden, von welchen der Verfasser S. 25 redet, nicht gehören. So wenig Recensent sich anmaßt, in diesen dunkeln Gefilden etwas entscheiden zu wollen; so glaubt er doch auf folgende Punkte die Aufmerksamkeit leiten zu müssen.

Die Langſamkeit der Fortſchritte in der Entzifferung ganzer Inſchriften liegt zuverläßig nicht in einer Mangelhaftigkeit der Methode des Hrn. Grotefend, dieſe wird jede Prüfung beſtehen; ſondern in dem Mangel der Kenntniß der Sprachen, in welchen höchſt wahrſcheinlich die meiſten Inſchriften verfaßt ſind, des Zend und Pehlwi. Von beyden ſind uns nur einzelne Wörter und Redensarten, und abgeriſſene Regeln und Formen bekannt. Die Quellen, aus welchen dieſe geſchöpft werden können, ſind die unvollſtändigen und regelloſen Wörterbücher, welche uns Anquetil du Perron mitgetheilt hat, und die Anführungen und Noten unter ſeiner Ueberſetzung des Zend-Aveſta. Recenſent hat mit allem Ernſt geſucht, ſich des Schatzes zu bemächtigen, den dieſe Quellen geben können; hat aber bald die Ueberzeugung erhalten, daß er unzulänglich ſey, eine zuſammenhängende Schrift zu überſetzen, ohne dabey Wahrſcheinlichkeiten, Vermuthungen und Kombinationen zu Hülfe zu nehmen, die den Mangel des Wiſſens erſetzen müſſen. Alles was man dabey bis jetzt von der Entzifferung aus der Keilſchrift mit einiger Sicherheit erwerben kann, ſind Namen, und wenige damit zuſammenhängende Worte, für welche in der Vergleichung die Geſchichte einige Gewähr leiſtet, wie z. B. der Name des Darius in der Inſchrift zu Perſepolis.

Herr Silveſtre de Sacy gedenkt dieſes Hinderniſſes in dem ſchon oben erwähnten Schreiben an Millin in ſeiner ganzen Stärke, und nachdem er erzählt, welchen lebhaften Antheil Anquetil du Perron an den gelehrten Arbeiten Grotefends nahm, die er ihm bekannt machte, ſetzt er hinzu: »ce nouvel »essai a même réveillé dans Mr. *Anquetil* le désir que lui »avoit déjà inspiré le travail de Mr. *Münter* et celui de Mr. »*Tychsen*, ainsi que mes propres sollicitations, de mettre »la dernière main aux ouvrages élémentaires qu'il a com»mencés, il y a long-temps, sur le zend et le pehlvi, ouvra»ges que l'*Europe* savante ne peut attendre que de lui seul, »et dont elle jouiroit il y a long-temps, m'a dit avec atten»drissement ce respectable vieillard, si on lui eût témoigné, »il y a trente ans, une partie de l'intérêt qu'il aperçoit au»jourd'hui, pour ce genre de recherches savantes.«

Welch ein großes Verdienſt um die Wiſſenſchaft würde ſich Herr Silveſtre de Sacy erwerben, wenn er jene Arbeiten Anquetils, auch wenn derſelbe nicht die letzte Hand daran gelegt, ja ſie nicht einmal vollendet haben ſollte — durch den Druck bekannt machte, und etwa den Vendidad und Bun-Deheſch in den Urſprachen hinzufügte! Anquetils Elementar-Werke möchten noch ſo unvollſtändig oder unvollkommen

seyn — und von Anquetil läßt sich etwas ganz anderes erwarten! — so läge der Schlüssel zu den Werken selbst in seiner Uebersetzung, und man würde dieser Sprachen sich bald in so weit bemächtigen, als hinreichend zur Entzifferung der Inschriften wäre, die in denselben verfaßt sind.

Wir kommen noch einmal auf die babylonischen Urkunden zurück, deren S. 25 gedacht wird, und über welche der Verfasser S. 56 noch mehreres sagt, indem er sich im Allgemeinen über die verschiedenen Keilschriften erklärt. Wir heben davon nur folgende Sätze aus: 1) Die Sprache der babylonischen Keilschrift ist zendisch. 2) Die babylonische Keilschrift scheint in Assyrien, Chaldäa und Susiana herrschend gewesen zu seyn; 3) Weil heilige Schriften in Zend geschrieben zu werden pflegten, so werden auch die Urkunden, welche mit des Königs Darius Namen unterzeichnet sind, schwerlich in Babylons Mundart ausgefertigt seyn, und so muß 4) die Sprache der babylonischen Keilschrift wohl diejenige seyn, welche sich durch alle Zweige der Regierung über das Ganze medisch-persische Reich erstreckte.

Allen diesen Behauptungen liegt eine Voraussetzung zum Grunde, die zwar nicht deutlich ausgesprochen ist, von der aber alles abhängt; nämlich: daß alle Inschriften, welche in der babylonischen Schriftart geschrieben sind, auch in einer Sprache verfaßt seyen; diese Voraussetzung hat aber geschichtlich alles gegen sich. Die Sprache selbst, die der Verfasser hier als die eine annimmt, nennt er zendisch, und weiter hin: Zend. Daß viele, wohl die meisten bis jetzt bekannt gewordenen Inschriften im Zend abgefaßt sind, ist sehr wahrscheinlich; hier ist aber eigentlich von allen die Rede. Die Sprache der Babylonier nennt der Verfasser eine Mundart; und zwar in gerader Beziehung auf das Zend. Streitet dieß aber nicht mit allem, was wir geschichtlich von diesen Sprachen und Völkern wissen? Ist je ein Grund vorhanden anzunehmen: die Babylonier hätten eine andere Sprache geredet, als die wir unter dem Namen des Chaldäischen kennen, und die ein Zweig des großen semitischen Sprachstammes ist? Wenn sich nun unstreitig echt babylonische Bildwerke mit Keilschriften finden, wie die schon oben erwähnten, welche im dritten Bande der Fundgruben abgebildet sind; so ist doch die höchste Wahrscheinlichkeit, daß so wohl Schriftart als Sprache ganz babylonisch, und keineswegs zendisch sind.

Daß die Schriftart, welche der Verfasser babylonisch nennt, in allen den angegebenen Gegenden herrschend gewesen sey, kann man leicht zugeben, zumal wenn man sich erinnert, wie abwei-

chend der Verfasser selbst die Inschriften von einander findet; und was wir darüber schon oben bemerkten.

Nach der Voraussetzung, von welcher der Verfasser ausgeht, und dieser angenommenen Allgemeinheit der Schriftart sollte man erwarten, daß ohne weiteres auf die Zendsprache bey den babylonischen Urkunden geschlossen wurde; allein der Verfasser findet gut, hier noch von einem andern Grunde auszugehen. Weil heilige Schriften in Zend abgefaßt zu werden pflegten, so werden jene babylonischen Urkunden auch in Zend geschrieben seyn. In Bezug auf das Zend wird der Begriff heilig mit religiös gleich genommen. Nun geräth der Verfasser dadurch aber in einen schwer zu lösenden Widerspruch. Oben schloß er: weil die Schrift dieser Urkunden nicht von Linien eingefaßt ist, wohl aber die Schrift auf den Cylindern, so ist der religiöse Inhalt der letztern dadurch gegeben — bey welchem Schluß die Urkunden geradehin als nicht religiös, nicht heilig angenommen werden. Demnach leitet der Verfasser aus der Annahme: jene Urkunden seyen im Zend geschrieben, ferner her: das Zend habe sich, wie die Schrift — als Geschäftssprache — durch alle Zweige der Regierung über das ganze medisch-persische Reich erstreckt. Dieß wäre nun wohl in so weit möglich gewesen, daß die Beamten alles, was sie an den Hof berichten mußten, in dieser Sprache — schwerlich aber in dieser Schriftart — verfaßten; nicht aber umgekehrt, was vom Hofe für die verschiedene Sprachen redenden Völker ausging, denn dieß mußte wohl in der Sprache geschrieben werden, welche die Völker verstanden, wenn man sich auch bey dem, was der öffentlichen Anschauung hingestellt oder gegeben wurde, allgemeiner Zeichen, wie die Keilschrift bediente. Diese Meinung fließt nicht allein aus der Natur der Sache her, sondern wird auch durch eine Nachricht im Buch Esther — einem Buche, das so manchen persischen Gebrauch aufbewahrt — Kap. 3, 12 bestätigt, wo die Schreiber des Königs die Befehle an die verschiedenen Völker in der Sprache und der Schrift ausfertigen, welche bey jedem Volke üblich waren.

In so fern nun, wie es aus diesen Aeußerungen des Verfassers scheint, die Entzifferung jener Urkunden auf der Voraussetzung: daß sie im Zend abgefaßt seyen, beruhet, möchten sich allerdings Zweifel gegen die Richtigkeit dieser Entzifferung erheben.

Da es die Entzifferung sehr erleichtert, wenn der Inhalt der Schrift mit Wahrscheinlichkeit errathen, oder darin Namen gemuthmaßt werden können, glauben wir, daß die hier aufgestellte Ansicht der Bildwerke, und die hier und da versuchte Erklärung derselben dem Entzifferer nicht gleichgültig seyn können. Nur eine Bemerkung sey uns dabey noch erlaubt. Herr Grotefend

setzt gewöhnlich voraus, daß die Inschriften aus geschnittenen Steinen sich auf die abgebildeten Izeds als Lobgebete oder Izesches bezögen. Das ist möglich, aber es läßt sich doch auch ein ganz anderer Inhalt denken. Angenommen: der Ized auf dem Dorowschen Cylinder sey Serosch; so kann allerdings die Inschrift ein Izeschen seyn, und gerade so heißen, wie der Verfasser vermuthet und übersetzt: »Ich bringe Izeschen mit Namens»nennung für uns, für dem lichtglänzenden Serosch u. s. w.« Es scheint uns aber doch, als ob diese Inschrift zu der dargestellten Handlung, nämlich der Bekämpfung der Devs nicht recht passe. Könnten die Worte nicht ein so oft wiederholtes, an alle Wesen gerichtetes Gebet erhalten: »Zerschlage, zerschmettere Ahriman — Eschen u. s. w.,« oder wie es im Jescht Serosch wörtlich heißt: »Vertreibe den Tod! ver»treibe den bosheit-schwangeren Eschen! Schlage »die Feinde! Zernichte alle Feinde! u. s. w.« Dieß scheint uns fast passender, und es könnten dann in der Schrift sich ganz andere Namen finden.

Wir wollen, in Bezug auf wahrscheinlich zu findende Namen, noch an ein Denkmal erinnern, das, so viel uns bekannt, noch bis jetzt der wohlverdienten Aufmerksamkeit entgangen ist. Es ist dieß ein schöner persischer Stein, der sich im zweyten Bande der von Schlichtegroll herausgegebenen Dactyliotheca Stosch. Class. I. Sect. IV. Fig. 126 abgebildet findet. Zeichnung und Arbeit erinnern so fort an den Einfluß griechischer Kunst. Winkelmann sagt von diesem Steine: »Der behelmte Kopf eines »Kriegers mit altpersischen Charaktereu (Keilschrift).« Vergleicht man den hier abgebildeten jugendlichen Held mit dem Bildniß Alexanders, wie es auf den besten Münzen erscheint, so drängt sich die Ueberzeugung auf: daß dieser Kopf ein Bildniß Alexanders sey. Die hervorstehenden charakteristischen Züge im Profil Alexanders sind: der stumpfe, nach außen gerichtete Winkel, den die gerade Stirnlinie mit der eben so geraden Nase in der Gegend der Augenbraunen bildet, und das kräftig gerundete Kinn. Dieß letztere tritt nicht auf allen Münzen gleich hervor, aber um so stärker, je schöner sie gearbeitet sind. Eben diese Züge zeichnen nun auch den Kopf unseres Cameo aus, und zwar auf eine sprechende Weise, wenn auch das Kinn runder erscheint, wie auf den meisten Münzen. Augen und Mund, wenn sie nichts sehr Auszeichnendes haben, bieten in kleinen Profilköpfen wenig zur Vergleichung dar; doch zeigt sich auch hier mehr Aehnliches als Unähnliches.

Daß Alexander hier im Helm und nicht in der auf Münzen gewöhnlichen Löwenhaut erscheint, ist sehr begreiflich, da

der Löwe den Perſern ein unreines, verhaßtes Thier war. Die Umſchrift gehört zu der zuſammengeſetzten babyloniſchen Keilſchrift, da ſie mit dem einem Stern gleichenden Zeichen anfängt, welches Herr Grotefend als ein Merkmal dieſer Schriftart angibt. (S. 26.)

Irren wir nun in der Deutung dieſes Kopfes nicht, ſo kann die kurze Umſchrift ſchwerlich mehr als den Namen Alexanders und das Prädikat ſeiner Würde enthalten, und kann daher ein ſchönes Mittel zur nähern Kenntniß dieſer Schriftart darbieten.

Rhode.

Art. IX. *De l'Opéra en France*, par M. *Castil-Blaze*. 2 Vol. *Paris. Janet* et *Cotelle*, libraires, rue neuve des petits champs, Nr. 17. MDCCCXX.

Venimus ad summum fortunae — —
Psallimus .., Achivis doctius.
Hor. Epist. L. II. ep. 1.

Die Oper, nach Rouſſeau's Erklärung »eine dramatiſch-lyriſche Darſtellung, bey welcher man den Zauber aller ſchönen Künſte in dem Bilde einer leidenſchaftlichen Handlung zu vereinen ſtrebt, um mit Hülfe angenehmer Empfindungen Theilnahme und Täuſchung zu bewirken,« iſt ſeit ihrer Erfindung überall, wo ſie eingeführt wurde, ein Lieblings-Schauſpiel geworden. Als ſie einen gewiſſen Grad von Vollkommenheit erreichte, fand ſich zwar ihr Charakter nach den verſchiedenen Charakteren der Nationen, bey welchen ſie aufgenommen wurde, ebenfalls verſchieden ausgebildet; allein die engſte Vereinigung der Dicht- und Tonkunſt blieb immer die Grundlage derſelben. Die allmählige Vervollkommung des mechaniſchen Theils der Tonkunſt brachte indeß eine, die Oper in ihrem innerſten Weſen erſchütternde Aenderung hervor, und führte den Geſchmack an derſelben auf Abwege, die ſchon lange vor der Erſcheinung des hier angezeigten trefflichen Werkes von geiſtvollen kunſtverſtändigen Männern gerügt wurden. Sie zeigten zugleich, was die Oper ihrer Natur nach ſeyn kann und ſoll, um den ehrenden Namen eines Kunſtwerkes zu verdienen.

Graf Algarotti in ſeinem: Saggio sopra l'Opera in musica, Arnaud in ſeiner: Profession de foi en Musique, ſeiner lettre au Père Martini, und vielen anderen zerſtreuten Aufſätzen in den Mélanges de Littérature und den Mémoires pour servir à l'histoire de la révolution opérée dans la Musique par M. le Chevalier *Gluck*, Arteaga in ſeinem Werke: Le revoluzioni del teatro musicale italiano; La Borde in ſeinem Essai sur l'Opéra; Gluck in ſeiner Vorrede zur Oper

Alceſte, und in einem Briefe an ſeinen Gegner la Harpe, Gretry in ſeinem Essai sur la Musique; Metaſtaſio in ſeinen freundſchaftlichen Briefen; Perotti in ſeiner preisgekrönten Dissertazione sopra lo stato attuale della musica; Rouſſeau in ſeinem Dictionnaire de Musique; von Sonnenfels in ſeinen Briefen über die Wiener Schaubühne; Suard in den Mélanges de Littérature und (unter dem Namen des Anonyme de Vaugirard) in den ſchon erwähnten Mémoires; Sulzer in ſeiner allgemeinen Theorie der ſchönen Künſte; Voltaire in ſeiner Dissertation sur la tragédie; Profeſſor A. Wendt in der Leipziger muſikaliſchen Zeitung, und in dem von ihm herausgegebenen Leipziger Kunſtblatte, und Wieland in ſeinem Verſuche über das Singſpiel, haben von der Geſangmuſik überhaupt und der Oper insbeſondere, Treffliches, Belehrendes, Warnendes, Ueberzeugendes geſchrieben, mehrerer anderer anonymer Abhandlungen nicht zu gedenken. Deſſen ungeachtet hat die dramatiſche Muſik die in dieſen Schriften gerügten Mängel nicht nur nicht verbeſſert oder abgelegt, ſondern noch vergrößert, und das herrliche Schauſpiel, das wir Oper nennen, iſt noch fern von einer Vollkommenheit, deren Bedingung ſo klar dargeſtellt, wozu der Weg ſo deutlich angezeigt worden.

Die meiſten der hier angeführten Werke erſchienen bereits im Anfange der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Seit jener Zeit haben ſich die Abwege, auf welche die Begriffe von dem muſikaliſchen Drama, und der Geſchmack an demſelben gerathen ſind, theils vervielfacht, theils verändert, es entſtanden hingegen auch herrliche Werke dieſer Gattung, die aus der allgemeinen Verderbniß hervorragen, wie Leuchtthürme aus dem tobenden Meere, und welche von den achtungswürdigen Verfaſſern obiger Schriften noch nicht als ſolche rettende Wegweiſer angedeutet werden konnten, weil ſie ihnen noch nicht bekannt waren. Die neueren Werke, welche dieſen Gegenſtand abhandeln, haben daher den Vorzug, den Bedürfniſſen gegenwärtiger Zeit in jener doppelten Beziehung noch mehr angemeſſen zu ſeyn, und wenn in ſolcher Rückſicht mein Verſuch einer Aeſthetik des dramatiſchen Tonſatzes (1813) vielleicht von einigem Nutzen hätte ſeyn können, ſo muß man ſich über die Erſcheinung des hier angezeigten viel ausgedehntern Werkes, welches all dasjenige, wovon ich in jenem Verſuche nur flüchtige Umriſſe lieferte, weit umſtändlicher darſtellet, aufrichtig erfreuen, und ſehnlich wünſchen, daß es nicht eben ſo, wie ſeine zahlreichen Vorgänger, unbenützt und fruchtlos vorüber gehen möge.

Seinem Titel nach ſollte man ſchließen, daß es von der Einführung, den Fortſchritten, und dem gegenwärtigen Zuſtande der

Oper in Frankreich handle; allein nur die Einleitung ist der Geschichte der französischen Oper gewidmet, das Werk selbst aber verbreitet sich in zwey reichen Bänden über Erfindung und Ausführung aller Theile der Oper und des Singspiels. Das funfzehnte Kapitel des zweyten Bandes ausgenommen, welches Nachrichten von den Provinz-Theatern in Frankreich gibt, ist das Ganze durchaus von allgemeinem Interesse für alle, welche an musikalischen Schauspielen Theil nehmen, und selbst das eben erwähnte Kapitel bietet, da der Verfasser die darin vorkommenden Schilderungen als Augenzeuge entwarf, einen, wenn schon von dem übrigen Inhalte verschiedenen, doch nicht minder anziehenden Genuß.

Erster Theil (enthält von Seite 1 bis 454 eine Vorrede, eine Einleitung] und vierzehn Kapitel). In der Vorrede erklärt Herr Castil-Blaze, daß sein Buch nicht für Tonsetzer und Musik-Gelehrte geschrieben sey, von welchen er mit großer Bescheidenheit voraussetzt, daß sie mehr von der Sache wüßten, als er selbst; sondern daß er es jenen leidenschaftlichen Liebhabern der Tonkunst widme, welche mit Eifer Messen und Oratorien, Concerte und Opern besuchen, ohne mit den Grundsätzen der Musik vertraut zu seyn, oder sie ausüben zu können, und deren Vergnügen er zu vermehren hofft, wenn er ihnen die Quellen aufdeckt, aus welchen es entspringt. Der Verfasser bemerkt, es sey unmöglich, in den Gesellschaftssälen, in den Theatervorhallen, in den Kaffehhäusern von Tonkunst reden zu hören, und die Tageblätter zu lesen, ohne zu erstaunen, wie unvernünftig darüber die Mehrheit des Publikums, eine Menge Musikliebhaber, und selbst Leute von Geist urtheilen; welche Ungereimtheiten gewisse Schriftsteller zu verbreiten wagen, und in welcher Unwissenheit man sich über die ersten Begriffe, über die geläufigsten Ausdrücke einer Kunst befindet, die so allgemein getrieben wird, und deren Wunder uns täglich ergreifen. Herr Castil-Blaze schreibt die Schuld hievon dem Umstande zu, daß in Frankreich die meisten Werke, die von der Musik handeln, von Gelehrten verfaßt werden, welchen dieser Gegenstand durchaus fremd ist, und die, statt die Leser zu erleuchten, neue, von den Tonkünstlern zwar mitleidig belächelte, von der großen Welt aber begierig aufgefaßte Irrthümer und Ketzereyen in Gang setzen.

Nachdem Herr Castil-Blaze sich im voraus über die Mängel des Styls entschuldigt, die er sich etwa zu Schulden kommen ließ, und die Leser bittet, über das, was gesagt ist, die Art wie es gesagt ist, zu verzeihen (eine Bitte, die bey der geistvollen und anziehenden, nur nicht immer streng logischen

Weise, in welcher sein Werk geschrieben ist, von seiner Bescheidenheit zeugt), schreitet er zur Einleitung.

Sie enthält, wie schon erwähnt wurde, eine gedrängte Geschichte der Oper, anfangs im Allgemeinen, späterhin in besonderer Beziehung auf Frankreich. So, wie in den meisten Geschichten der Tonkunst, wird auch hier angegeben, daß die griechische Tragödie, die von Tanz und Musik begleitet war, die erste Veranlassung zur Oper gegeben, da man diese gefunden, indem man (um das Jahr 1430) jene wieder herzustellen gesucht habe. Wenn dieß so ist, so kam der ursprünglichen Idee kein Tonsetzer näher, als Gluck, und so waren wir niemals weiter davon entfernt als eben jetzt, wo eine sogenannte Opera seria einer griechischen Tragödie ungefähr eben so ähnlich ist, als ein hölzerner Gliedermann dem Apoll vom Belvedere. Da die Geschichte der Oper im Allgemeinen, welche Herr Castil-Blaze hier in Umrissen mittheilt, in ihren Daten ganz mit derjenigen übereinstimmt, welche man im Hawkins, im Jones und anderen Geschichtschreibern der Tonkunst findet; werde ich hier nur dasjenige auszugsweise anführen, was von den Schicksalen dieser Schauspielgattung in Frankreich insbesondere erzählt wird, und mit dem, was in der Folge von französischer Opernmusik vorkommt, in Verbindung steht.

Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts waren den Franzosen noch keine anderen musikalischen Schauspiele bekannt, als die Ballette, worin, ohne sich irgend an dramatische Regeln zu halten, Recitativ und Dialog mit dem Tanze abwechselten. Baïf, der mit Ronsard mehrere dergleichen verfaßt, späterhin aber zu Venedig Opern aufführen gesehen hatte, und selbst Dichter und Tonsetzer war, nahm sich vor, diese neue Gattung von Schauspiel in Frankreich einzuführen, verfaßte in dieser Absicht mehrere Dramen in Versen, setzte sie in Musik, und fing damit an, sie in Concerten hören zu lassen, die er in seinem Hause gab, und welchen die Könige Karl IX. und Heinrich III. beywohnten. Er würde sein Vorhaben, eine Oper in Paris einzurichten, gewiß vollführt haben, wenn ihn nicht die damaligen bürgerlichen Kriege daran verhindert hätten. Im Jahre 1645 ließ endlich Kardinal Mazarin vor dem jungen Könige Ludwig XIV. ein lyrisches Lustspiel: La finta pazza, von Julius Strozzi aufführen. Man kann sich von dem damaligen Geschmacke einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß der erste Akt dieses Singspiels mit einem Tanze von Affen und Bären, der zweyte mit einem von Straußen, und der dritte mit einem ähnlichen von Papageyen schloß. Dieser erste Versuch und nach ihm die Oper Orfeo, von Zarlino, von italienischen

Sängern ausgeführt, die Mazarin hatte kommen lassen, brachten sowohl durch den Zauber der Musik als die Pracht der Dekorationen und Kostums eine außerordentliche Wirkung hervor. Der glückliche Erfolg des Orfeo veranlaßte die Idee, französische Opern zu verfassen. Die Schwierigkeit, Sänger und Orchester aufzufinden, schreckte den Abbé Perrin nicht ab, ein lyrisches Schäferspiel zu dichten, und es von Cambert in Musik setzen zu lassen. Diese Neuigkeit bezauberte die Franzosen um so mehr, als sie sie überzeugte, daß sie auch ein lyrisches Schauspiel haben könnten, was man schon früher, als Rousseau es gethan, wegen dem Mangel an Harmonie in ihrer Sprache, bestritten hatte. Erfreut über den Erfolg ihres ersten Versuchs, schritten Perrin und Cambert zur Composition der Oper Ariadne.

Zu derselben Zeit gab eine neue italienische Gesellschaft die Oper: Ercole amante, welche durch die Hochzeitfeyer des Königs, durch die Fortschritte, welche die Kunst mittlerweile gemacht, und durch die Freygebigkeit des Kardinals zu einem der prächtigsten Schauspiele erhoben wurde. Vigaroni von Modena, ein geschickter Architekt, hatte in den Tuillerien ein herrliches Theater gebaut. Der König, die Königin, und die Vornehmsten vom Hofe tanzten auf demselben. Dessen ungeachtet aber machte diese Oper, obschon besser aufgeführt als früher Orfeo, nicht den nämlichen Eindruck. Man hatte Geschmack an französischem Texte gefunden, der Nationalgeist wirkte ein, und Cambert's Werk wurde allgemein vorgezogen.

Durch den Tod des Kardinals wurden die Künste eines großmüthigen Beschützers beraubt, und die Fortschritte des lyrischen Drama um mehrere Jahre aufgehalten. Perrin suchte und erhielt im Jahre 1669 ein Privilegium zur Errichtung einer Oper, gesellte sich Cambert für die Musik, den Marquis von Sourdéac für die Maschinen, und Champeron für die nöthigen Gelder bey, ergänzte das Orchester durch Tonkünstler aus dem mittägigen Frankreich, und übte diese neu zusammen gesetzte Gesellschaft in dem Hotel de Nevers, während das Ballhaus in der Straße Mazarin zu einer Schaubühne umgestaltet wurde. Dort erschien Pomona, die erste französische Oper, welche öffentlich aufgeführt wurde, und, trotz der vielen Mängel des Gedichtes, ihrem Verfasser Perrin dreyßig tausend Franken einbrachte.

Doch bald bemächtigte sich Sourdéac, unter dem Vorwande von Vorschüssen, die er geleistet hätte, des Schauplatzes und wählte Gilbert, statt Perrin, zum Dichter eines andern Schäferspiels, das er durch Lulli in Musik setzen ließ. Es war die erste Arbeit dieses berühmten Tonsetzers, der bey eben

so viel Geist als Talent die Uneinigkeit der Unternehmer benutzte, und durch den Einfluß der Madame de Montespan es dahin brachte, daß Perrin ihm sein Privilegium abtrat. Er trennte sich nun von Gilbert, Sourdéac und den Uebrigen, wählte sich andere Gesellschafter, verließ ihr Theater, und baute ein anderes in der Straße Vaugirard, wo im Jahre 1672 die Oper: Les fêtes de l'Amour et de Bacchus gegeben wurde. Das Gedicht derselben war von Quinault, der bald darauf in den Opern Cadmus und Alceste, obgleich sie durch einige komische und geschmacklose Scenen entstellt waren, Spuren seines Genie's blicken ließ. Lulli arbeitete fast immer mit ihm, und gab ihm für jedes Operngedicht vier tausend Franken, mit der Bedingung, daß zwischen jeder neuen Oper ein Zeitraum von einem Jahre Statt finden müsse.

Nachdem Moliere im Jahre 1673 gestorben war, verlieh der König dem Lulli den Schauspielsaal im Palais Royal, wo die Oper über ein Jahrhundert lang geblieben ist.

Lulli, der zuerst die Blase-Instrumente in das Opernorchester einführte, und 1681 die bis dahin durch verkleidete Männer ausgeführten Weiberrollen im Ballette durch Tänzerinnen zu besetzen anfing, schloß seine Kunstlaufbahn im Jahre 1686 mit der Oper Armide, welche für sein bestes Werk gehalten wird. Destouches, Campra, Montéclair und Lalande haben sich unter seinen zahlreichen Nachfolgern ausgezeichnet, jedoch ihn nicht erreicht. Im Jahre 1733 kündete Rameau sich durch Hippolyte et Aricie an, und erregte die musikalische Welt auf das heftigste. Lange wurde sein Erfolg von den Anhängern Lulli's bestritten; allein sie mußten endlich weichen, und der Tonsetzer des Castor behielt den Sieg. Mondonville, Rebel, Francoeur, Mouret, Berton, seine Zeitgenossen, und damals geschätzte Komponisten, sind beynahe vergessen, und unter den Patriarchen der französischen Oper sind nur Lulli und Rameau in rühmlichem Andenken geblieben.

Der Zauber, welchen die Musik des letztern allgemein verbreitet hatte, wurde indessen bald durch einen andern, stärkeren überwunden. Die damals zu Paris befindlich gewesenen italienischen Sänger gaben nämlich während den acht Monaten ihres dortigen Aufenthalts zwölf Opern der größten Meister ihrer Schule. La serva padrona von Pergolese, il Paratagio von Jomelli, i Viaggiatori von Leo u. a. m. übertrafen durch ihre einfachen, zierlichen und angenehmen Melodien Rameau's schwerfällige Psalmodien um gar Vieles. Der Krieg war nun aufs Neue entzündet. Lulli's und Rameau's Bewunderer, einst Gegner, verbanden sich gegen den allgemeinen Feind, und

ſtritten wacker pro aris et focis. Alle Abende verſammelten ſich die Kampfer im Opernſaale, und ſtandhaft ſchmähten die Einen, was die Andern vor Entzücken außer ſich brachte. Da aber, wie Herr Caſtil-Blaze bemerkt, Witzſpiele, Quodlibets und Epigramme die einzigen Waffen waren, deren man ſich bediente; wurde in dieſen Schlachten glücklicher Weiſe kein Blut vergoſſen.

Rameau ſiegte ein zweytes Mal; die Italiener wurden im Jahre 1753 verabſchiedet. Allein der Streich auf die damalige franzöſiſche Muſik war geführt, und die Leute von Geſchmack konnten die ſchönen Melodien eines Galuppi, Leo, Pergoleſe und Jomelli nicht vergeſſen. Um ſie einigermaßen zu entſchädigen, machte man den Verſuch, den Text der Serva padrona zu Pergoleſi's Muſik ins Franzöſiſche zu überſetzen, und der von der Bühne der großen Oper verbannte Geſang flüchtete ſich zum fröhlichen Vaudeville.

Im Jahre 1757 fing Duni an, für die komiſche Oper zu arbeiten. In italieniſcher Schule gebildet, erwarb er ſich ſogleich großen Beyfall; dennoch gewannen ſeine Nebenbuhler, Philidor und Monſigny, bald die Oberhand. Le Roi et le fermier, les chasseurs et la laitière, und le Sorcier erſchienen bereits im Jahre 1764, in welches der eigentliche Anfang der komiſchen Oper geſetzt werden muß. Bey der erſten Vorſtellung des Sorcier verlangte das entzückte Parterre den Namen des Tonſetzers; es war in jenem Theater das erſte Mal, und Philidor hatte dieß mit Voltaire gemein, welcher, bey Gelegenheit ſeiner Mérope ebenfalls der erſte war, dem ſolche Huldigung im großen Schauſpielhauſe (Théâtre français) zu Theil wurde. Goſſec und Rodolph gaben damals mehrere Opern ſowohl auf der großen lyriſchen Bühne, als auf jener der italieniſchen Komödie. Dieſe Werke ſind verklungen und die Namen ihrer Komponiſten wären es auch, gleich jenen ſo vieler ihrer Zeitgenoſſen, wenn nicht ſchöne Kirchenkompoſitionen und andere klaſſiſche Werke ſie berühmt gemacht hätten. Philidor und Monſigny ſuchten den italieniſchen Styl in die große Oper einzuführen; allein die Anhänger Rameau's fanden, daß es der italieniſchen Muſik an Adel und Kraft fehle, und daß ſie daher nur für das komiſche Singſpiel tauge. Im Jahre 1768 begann Gretry ſeine Laufbahn mit der Oper Le Huron, die ein großes Talent ankündete, welches ſich auch in den folgenden Jahren durch die originalen, reizenden Kompoſitionen: Lucile, le Tableau parlant, Zémire et Azor, und la Rosière in vollem Maße beſtätigte.

Die komiſche Oper war Anfangs blos eine Zugabe des italieniſchen Theaters, und erweiterte nach und nach ihr Gebiet in dem Maße, als die Tonſetzer, welche ihre Talente ihr geweiht hatten,

sie mit guten Werken bereicherten. Nach dem glücklichen Erfolge des Déserteur zogen sich mehrere Schauspieler zurück. Indessen fuhr man doch fort, italienische Possen und französische Stücke zu geben.

Während das komische Singspiel so erfreuliche Fortschritte machte, galten in der großen Oper Psalmodie und Geschrey noch immer für das Höchste der dramatischen Musik. Die Werke Philidor's, Gretry's und Monsigny's verbanden Kraft mit Annehmlichkeit, Gefühl mit Frohsinn, boten schöne Gesangstücke im leidenschaftlichen Style dar, und hätten, ohne eben die Höhe der Tragödie zu erreichen, wohl die Vermuthung geben können, daß diese neue Gattung des Styls beyden lyrischen Bühnen sich aneigne, und daß eine Melodie, welche mit eben so viel Kraft als Grazie Azor's Zorn und seine Zärtlichkeit ausdrückte, wohl auch im Stande sey, Rolands eifersüchtige Wuth, und die Liebe seines glücklichen Nebenbuhlers auszumalen. Allein der Parteygeist wiegt keine Gründe ab, und mancher glaubte sich als guter Franzose verpflichtet, die alte französische Musik zu vertheidigen.

Der Verfasser führt uns nun an die denkwürdigste Epoche nicht nur der französisch-dramatischen, sondern der dramatischen Musik überhaupt. »Wenn die Verblendung und der Unglaube zu solchem Grade gestiegen sind, bedarf es eines Donnerkeils, um den Schleyer zu zerreißen, oder des Schwertes Alexanders, um den Knoten zu zerhauen, den man nicht auflösen kann. Gluck erschien, und dieser Umschwung war geschehen. Seine Iphigénie *) erregte einen Enthusiasmus, der sich nicht beschreiben läßt. Er erschuf die dramatische Musik, und bezeichnete seine erste Erscheinung mit einem Meisterwerke, welchem noch kein anderes gleich gekommen. Wie der große Corneille verdunkelte er alle seine Nebenbuhler, aus welchen selbst der berühmteste mit ihm nicht einmal verglichen werden konnte.« — So spricht noch heut ein Franzose von dem deutschen Meister, den sein Vaterland nicht eher zu schätzen wußte, als bis Frankreich es auf denselben aufmerksam gemacht hatte, ja, den es vielleicht auch dann noch blos unter den übrigen, ihm von daher zugekommenen Moden mit in den Kauf nahm, ohne dessen Werth nach seiner vollen Größe in der That zu erkennen; von demselben Manne, von welchem, während Arnaud und Suard zu Paris die Vortrefflichkeit seiner genialen Werke in zahlreichen, geistvollen Abhandlungen auseinander setzten, kein deutscher Schriftsteller, außer von Sonnenfels, gebührende Erwähnung that, ja,

*) En Aulide.

dessen Verdienst Forkel in seiner musikalisch-kritischen Bibliothek sogar herab zu ziehen suchte; von dem Manne endlich, dessen unerreichte Werke von allen deutschen Bühnen (Berlin allein ausgenommen) entweder ganz verschwunden sind, oder doch nur höchst selten, ohne Glanz und Eifer, gegeben werden.

Der Blinde, fährt Hr. Castil-Blaze fort, welchem eine geschickte Hand die Pforten des Lichts öffnet, kann keine tiefere Bewegung, kein reineres Entzücken fühlen, als die Freunde schöner Musik empfanden, als sie Glucks edle Accente nach jenen bizarren französischen Kompositionen hörten. Unser Verfasser führt nun eine Stelle aus einem, in dem Journal de Politique et de Littérature vom Februar 1777 befindlichen Aufsatze des Abbé Arnaud wörtlich an, welche die vielfachen Verdienste jenes unsterblichen Tonsetzers zu treffend und zu bündig schildert, als daß ich sie den Lesern dieser Blätter vorenthalten dürfte:

»Es war nicht genug, eine dramatische Musik geschaffen zu »haben, man bedurfte auch Schauspieler, Sänger und Instru»mentisten. Er fand ein Orchester, welches in seinen Stimmen »nichts sah, als *ut* und *re*, Viertel- und Achtel-Noten; eine »Schaar von Gliedermännern, die man den Chor nannte; Schau»spieler, wovon die Einen eben so leblos waren, als die Musik, »welche sie sangen, und die Andern sich bemühten, eine traurige, »schwerfällige Psalmodie, oder kalte Lieder mit Armen und Lun»gen zu erwärmen. Prometheus schwang seine Fackel, und »die Statuen belebten sich. Die Instrumente des Orchesters »wurden gefühlvolle Stimmen, welche rührende oder schreckliche »Töne von sich gaben, die sich stets mit der Aktion vereinten, um »deren Wirkung zu verstärken. Die Schauspieler lernten, daß »eine sprechende, ausdrucksvolle Musik nur gefühlt zu werden »brauche, um zu einer kräftigen, wahren Aktion hinzureißen. »Die Chorsänger, in Bewegung gesetzt, waren erstaunt, sich als »Schauspieler wieder zu finden, und die Tänzer waren es noch »weit mehr, daß sie auf einer Bühne nichts mehr waren, wo sie »gewohnt gewesen, fast Alles zu seyn. Die Wirkung dieses Schau»spiels war außerordentlich. Man sah zum ersten Male eine »Tragödie in Musik, die, von einem Ende zum andern mit »ununterbrochener Aufmerksamkeit und einer stets wachsenden »Theilnahme angehört, allenthalben, selbst in den Coulissen Thrä»nen entlockte, und den Saal vom Ausrufe der Bewunderung er»tönen machte. Die Aufführungen, mit einem Uebermaß wie»derholt, welches die Sättigung herauszufordern schien, vermehr»ten nur noch den Zukauf, die Rührung und den Enthusiasmus. »Solch ein Erfolg war zu glänzend, um dem Tonsetzer nicht Feinde »zu erwecken; denn nur die Mittelmäßigkeit hat er-

»von keine. Vorurtheile, Anmaßungen, Routine, schlechter Ge»schmack, und kleine zerstörte Interessen, vereinigten gegen Gluck »die Epigramme und Hypothesen, die Intriguen und die Calem»bourgs. Die Einen sahen in seinen Opern blos die alte französische »Musik verstärkt, die Andern einen Bastard der italienischen Musik; »die Einen fanden seinen Gesang platt und gemein, die Andern welsch »und barok. Man warf ihm besonders Mangel an Einheit und »Motiven vor, und ging selbst so weit, es ihm zum Verbrechen »zu machen, daß er ein Deutscher sey. Es war ihm unmöglich, »alle diese Fehler zu verbessern; aber, während die feinen Kenner »ihn bey den Soupers zerfleischten, errichtete ihm der größte Theil »der fremden und einheimischen Tonkünstler, und der ausgezeich»netsten Musikfreunde, ein Standbild.«

Diese Stelle, dünkt mich, erzählt nicht nur die Wunder, welche Glucks schöpferischer Genius zu wirken wußte, sie zeigt auch, wie leicht es sey, ein gebildetes Publikum von einem auch noch so sehr überhand genommenen schlechten Geschmack, von auch noch so tief gewurzelten Vorurtheilen zurück zu bringen, wenn man ihm Wahres und Würdiges mit Wahrheit und Würde darbietet.

So wie der Cid, die Horatier und Cinna die ungestalten Werke des Mairet und Düryer von der Schauspielbühne vertrieben, so bemächtigten sich Orphee, Alceste und Armide, die bald auf die Iphigenie folgten, der lyrischen Scene, und Gluck erhielt das Scepter des Reiches der Zauber. Rameau's Partey zog sich zurück, und der Krieg endete nicht aus Mangel an Streitern, sondern an Waffen und Munition. Allein dieser Friede war nicht von Dauer. Piccini, schon in Italien gefeyert, trat 1778 in Frankreich mit seiner Oper Roland auf, und das unter der Asche glimmende Feuer brach in neue Flammen aus. Mit gleicher Ungerechtigkeit fanden Glucks Anhänger die Werke seines Nebenbuhlers von aller Kraft, allem Ausdruck, allem dramatischen Effekt entblößt; Piccini's Freunde hingegen in den Gluckschen Opern Lärmen und Geschrey statt Melodie und Grazie. Die Zeitschriften nahmen an diesem Streite lebhaften Antheil. Endlich kam die entscheidende Stunde, Gluck und Piccini hatten dasselbe Operngedicht: Iphigénie en Tauride, in Musik gesetzt, und die Arbeit des Ersteren erhielt einen solchen Vorzug, daß der Sieg nicht mehr zweifelhaft blieb.

Gluck gab 1779 noch Echo et Narcisse, l'Arbre enchanté, und Cithère assiégée. Piccini erschien 1783 mit der schönen Oper: Didon, und später mit Endymion und Pénélope.

Herr Castil-Blaze bemerkt hier, daß nun, wo die Leidenschaften erloschen sind, Niemand mehr weder dem Tonsetzer der

Armida Melodie, noch dem Sänger der Dido Kraft absprechen werde, und daß Piccini darum, daß er weniger groß als Gluck ist, gleichwohl ein Koloß sey.

Sacchini, dem ein glänzender Ruf vorausgegangen war, kam nach Paris, um dort die Opern Rénaud, Chimène und Dardanus zu komponiren, erlebte aber die Aufführung seines Meisterstücks: Oedipe à Colone (1787) nicht mehr. Im folgenden Jahre wurde die von ihm gleichfalls, jedoch unvollendet hinterlassene Oper: Evélina, von dem Orchesterdirektor Rey ergänzt, auf die Bühne gebracht. Thesée von Gossec und Electra, von Lemoine gefielen im Jahre 1782. Zwey Jahre später bereicherte Salieri die große Oper durch seine beyden, im Style seines Freundes Gluck geschriebenen trefflichen Werke: Les Danaïdes (die man leider in Deutschland noch immer nicht *kennt*) und Tarare (bekannt unter dem Namen: Axur, König von Ormus).

Gretry erkannte nach dem geringen Erfolge seiner Opern Céphale und Andromaque, daß sein liebenswürdiger Genius sich nicht bis zur Tragödie erheben konnte. Gleichwohl fuhr er fort, seine Arbeiten, doch nunmehr unter Thaliens Schutze, der königlichen Akademie zu weihen, und gab dort Werke, die, obschon ihrer Gattung nach der komischen Oper sich anschließend, gleichwohl durch die Pracht des Spektakels, wie durch den Zauber der Musik und der Tänze, der ersten lyrischen Bühne würdig waren, und dieselbe erheiterten ohne sie zu entwürdigen. Colinette à la Cour, la Caravane de Caïre, und Panurge erschienen bereits im Jahre 1787.

Indessen hatte das komische Singspiel stets neue Fortschritte gemacht; Gretry erreichte den Gipfel seines Ruhmes durch seinen Richard coeur de lion, während Mousigny seine Laufbahn durch das Singspiel Félix im Jahre 1785 endete. Die zierliche Muse Dalayrac's, den man mit Recht den Lafontaine der Tonkunst nannte, versuchte sich zuerst im Jahre 1782 durch das Singspiel l'éclipse totale. Es erhielt Beyfall, und schon bemerkte man darin jene frischen, leichten Ideen, jene lachenden Bilder, und vor allem jenen Geist, welche die Werke dieses Tonsetzers charakterisiren.

So reich das Repertorium der komischen Oper war, theilte sie doch noch immer die Bühne mit der italienischen Komödie, welche diesen Titel behalten hatte, obschon dort schon lange nur mehr französische Stücke vorgestellt wurden, die mit allen möglichen Gattungen von Schauspielen, Opern, Dramen, Spektakelstücken und Vaudevillen wechselten. In dem Maße als die dramatische Musik zunahm, gewann das komische Singspiel die

Liebe des Publikums, und nachdem es Anfangs nur ein kleines Plätzchen auf dem Theater der italieniſchen Komödie eingenommen hatte, hörte es damit auf, dort ausſchließend zu herrſchen. Ja, es that noch mehr: Ein neues Schauſpielhaus wurde unter dem Schutze Monſieurs, Bruders des Königs, in der Straße Feydeau erbaut; die Unternehmer hielten die komiſche Oper für das ſicherſte Mittel, die Theaterfreunde dahin zu ziehen, und ſie täuſchten ſich nicht. Vom Augenblick der Eröffnung dieſer Bühne (im Jänner 1789) drängte ſich die Menge dahin, den Vorſtellungen beyzuwohnen, welche die franzöſiſchen und italieniſchen Sänger wechſelweiſe gaben. Dort hörte man die vorzüglichſten Kompoſitionen fremder Meiſter: Le barbier de Séville, les Nôces de Dorine, le Roi Théodore, la molinara, l'Impresario, la villanella, Mozarts bewundernswerther Figaro erſchienen nach und nach, und mit immer neuem Entzücken wurden die neuen Meiſterwerke aufgenommen. Welche Vorbilder für die Mehul und Berton, für die Ellevion und Martin, welche damals eine Bahn betraten, die ſie nachher auf ſo glänzende Weiſe zurücklegten. Es iſt kein Zweifel, daß die Rieſenſchritte, welche die Tonkunſt in jener Epoche gemacht hat, großentheils dem Anſtoße zuzuſchreiben ſind, welchen ſo viele fremde ſchöne Werke, und deren treffliche Aufführung, dem franzöſiſchen Genius gegeben hatten.

Durch das Theater Feydeau war nun Dichtern und Tonſetzern die zweyte Pforte zur Unſterblichkeit geöffnet. Wurde ein Werk von entſchiedenem Werthe bey einer der beyden Bühnen nicht angenommen, eignete die andere es ſich zu, und das Publikum war nicht mehr in Gefahr, daſſelbe durch Laune oder Kabale gänzlich zu verlieren. Erſchien ein glücklicher Stoff auf einem dieſer Theater, bildeten andere Autoren mit einer neuen Wendung, unter einem andern Geſichtspunkte ihn zu einer neuen Oper um; Sänger, Orcheſter und Dekorationsmaler rangen wetteifernd um den Preis, und die Opernfreunde ſahen mit gleichem Vergnügen beyde Lodoïska, beyde Roméo, beyde Paul et Virginie, la Caverne von Leſueur und jene von Mehul.

Der Unterzeichnete unterbricht hier unſern Verfaſſer für einen Augenblick, um zu bemerken, daß wir Deutſche den großen Vortheil ſolch eines Wettſtreits entbehren. Es iſt mir nicht bekannt, ob, außer Wien, noch in irgend einer andern Stadt zwey deutſche Opernbühnen beſtehen; wenn aber dieß auch der Fall iſt, ſo wäre der Umſtand, daß ein Operngedicht den nämlichen Stoff behandelte, welcher bereits als Oper, oder ſelbſt nur als Schauſpiel auf dem andern Theater gegeben wird, hinreichende Urſache, um es zurück zu weiſen. Der Wettlauf kann ſich daher höchſtens

auf die Aufführung ein und deſſelben Gedichts, einer und derſelben Muſik erſtrecken, und bietet ein weit geringeres Intereſſe als die Verſchiedenheit der Anſichten und Talente von Dichtern und Tonſetzern, die denſelben Stoff nach eigener Weiſe behandelten, gewahren würde.

Man gab im Theater Favart, ſo wie im Feydeau Schauſpiele, worin der Geſang mit geſprochenem Dialog wechſelte; doch war die Gattung nicht dieſelbe. Das komiſche Singſpiel, ſeiner Benennung treu, und mit trefflichen komiſchen Schauſpielern verſehen, führte nur wenig ernſthafte Stücke auf. Das Theater Feydeau hingegen ſuchte ſich eine eigne Gattung zu bilden, und gab, das bezaubernde Talent der Madame Scio benützend, heroiſche Dramen. Télémaque und Médée hatten alle Pracht der Tragödie, und man hätte nur das Recitativ an die Stelle des Dialogs ſetzen dürfen, um daß ſie auf der großen Opernbühne hätten erſcheinen können. Die Langſamkeit dieſer letztern bewog die Komponiſten, ihre Arbeiten dem Theater Feydeau zu weihen, und ſo ſah man nach dem Oedipe à Colone wenig merkwürdige Werke auf der königlichen Akademie.

Vogel, der im Jahre 1786 mit ſeiner Oper: La Toison d'or begann, theilte Sacchini's Geſchick, und war bereits geſtorben, als 1789 ſein Démophoon, eine Oper voll Schönheiten des erſten Rangs, aufgeführt wurde. Cherubini hatte ſich ſchon durch einen andern Démophoon bekannt gemacht; Mehul gelangte durch den Erfolg, den früher ſchon ſeine Euphrosine auf dem Theater Favart gehabt hatte, zu der Ehre, die Oper Cora auf der Akademie vorſtellen zu laſſen.

Berton, der Sohn, Devienne, Leſueur, Steibelt, Martini, Bruni, Gaveaux, Solié lieferten nun Singſpiele, die alle, mehr oder minder, Beyfall erhielten; die beyden Lodoïska von Cherubini und von Kreutzer, Gretry's Barbe bleue und Anacréon; Dalayrac's Raoul de Crécqui, Mehuls Stratonice fielen in jene Epoche, welche an neuen und anziehenden Erſcheinungen nicht ſo reich geweſen ſeyn würde, wenn nicht das Theater Feydeau beſtanden hätte.

Mehrere der von Herrn Caſtil-Blaze hier genannten Singſpiele haben auch uns, in deutſcher Ueberſetzung aufgeführt, lebhaftes Vergnügen gewährt, als wir noch der Meinung waren, daß in dramatiſch-muſikaliſchen Vorſtellungen nur dramatiſche Muſik, nicht Konzert-Muſik an ihrem Platze ſey, und als wir noch auf Nachahmung der Natur, auf Ausdruck der Leidenſchaften und Gefühle, in breiten Tönen an das Herz dringend, mehr Werth legten, als auf die mechaniſche Geſchicklichkeit, vier und ſechzig kleine nichtsſagende Noten in einem Athem vorzubringen.

Das Vaudeville und die Parodie wagten nicht lange mehr, eine Bühne einzunehmen, welche die Gretry und die Mehul veredelt hatten. Im Jahre 1791 verließen sie das Theater Favart, um einen bescheidenern Aufenthalt zu suchen. Die Komödie theilte die Scene noch einige Jahre hindurch mit dem Singspiele, gab jedoch nur selten Vorstellungen, und auch diese waren stets von einem Singspiele begleitet.

Seit Glucks Erscheinung nahm die französische Schule einen ausgezeichneten Rang in der musikalischen Welt ein; doch Gluck war ein Deutscher, Piccini, Salieri, Sacchini waren in Italien geboren; die französischen Tonsetzer verbanden wohl Geist und Imagination mit den Grazien der Melodie; allein das reicht nicht hin, um sich in der Tonkunst einen Namen zu machen; und, Philidor und Gossec ausgenommen, besaß keiner jene tiefe Wissenschaft, jenen grandiosen Styl, welche in allen Ländern Bewunderung gebieten.

Der Augenblick kam endlich, wo Frankreichs musikalischer Genius die Fesseln fremder Herrschaft abschüttelte. Im Jahre 1793 vereinigte man die vorzüglichsten Tonsetzer, Sänger und Instrumentisten des Landes, und das musikalische Conservatorium erhob sich auf den Grundfesten der alten Schule. Die verschiedenen oft sich widersprechenden Theorien, die Grundsätze der einzelnen Meister wurden gesammelt, geprüft, geläutert, und zu einem allgemeinen Kodex der Musik verarbeitet, klar in seinen Elementen, eben so methodisch als rasch in seinen Fortschreitungen, zuverläßig in seinem Erfolge. Gossec, Mehul, Cherubini enthüllen dort den jungen Schülern die Geheimnisse des Kontrapunkts *); Catel, Berton, Perne, geschickte Theoretiker, lehren die Harmonie; Mengozzi, ein ausgezeichneter Tenor, ist Gesanglehrer, und wird von Garat, dem Sänger der Natur, Richer und Plantade unterstützt; Kreutzer, Levasseur, Duvernoi, Delcambre, Wunderlich und Salentin bilden eine Schaar von Instrumentisten, welche Gefühl mit Einheit der Lehre, Kraft und Jugendfeuer mit der Reife des Talents verbinden. Dann, und erst dann hörte man in Frankreich die erhabenen Werke eines Haydn und Mozart, die nun mit allem Zauber der Neuheit erschienen, obschon man bereits seit zwanzig Jahren sie auszuführen versucht hatte.

Die Vorzüge des französischen Conservatoriums der Musik sind hier keineswegs übertrieben geschildert; nicht leicht wird irgend eine solche Anstalt so viele treffliche Männer an ihrer Spitze verei-

*) Mehul ist der musikalischen Welt nun leider durch den Tod entrissen.

nigen können, und die Lehrbücher dieses Instituts sind so vollkommen, so auf richtige und würdige Grundsätze gebaut, daß jedes andere ähnliche nichts Heilsameres würde thun können, als sich an dieselben zu halten. Man kann es nicht genug beklagen, daß in Deutschland keine musikalischen Conservatorien bestehen. Der Mangel hieran ist Schuld, daß es noch immer keine eigentliche deutsche Schule gibt, daß beynahe jedes ausgezeichnete Talent sich nach verschiedener Richtung bildet, daß wir in Dingen dieser Kunst von dem Einflusse des Auslandes so leicht von einer Seite zur andern getrieben werden, wie Schilf vom Winde, und noch bis zur Stunde nicht auf unseren eigenen Füßen fest stehen. Nachdem auf unseren lyrischen Bühnen noch vor wenig Jahren kein Heil außer in französischer Musik zu finden war, herrscht jetzt die italienische, und zwar die neueste, welche nicht die beste ist, mit noch weit größerem Despotismus; und wahrlich, wenn wir schon dazu verurtheilt sind, unsern Geschmack immer und ewig in fremde Fesseln zu schlagen, so muß man diesen Wechsel bedauern: die frühere Herrschaft war doch die des, wenn auch manchmal mit einiger Affektation dargelegten, Verstandes und Gefühls, die gegenwärtige tyrannisirt durch Unverstand und Frivolität. — Die Hauptstadt Böhmens ist in dem großen österreichischen Kaiserstaate die einzige, welche sich eines Conservatoriums der Musik rühmen kann, was dort blos durch den ernsten Eifer einiger edler Musikfreunde zu Stande kam, die ihre Liebe für die Kunst nicht auf lobpreisende Deklamationen über ausländische Machwerke beschränken, sondern durch thätiges Streben nach einheimischer Kunsthöhe bewähren; sollte das in der Hauptstadt der Monarchie, wo Musik aus jedem Hause schallt, wo so häufig Liebhaberey der Tonkunst mit dem Vermögen, zu ihrem wahren Besten wirken zu können, vereinbart ist, nicht noch viel leichter, in noch viel ausgebreiteterm, vollkommenerem Verhältnisse geschehen können, ohne daß die Regierung in's Mitleiden gezogen würde, die ohnehin von unzähligen Seiten, und von mehreren noch viel dringender, in Anspruch genommen wird? — Es sey erlaubt, am Schlusse dieser kleinen Abschweifung zu wiederholen, was ich bereits früher (Vaterländ. Blätter 1811, Nr. 10) über die Vortheile einer vaterländischen musikalischen Bildungsanstalt gesagt habe: »Eine solche Anstalt, in welcher schlummernde Anlagen geweckt, dem Eifer für die Kunst eine zweckmäßige Richtung gegeben, aus hoffnungsvollen Zöglingen durch Wetteifer »große Männer gebildet würden, könnte nicht nur die Kunst selbst »zu wahrer gediegener Größe erheben, sondern würde auch »die dermal von den verschiedenen Lehrmeistern angewendeten ver»schiedenen, nicht immer lobenswerthen Lehrmethoden in ein über-

»einstimmendes System bringen, für die Verbreitung des richtigen Geschmacks in der Musik wohlthätig wirken, unsere »Operntheater mit trefflichen einheimischen Werken, mit Sängern, geeignet, selbe vorzutragen, und mit Instrumentisten, »werth, klassisch vorgetragene klassische Werke zu begleiten, bereichern, und noch viele andere glückliche Resultate herbey führen.«

Die Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates bemüht sich gegenwärtig, ein musikalisches Lehrinstitut zu errichten; schon sind in diesem großen Unternehmen beträchtliche Fortschritte gemacht worden, und wenn der Grund, worauf es gebaut wird, eben so sicher, als der Eifer womit es betrieben wird, löblich ist, darf man in einigen Jahren erfreuliche Folgen erwarten.

Nun, da in Frankreich die Mittel der Ausführung vermehrt, und die Orchester mit geschickten Tonkünstlern besetzt waren, folgte man den Fußstapfen des Tonsetzers des Don Juan und des Figaro, und Cherubini und Mehul erstiegen jene hohe Stufe der Vortrefflichkeit, auf welcher sie die allgemeine Bewunderung eingeerntet haben. Der Wechsel der tragischen Oper mit dem komischen Singspiele bot nun einen reizenden Kontrast dar, und nach den edlen Accenten Stratonice's genoß man die leichte und liebliche Musik der Epreuve villageoise desto besser. Das Theater der Künste (so nannte man damals die königliche Akademie), lange Zeit meistens zu Nationalfesten und Gelegenheitsopern verwendet, hatte bis zum Jahre 1800 nur wenig Bemerkenswerthes gegeben. Das Theater Favart hatte sich 1796 durch das Singspiel le Prisonnier ausgezeichnet, das einen außerordentlichen Erfolg hatte, und die erste Komposition des unglücklichen della Maria, aus Cimarosa's Schule, war, welchen ein frühzeitiger Tod mitten aus seinen Siegen hinweg raffte. Le Prisonnier, l' Oncle Valet und l'Opéra comique sind die einzigen Werke, welche man von diesem Tonsetzer hat. Boieldieu kündigte sich durch Zoraïme et Zulnar, eine glückliche Mischung von Heiterkeit und Pathos, als eines der schönsten Talente an.

Montenero, Primerose, Adolphe et Clare, Gulnare von Dalayrac, erhielten auf dem Theater der komischen Oper großen Beyfall. Berton führte dort Montano et Stéphanie, und le Délire auf, eine originelle Komposition, voll Wahrheit. Le jeune Henry, Ariodant, und l'Irato erhöhten den Ruhm Mehul's; weniger sprach Epicure et Bion das Publikum an.

Im Jahr 1800 kam Nikolo Isouard von Malta nach Paris, und begann seine Laufbahn mit den Singspielen le Tonnelier und l'impromtu de campagne. Blangini gab les

frères vengés; Boieldieu, nachdem er im Béniowsky den tragischen Styl versucht, schrieb le Calife de Bagdad; und das köstliche Werkchen Maison à vendre. An Dûval und Dalayrac, konnte man sich nicht satt hören. Cherubini bereicherte das Theater Feydeau durch vier mit Recht bewunderte Kompositionen: l'Hôtellerie portugaise, Elisa, Médée, und les deux journées. Plantade, Devienne, Martini, Gaveaux lieferten treffliche Singspiele, aber ihr Erfolg entsprach nicht immer ihrem Werthe; der Zulauf nahm ab, die Kasse vermochte die bedeutenden Auslagen nicht mehr von der Einnahme zu bestreiten; Finanzrücksichten brachten die beyden Gesellschaften einander näher, die komische Oper trug ihre literarischen Schätze, ihre schönen Partituren in's Feydeau, und 1801 vereinigten sich dort all die Talente, welche bis dahin auf zwey verschiedenen Bühnen geglänzt hatten.

Im Jahre 1802 erschien Catel mit seiner herrlichen Sémiramis zum ersten Mal auf dem großen Operntheater; bald folgten les Bayadères und wurden mit gleichem Beyfalle aufgenommen. Gretry sang sein Schwanenlied in zwey kleinen Singspielen: le casque et les colombes, und Delphis et Mopsa. Les mystères d'Isis, eine burleske Nachahmung von Mozarts Zauberflöte, und Don Juan erhielten sich einige Zeit auf der Bühne, und erfuhren dasselbe Loos, wie les nôces de Figaro, die man 1793 ohne Erfolg gegeben hatte; »wahrlich« — fügt Herr Castil-Blaze hinzu — »nicht durch die Schuld des Tonsetzers!« Cherubini gab einen neuen Anacréon, der, trotz hinreißender Schönheiten, nicht so gefiel, wie jener des Gretry. Von Lesueur wurden les Bardes, und la Mort d'Adam; von Winter: Castor et Pollux und Tamerlan, von Paisiello: Proserpine; von Persuies Trajan und Jérusalem délivrée, von Kreutzer: Aristippe und la mort d'Abel aufgeführt. Spontini zeichnete sich 1807 durch die Oper: La Vestale, und das folgende Jahr durch seinen Fernand Cortez aus. Amphion, von Mehul, les Abencérages von Cherubini, und Roger de Sicile sanken bald nach ihrem Erscheinen in Vergessenheit.

Der fruchtbare Nikolo wurde durch seine Werke voll Feuer und Leichtigkeit eine der vorzüglichsten Stützen der komischen Oper: Les confidens, un jour à Paris, und vor allen der reizende Joconde verdienen besonders genannt zu werden. Der Tod überraschte ihn eben, als er seinem Ruhme durch die Aufführung des Singspiels: La lampe merveilleuse, seines Meisterstücks, das Siegel aufdrücken sollte. Boieldieu vermehrte seine Lorber noch durch Jean de Paris und le chaperon rouge. Dalayrac gab Picaros et Diégo und Gulistan, und starb, ohne die Vor-

ſtellung ſeines Singſpiels: Le Poëte et le Musicien, geſehen zu haben. Berton erwarb ſich neue Verdienſte durch die lieblichen Kompoſitionen: Aline, les maris garçons, und Françoise de Foix; Catel durch: l'Auberge de Bagnères; Cherubini durch: le Crescendo, worin jedoch das Gedicht die Muſik ſtürzte; Méhul beſchenkte die Bühne mit: Hélène, Uthal, Gabrielle d'Estrées, Une folie, Josèphe und beſchloß ſeine ehrenvolle Laufbahn 1816 mit dem Singſpiele: la journée aux aventures.

Der Verfaſſer nennt hier mehrere weniger bekannte Tonſetzer und ihre Werke, welche ich übergehe, um dieſen vielleicht ohnehin ſchon zu lang gewordenen Auszug nicht noch zu erweitern. Die letzten, auf der Bühne der königlichen Akademie gegebenen Opern ſind: Les jeux floraux, von Leopold-Aimon, und Olimpie von Spontini, welche, obſchon mit großen Schönheiten ausgeſtattet, den gehofften Erfolg nicht gehabt haben.

Traurig für jeden, der ſein Vaterland liebt, iſt es übrigens, zu ſehen, welchen ſich ſtets noch mehrenden Reichthum an muſikaliſchen Schauſpielen aller Gattung, deren Text und Muſik von einheimiſchen Autoren kam, die Franzoſen in kurzer Zeit geſammelt haben, und wie arm wir Deutſche, mit weit mehr Sinn und Talent für die Tonkunſt, beſonders für den Geſang, mit einer für letztern weit mehr geeigneten Sprache, an einheimiſcher dramatiſcher Muſik ſind, welche größten Theils noch, nicht über original deutſche, ſondern über aus dem Franzöſiſchen oder Italieniſchen entlehnte Gedichte geſchrieben iſt; weil die größeren Opernbühnen, ſtatt inländiſche Dichter und Tonſetzer, wie in Frankreich geſchah, mit allen zu Gebote ſtehenden Mitteln zu rühmlicher Thätigkeit anzueifern, ſie vielmehr durch ſtete Aufnahmen ausländiſcher, für Deutſchland weder urſprünglich berechneter, noch geeigneter Werke, deren meiſte kein anderes Verdienſt haben, als einem vorübergehenden Modegeſchmack zu fröhnen, fortan verdrängen, und ſo alles Talent, alle Kraft für immer erſticken. Wir wenden uns nun von der Einleitung zu dem Werke ſelbſt.

I. Kapitel. Von den Worten (dem Gedichte). Die Italiener unterſcheiden zwey Gattungen von Opern: die Opera seria und die Opera buffa. Die Franzoſen haben ebenfalls zweyerley muſikaliſche Schauſpiele: das von einem Ende bis zum andern geſungene Drama, allgemein die große Oper genannt; und die komiſche Oper, oder das Singſpiel, worin der Geſang mit dem geſprochenen Dialog wechſelt. Das Sonderbare hiebey iſt, daß in Frankreich nicht der Stoff, ſondern die Form, in welcher er bearbeitet iſt, entſcheidet, zu welcher Klaſſe ein Werk

gehört. So wurden z. B. Medea und Joseph auf dem Theater der komischen Oper gegeben, weil in denselben der Dialog gesprochen wird, während komische Gegenstände, wenn der Dialog als Recitativ geschrieben ist, ihren Platz auf der großen Opernbühne finden.

Die ersten französischen Operngedichte, Nachahmungen italienischer Stücke, waren unregelmäßige Entwürfe, unzusammenhängende Scenen, die kein Ganzes bildeten. Der höchst schwache Styl war durch ein ungeheures Gemisch von Tragischem und Komischem, von schwülstigen Sentenzen, und plumpen Zweydeutigkeiten noch mehr verunstaltet. Die Proben, welche uns Wieland von einigen ältern Gedichten der Oper Alceste aufbewahrt hat, beweisen, daß es mit den ersten deutschen Operngedichten ganz dieselbe Bewandtniß hatte. Quinault war anfangs nicht frey von diesen Mängeln; doch bahnte er sich in der Folge einen neuen Pfad, entfernte die Buffonerien und die Wortspiele von der lyrischen Scene, wählte und ordnete seine Stoffe besser, suchte der Musik durch schöne Bilder mehr Gelegenheit, sich zu zeigen, und durch die Harmonie seiner Verse leichtere Verbindung mit den Worten zu verschaffen, und erhob sich dergestalt weit über die Italiener. Gleichwohl eigneten sich seine Gedichte nur zu der damaligen Art von Musik. Der Gesang war nämlich zu jener Zeit eine schwerfällige Recitation, hier und da von Fragmenten eines, sich wenig unterscheidenden gemessenen Gesangs unterbrochen. Vereinte man je zuweilen die Stimmen der Sänger, so geschah es, um sie eiskalte Madrigale vortragen zu lassen. Der stets passive Chor, auf der Bühne gleich einem Orgelpositiv aufgestellt, ließ seine Pfeifen nach gegebenem Zeichen ertönen; bewegte Arien, Kontraste in Duetten, mehrstimmige Gesänge waren nicht zu finden. Jeder solchen Oper ging ein langer, mit der Handlung außer aller Verbindung stehender Prolog zum Lobe des Königs voran.

»Nachdem Gluck« — so sagt Herr Castil-Blaze — »die wahre dramatische Musik nach Frankreich brachte,« wären ihm Gedichte nöthig, die der neuen Kunst entsprachen, und dem Tonsetzer Gelegenheit gaben, die Macht ihres Ausdrucks in Bildern und Effekten zu entfalten, wovon seine Vorgänger nie einen Begriff gehabt hatten. Man erfährt hier, daß Gluck auch Dichter, und zwar in einer fremden Sprache, war, und das Gedicht: Armide, selbst umstaltete, bevor er es in Musik setzte. Daß er dieses mit gutem Erfolge gethan, können wir glauben, da unser französischer Verfasser versichert, daß »die Verse, welche Gluck hinzu gefügt, Quinault's nicht unwürdig gewesen seyen.«

Nebst allen Eigenschaften, die man von einem guten Schau-

spiele fordert, muß eine Oper noch Bilder, Situationen und Scenen darbieten, welche für musikalischen Ausdruck empfänglich sind; die Arien, Duette u. d. gl. müssen durch die Handlung herbey geführt, und nicht willkürlich hier und dort angeklebt werden, blos weil gesungen werden soll. Die mehrstimmigen Gesangstücke, die Finalen, geschickt angelegt, verstärken die Handlung, ohne sie aufzuhalten, und geben dem Tonsetzer vorzüglich Gelegenheit, einen anziehenden Wechsel der Farben nach Verschiedenheit der Charaktere der handelnden Personen, oder der vorgestellten Begebenheiten, anzuwenden. Nachläßigkeit des Styls, meint unser Verfasser, könne durch den Reiz der Musik erträglich gemacht werden; aber diese bezaubernde Kunst könne anziehende Situationen, malerische Effekte nicht entbehren, und ein wohl durchgeführtes, tadellos geschriebenes Werk, welches dem Tonsetzer jene Hülfsquellen nicht darbiete, würde wohl ein gutes Schauspiel, aber eine schlechte Oper seyn. Ich, meines Orts, sehe nicht ein, warum nicht Reinheit des Styls, dichterische Schönheit, mit den Erfordernissen der Musik verbunden seyn könnten, wenn unsere vorzüglicheren Dichter sich entschlössen, einen Pfad zu betreten, auf welchem ihnen beynahe noch nie gepflückte Lorbern winken. Daß sie es so lange nicht thun, als man sich mit, meistens sehr unvollkommenen, Uebersetzungen ausländischer Opern und Singspiele nicht nur behilft, sondern sie original deutschen Gedichten vorzieht, ist natürlich; um so mehr, da die jetzt beliebte Art und Weise, eine Oper zu komponiren und zu singen, wo der Text nichts, die Musik Alles ist, ihnen schon zum voraus die abschreckende Gewißheit gibt, daß die Schönheiten ihres Gedichts verloren sind, und ihre Arbeit nie dazu gelangen kann, von den Zuhörern vernommen, aufgefaßt und gewürdigt zu werden. Sähen gute Dichter nur ein einziges Mal eine romantische, heroische oder tragische Oper in jeder Beziehung so aufgeführt, wie sie es seyn sollte, das heißt: wäre ein geist- und gefühlvolles dramatisch-lyrisches Gedicht mit einer Musik bekleidet, die sich einzig bestrebte, »jene Eindrücke zu verstärken, welche der Dichter auf das Gemüth des Zuhörers zu machen sich vorgesetzt hat;« würde jeder, auch der geringste Theil dieses Gedichts und dieser Musik von Personen vorgetragen, die, Sänger, Schauspieler und Deklamatoren, hinreichende literarische und künstlerische Ausbildung besäßen, um Gedicht und Musik ganz zu durchdringen, und beydes, als ob es aus ihnen selbst käme, klar und kräftig wieder zu geben; beschränkten sich die Chöre nicht blos auf richtiges Absingen ihrer Aufgabe, sondern erhöhen sie sich als Sänger zum Vortrag, als Schauspieler zur wesentlichen Einwirkung in die Handlung; schmiegte sich das Orchester, die von den Sän-

gern ausgedrückten Empfindungen theilend, dem Gesange in allen seinen vielfachen Abschattungen genau an: sähen und hörten gute Dichter, sage ich, solch eine dramatisch-musikalische Darstellung, die zwar leider! zur Zeit noch ein unverwirklichtes, gewiß aber ein zu verwirklichen mögliches Ideal ist; so würden sie überrascht, entzückt über die Wirkung eines dergestalt gleichsam verklärten Gedichts, die recitirende mit der lyrischen Bühne wetteifernd vertauschen, wo ihnen — wie schon Heinrich von Collin behauptet hat — ein weit herrlicheres Ziel zu erreichen stünde.

Die Oper und das Singspiel waren ursprünglich in fünf Akte getheilt. Nun zählen sie deren drey, welche Eintheilung Herr Castil-Blaze für die zuträglichste hält, da der erste zur Exposition und zur Schürzung des Knotens dienen, im zweyten die Handlung auf ihren Kulminationspunkt gebracht, und im dritten entwickelt werden kann. Singspiele in einem Akte können wohl der scenischen Handlung genügen, sind aber ungünstig für die Musik, weil sie ihr niemals große Bilder oder ausgeführte Gesangstücke liefern. Die größten dieser letzteren, und welche dem Tonsetzer die meiste Gelegenheit bieten, sein Talent auf glänzende Weise zu entfalten, sind die Finale. Mehrstimmige Tonstücke von so großem Umfange, wie diese, können im Laufe eines Akts nicht wohl Statt finden. Damit ein solches die volle Wirkung mache, führt der Dichter alle Personen des Stücks auf die Bühne: sind sie einmal da, so müssen sie da bleiben, wenn die Musik nicht gegen den Schluß, der gerade die meiste Kraft erheischt, in ihren Mitteln geschwächt werden soll. Was aber mit dieser empörten Schaar, mit dem erzürnten Vater, mit dem wüthenden Nebenbuhler, mit dem liebenden Paare in Verzweiflung, mit den geschäftigen Vermittlern anfangen? Wie die Ordnung wieder herstellen nach solch einem Aufstande? Können das Recitativ oder der Dialog unmittelbar nach solch einem Gegenstücke wohl die Aufmerksamkeit gewinnen? Es gibt daher kein einfacheres Mittel, als den Vorhang herab zu lassen, um sonach den folgenden Akt ganz ruhig wieder zu beginnen. Den letzten Akt will jedoch unser Verfasser mit keinem ausgearbeiteten Finale beschlossen haben, weil die alsdann der Entwicklung zueilende Handlung durch die Musik würde aufgehalten werden. Ueberdieß sey am Ende eines Stücks alle Welt einig; es handle sich nicht mehr darum, die Leidenschaften, sondern nur die Freude auszudrücken, und sobald Alles am Tag liege, bestehe kein Interesse mehr. Herr Castil-Blaze führt für diese Meinung die meisten Opern an, welche mehrere Finalen haben, und worin dann jenes der Entwickelung immer das schwächste sey; dem aber, dünkt mich, ließe sich das letzte Finale aus Mozarts herrlichem Figaro entgegen stellen, und auf

dieſes klaſſiſche Beyſpiel hin behaupten, daß das letzte Finale nicht nur eben ſo ausgeführt, wie die übrigen, ja ſelbſt das größte von allen ſeyn könne, wenn der Dichter die ganze Entwickelung, oder einen Theil derſelben hinein legt, und der Tonſetzer den Verſtand hat, einzuſehen, daß hier nicht Zeit und Ort ſey, ſich als gelehrter Muſiker in kontrapunktiſcher, breiter Verarbeitung ſeiner Motive zu zeigen, ſondern daß die Muſik mit der Handlung gleichen Schrittes forteilen müſſe, dieſe erhebend, ohne ſie aufzuhalten.

Bey der Annahme eines Operngedichts iſt demnach vorzüglich darauf zu ſehen, ob es ſich zur muſikaliſchen Behandlung eignet; ob der Zuſchnitt gelungen iſt; ob es maleriſche oder kontraſtirende Wirkungen, leidenſchaftliche Scenen darbiete, ob die Verſe der Melodie nicht durch Härten widerſtreben, und vor Allem, ob die Anzahl der Perſonen und ihre Charaktere es möglich machen, die Kräfte der Harmonie zu entfalten, und dem muſikaliſchen Kolorit Mannigfaltigkeit zu verleihen. Wenn Opern zu verwerfen ſind, worin die Handlung auf zwey oder drey Perſonen beruht, weil da keine Möglichkeit iſt, mehrſtimmige Geſangſtücke anzubringen, ſo ſoll ſich der Tonſetzer nicht weniger vor ſolchen Gedichten hüten, worin der Dichter, von einem einzelnen dramatiſchen Effekte, von einem neuen kühnen Bilde hingeriſſen, nicht gewahr wurde, daß er ein ganzes Stück über einen Gegenſtand ſchrieb, der nur für eine einzelne Scene Stoff gab. Cherubini hat ſich von ähnlichen Texten öfters verführen laſſen, und nur dieſer Täuſchung iſt es zuzuſchreiben, daß aus allen ſeinen verdienſtvollen Werken ſich blos das Singſpiel: Les deux Journées auf dem Repertoire erhielt.

Daß die franzöſiſchen Opernbücher jene der Italiener an Werth und Intereſſe ſo weit übertreffen, leitet unſer Verfaſſer daher, daß Racine und Moliere das franzöſiſche Theater bereits ſeit hundert Jahren zur Vollkommenheit gebracht hatten, als Gluck und Gretry die wahre dramatiſche Muſik einführten; die Italiener hingegen die Tragödie und das Luſtſpiel erſt mehrere Jahrhunderte nach Errichtung ihrer lyriſchen Bühne kennen lernten. Daher komme es, daß ſie der Muſik den Vorzug über die Poeſie einräumen, daß ſie Konzerte, nicht Schauſpiele, auf der Bühne ſuchen, aller Wahrſcheinlichkeit zum Hohne den Herkules, Alexander, Cäſar durch Sopranſänger mit hohen Flötenſtimmen, oder wohl gar durch Weiber vorſtellen laſſen, und Polonaiſen verlangen, wo die Situation eine heftige leidenſchaftliche Arie erforderte. Eine Prophezeyung, die ich nicht unterzeichnen möchte, iſt, daß deſſen ungeachtet die beyden Nationen, ſo verſchieden ihr Geſchmack hierin auch jetzt iſt, ſich mit der Zeit

darüber vereinigen werden, weil, während Tausende von Opern, welche zu Neapel, Rom, Mailand, Venedig mit Beyfall gekrönt wurden, sammt und sonders in den Abgrund der Vergessenheit gestürzt sind, nur jene noch immer sich erhalten, welche sich den französischen Grundsätzen mehr nähern, z. B. Il matrimonio secreto von Cimarosa, Agnése von Pär u. dgl.

Diesem widerspricht die neueste Zeit: die Italiener waren vielleicht von einer Vereinigung über den Geschmack in der Oper mit den Franzosen nie entfernter als eben jetzt, da auf den italienischen Opernbühnen eine Kompositionsweise herrschend ist, welche den in Frankreich geltenden Begriffen von dramatischer Musik in gerader Richtung entgegen läuft, und die Textbücher elender sind als jemals; indessen man in Frankreich mehr Opern zählt, wo das Gedicht die Musik, als wo die Musik das Gedicht in Gunst erhält.

La Harpe hatte seiner Zeit sehr heftig gegen die Freyheit geeifert, Tragödieen berühmter Dichter zu Opern umzuwandeln, wie solches mit Sémiramis, Iphigénie, Oedipe und anderen geschehen war. Schon der oben, zwischen den Erfordernissen eines Schauspiels und einer Oper bemerkte Unterschied macht, daß ein Schauspiel schwer zu einer Oper umgestaltet werden kann; überdieß wird ein Gedicht, von demselben Autor entworfen und ausgeführt, immer mehr Einheit im Ganzen und in seinen Theilen haben. Scheint daher ein Stoff, den Melpomene bereits sich zugeeignet, günstig für die lyrische Bühne; so bearbeite man ihn auf ganz neue Weise, ohne sclavisch den Fußstapfen des Schauspieldichters zu folgen, der ihn früher behandelte, und ohne ein Werk zu verstümmeln, das vielleicht gerade nur in der Gestalt, die es trägt, den Raug behaupten kann, den es einnimmt. In Italien wird das nämliche Operngedicht allmählich von mehreren Meistern in Musik gesetzt. Metastasio's Olimpiade ist von Pergolese, Hasse, Galuppi, Jomelli, Piccini, Sacchini, Sarti, Paisiello und Cimarosa komponirt worden; allein, dergleichen kann nur dort geschehen, wo Durst nach Gesang, und Bewunderung einer schönen Stimme allein die Opernsäle füllen, wo man sich um die Führung und den Styl des musikalischen Drama nicht bekümmert, und wo es, bey solchen Grundsätzen, und bey der Gewohnheit, den Dialog nie anzuhören, ganz gleichgültig ist, ob der Komponist ein neues oder ein schon seit einem Jahrhunderte bekanntes Gedicht wählt, wenn nur die Musik den Reiz der Neuheit besitzt.

Der übrige Theil dieses Kapitels ist der Untersuchung gewidmet, welche Versarten sich für die Oper eignen; welche dem Recitativ, welche den Arien, und welche den mehrstimmigen Gesang-

stücken am besten entsprechen. Da aber hier, wie natürlich, von französischen Versen die Rede ist, und häufig Beyspiele aus Operngedichten aufgeführt werden, die uns gar nicht bekannt sind; kann diese Abhandlung den deutschen Dichter nicht anziehen, und ich glaube die Bescheidenheit nicht zu verletzen, wenn ich die, durch Hinweglassung jener Bemerkungen in dem Kapitel von dem Gedichte entstehende Lücke durch Hinweisung auf meine kleine Schrift: Versuch einer Aesthetik des dramatischen Tonsatzes, S. 18 und 19, auszufüllen wage, wo sich einige Andeutungen über den Bau der Verse eines Operngedichtes finden.

II. Kapitel. Von der Musik. Hier werden die Vortheile, welche aus der Verbindung der Ton- und Dichtkunst entspringen, vorläufig blos im Allgemeinen gezeigt, der Verfasser verbreitet sich sodann über die ursprüngliche Verbindung der Poesie und Musik, und entwickelt die Meinung, daß das Trauerspiel der Griechen von Musik begleitet ward.

An die Stelle der Melopöie der Griechen, oder jener gehaltenen Deklamation, welche bey ihrer an Wohlklang und Rhythmus so reichen Sprache zur Erreichung der beabsichtigten Wirkung hinreichend war, bey unsern heutigen Idiomen aber theils nicht genug Kraft, theils nicht genug Abwechslung hervorgebracht haben würde, ward in der Oper die Melodie gesetzt. Nicht nur, daß eine wahrhaft dramatische Musik die scenische Wahrheit in der Oper eben so wenig beeinträchtigt, als es die Poesie im Schauspiele thut, verleiht sie der Darstellung vielmehr die kostbarsten Vortheile.

Durch sie erhält die Stimme des Schauspielers (so nennen die Franzosen ihre Opernsänger, anzudeuten, daß in der Scene die Schauspielkunst von der Singekunst unzertrennlich sey) die schönsten Mittel des Ausdrucks, jenen hinreißenden Zauber, jene köstlichen Modulationen, die Allem, was er sagt, bald einen rührendern Schmelz, bald eine höhere Kraft verleiht. Das Recitativ gibt der Deklamation des Dialogs eine größere Bestimmtheit, und die Tonkunst, welche hier, in einem beschränkten Kreise von Tönen, die gesprochene Rede möglichst genau nachahmt, entwickelt dann alle ihr eigene Grazie und Gewalt, wenn es darauf ankommt, im zeitgemessenen Gesange die Leidenschaften auszudrücken. Die »bey Seite« gesprochenen Stellen, welche, im Schauspiele zu häufig angebracht, tadelnswerth sind, weil sie den gesprochenen Dialog hemmen, sind in der Oper nicht selten eine ergiebige Quelle musikalischer Effekte.

Die begleitende Instrumental-Musik belebt die Geberden, und verschafft dem Schauspieler die Gelegenheit, den Zuhörer mit seinen Gedanken bekannt zu machen, wenn auch die Macht der

Situation ihn zu schweigen zwingt. Die feinsten Anspielungen, die reizendsten Züge entspringen aus dieser glücklichen Quelle. Eine charakteristische Melodie, ein stark betonter Ausdruck, der schon früher da war, erscheint nach mehreren Auftritten plötzlich wieder, und ruft eben so schnell die Phrase, den Vers, das Wort, welche damit bekleidet waren, in das Gedächtniß des Zuhörers. Diese Erinnerung knüpft sogleich eine Verbindung zwischen der vergangenen Handlung, und der gegenwärtigen, oder jener, welche eben vorbereitet wird, streut volle Klarheit über eine zu verwickelte Intrigue, ändert sogar zuweilen die Lage einer scenischen Person, und gibt ganz vorzüglich den Geist und Geschmack eines Tonsetzers zu erkennen.

Der Verfasser führt hier zum Beweise mehrere Stellen aus französischen Opern an, die uns unbekannt sind; ich hebe daher, zu mehrerer Erläuterung des oben Gesagten, nur eine aus einem allgemein gehörten und beliebten Singspiele aus: Im zweyten Akte der »Tage der Gefahr« vertraut uns die Flöte, daß Armand in der Tonne verborgen sey, die Mikeli zieht, indem sie aus seiner im ersten Akte gesungenen Arie jene Melodie wiederholt, womit die Worte bekleidet waren: »Die Unschuld ward durch mich befreyt!« Diese Mischung von Handlung und Erinnerung vermehrt das Interesse des Drama um vieles und ist keiner der geringsten Vorzüge der Oper.

Ein noch weit größerer aber ist die Macht, die Menge redend einzuführen. Kann die Tragödie sich hierin mit der Oper messen? Kann sie ein ganzes Volk reden machen, ohne daß die Verschiedenheit der Gefühle und der Sprache Verwirrung in die Massen bringt? Ich möchte hier erinnern, daß man dieß in Schillers Braut von Messina versucht hat; allein die seltsame, um nicht zu sagen widrige Wirkung des gesprochenen Chors mit jener eines gut komponirten, mit Bestimmtheit und Leben ausgeführten gesungenen, dürfte den Vorzug nur in noch helleres Licht setzen, welchen die Oper hierin über das Trauerspiel behauptet. Nicht geringer ist jener, welchen die Tonkunst dem komischen Singspiele über das Lustspiel verleiht; und, ohne des Zaubers zu erwähnen, welchen die Musik über alle Theile der Hochzeit des Figaro ausgegossen hat, darf man nur bemerken, daß die bedeutendsten Fehler dieses Lustspiels sich in eben so viele Schönheiten des ersten Rangs verwandeln, so bald sie auf die lyrische Bühne übertragen werden; wie unter Anderem das Sextett in der Erkennungs-Scene, und das letzte, die nächtlichen Zusammenkünfte in sich schließende Finale hinlänglich beweisen.

III. Kapitel. Von dem musikalischen Ausdrucke und der Nachahmung. Das Gebiet des musikalischen Aus-

drucks wird von den Einen bis ins Unendliche ausgedehnt, von den Andern für ein Hirngespinnst erklärt. Wenn die Forderung, daß die Musik die Schmeicheley, die Geckerey, den Eigensinn, den Optimismus, und andere dergleichen Halbcharaktere schildern soll, eine sehr übertriebene Meinung von ihren Mitteln voraussetzt; ist es eine noch größere Uebertreibung, ihr allen Ausdruck absprechen zu wollen.

»Wie!« ruft Herr Castil-Blaze aus, »die unsterblichen Werke der Jomelli, der Haydn, der Mozarte, der Cimarosa, diese bezaubernde Melodie, diese an Bildern und Effekten so reiche Harmonie, wären nichts als ein eitler Schall, höchstens geeignet, die Ohren zu unterhalten ohne das Herz zu bewegen? Und gleich den leuchtenden Strahlen, die vom Prisma ausgehen, gewährten auch die Töne blos eine glänzende Mannigfaltigkeit ohne Gegenstand? Kann man sich zu einer so ausschweifenden Lehre bekennen? O Ihr, die ihr schwach genug waret, so übel organisirten Sophismen zu weichen und solche Irrthümer anzunehmen, leset die Geschichte dieser Kunst; ihr werdet sehen, daß sie zu allen Zeiten die Lust der Menschen war; und seyd ihr unempfindlich für ihre Zauber, so beurtheilt ihre Macht durch ihre Wunder.«

Die Instrumental-Musik hat keine anderen Mittel des Ausdrucks, als die verschiedene Zusammenstellung der Melodie und Harmonie, der Töne und Eigenheiten der Blase- und Bogen-Instrumente. Wohl schildert sie Gefühle und Leidenschaften; da aber ihre Mittel nicht mannigfaltig genug sind, bleiben ihre Schilderungen oftmal unbestimmt. Der musikalische Ausdruck ist daher nur dann erst vollkommen, wenn die Dichtung sich ihm zugesellet, und die Imagination des Zuhörers auf einer bestimmten Idee festhält. »Die Musik gibt den Versen eine köstliche Harmonie, ein bezauberndes Colorit, sie schärft die Pfeile, welche der Dichter auf das Herz des Zuhörers gerichtet, und diese zwey Künste vereinen sich, um eine himmlische Sprache zu bilden.« Es versteht sich, daß dieses nur von der wahren Vokalmusik gilt, nicht von der, welche heut zu Tag im Schwunge ist, und, unbekümmert um Geist und Inhalt der Dichtung, blos ihre Sylben entlehnt, um eine Anzahl nichts bedeutender Töne darüber auszuschütten. Die nun folgende Stelle ist zu trefflich und zu sehr ein Wort zur Zeit, um sie nicht ebenfalls wörtlich hier anzuführen.

»Will der Tonsetzer diese glückliche Uebereinstimmung des Textes mit der Musik erlangen; so kann er das Werk des Dichters nicht genug studiren, um alle seine Intentionen zu entdecken, seine Begriffe ganz in die eigenen zu verschmelzen, und von allen

Mitteln Vortheil zu ziehen, welche jener ihm darbietet. Die Leidenschaften haben leichte Abschattungen unter sich, und kaum merkliche Grade an sich selbst; es ist leicht, sich in dem Ausdrucke derselben zu irren. Die Fröhlichkeit einer Königin ist nicht die einer Bäuerin, der Zorn eines Heros verlangt andere Accente als der eines gemeinen Kriegers. Welche Accorde werden herzzerreißend genug seyn, um den Schmerz der Clytämnestra beym Anblick der Vorbereitungen zum Opfer ihrer Tochter auszudrücken? Hier gilt es, das Gefühl in seiner ganzen Stärke, den Schrey der Natur, wiederzugeben. Der Schmerz der Andromache, die am Hofe des Pyrrhus den Hector beweint, muß tief gefühlt seyn; aber zwey Jahre der Trennung haben die Quelle ihrer Thränen ausgetrocknet, und der Ungestüm der Verzweiflung hat einer zarten Melancholie Platz gemacht. Die Empfindung der Clytämnestra und der Andromache ist dieselbe; ihre Lage aber ist verschieden. Der Komponist muß jeden Charakter in seinen kleinsten Details verfolgen, damit er den Worten nicht nur den Ausdruck verleihe, der ihnen zukommt, sondern auch jenen, welchen die Situation erfordert.«

Der Ausdruck liegt sowohl in dem Vokal- oder Instrumental-Gesange, als in der Begleitung; die schönsten Wirkungen entstehen aus der Vereinigung dieser zwey Potenzen. Wird der Vokal-Gesang von einer schönen Stimme vorgetragen, die ihren Ausdruck zu jenem des Tonsetzers fügt, so ist der Erfolg vollkommen.

Bey sanften, rührenden Gesängen wird die Melodie durchaus nur von der Singstimme geführt; das Orchester unterstützt sie blos, und füllt die kurzen Ruhepunkte des Sängers angemessen aus. Einfache Modulationen, eine volle Harmonie, und edle, grazienvolle Wendungen, darauf beschränken sich hier alle Erfordernisse. Ist die darzustellende Leidenschaft äußerst heftig, so genügt die Stimme allein nicht, sie auszudrücken; der Zorn, die Verzweiflung gestatten keinen fortgeführten Gesang: dann läßt der Tonsetzer die Verse auf einigen durchdringenden Noten blos deklamiren, und das Orchester verhütet durch ungestüme Gewaltstreiche, durch lebhafte Bewegung, daß die Deklamation nicht zu eintönig werde. In solchen Arien finden dann freylich Jene keine Melodie, für welche es nur in Rundgesängen welche gibt; der Kenner aber, der den Styl der Tragödie von jenem des Liedes zu unterscheiden weiß, wird dem schauerlich edlen Gesange, in welchem der Held sich würdig ausspricht, seinen Beyfall nicht versagen.

»Nichts Flacheres,« sagt der Verfasser, »als eine Oper, die keine Kontraste darbietet, und worin Jedermann sich auf gleich süßliche Weise ausdrückt. Dieß ist der gewöhnliche Fehler der

Italiener, welche, ausgezeichnet glücklich in der Schilderung süßer Gefühle, sich selten zum Dramatischen und fast niemals zum Tragischen erheben. Wer kann die schrecklichen Verwünschungen wieder erkennen, welche der große Corneille Camillen in den Mund legte, wenn er das reizende, liebliche Duo hört, welches sie in Cimarosa's Oper mit ihrem Mörder singt? Und wäre die Arie Tancreds: Di tanti palpiti, nicht Babetten weit angemessener, wenn sie ihrem Geliebten die Mayblumen und Orangenblüten darbeut, als dem Helden von Syrakus, dem furchtbaren Nebenbuhler Orbassans?«

So reich aber auch der musikalische Ausdruck an Bildern und Effekten ist; hat er doch seine bestimmten Gränzen, die man nicht überschreiten kann, ohne die Ohnmacht der Kunst und den Unverstand des Künstlers zu verrathen. Der Eine will einen Sturm malen, der Andere den Aufgang der Sonne; »ja,« sagt Herr Castil-Blaze, »es gibt Tonsetzer, die ihren lächerlichen Dünkel so weit treiben, die Nachahmung einer Feldschlacht zu versuchen! Was bringen sie zuwege? Lärmen, und nichts als Lärmen!«

Es ist unstreitig viel Wahres hierin; allein ganz kann Rec. sich gleichwohl mit dieser Meinung nicht vereinigen. Allerdings lägen ein Sturm, ein Sonnenaufgang u. d. gl. außerhalb der Gränzlinie der musikalischen Nachahmung, die sich nur auf Gefühle, nicht auf Objekte ausdehnen kann; allein, wenn Haydn uns in seiner Schöpfung die empor steigende Sonne, in seinen Jahreszeiten einen Gewittersturm zu schildern sich bestrebt, will er damit nicht diese Natur-Erscheinungen vor unser äußeres Auge bringen, sondern diejenigen Empfindungen in uns erwecken, welche sie in uns hervor gebracht haben würden; und wenn eine Feldschlacht sich weniger zu dieser Art von Darstellung eignet, so ist es wohl hauptsächlich deßwegen, weil hier die Mittel der Tonkunst, selbst auch in ihrer höchsten Kraft angewendet, nicht hinreichen, um nur den mindesten Grad von Täuschung zu bewirken.

Die Tonart, der Rhythmus und vorzüglich auch das Zeitmaß tragen zu dem mehr oder minder richtigen Ausdrucke der Leidenschaften und Gefühle wesentlich bey, und dieselbe Melodie, welche, langsam gesungen, Zärtlichkeit oder Melancholie athmet, kann, schnell ausgeführt, Fröhlichkeit oder Uebermuth ausdrücken, woraus jedoch keineswegs der Schluß gezogen werden kann, daß der musikalische Ausdruck ein Hirngespinnst sey. Dieselbe Phrase, die, im Sinne des Dichters gesprochen, Thränen entlockt, kann Lachen erregen, wenn sie komisch vorgetragen wird. Wie hier bey dem Deklamator, so steht es dort bey dem Sänger, den todten Buchstab oder die todte Note in's rechte Leben zu bringen.

Es bestehen daher zwey Gattungen des musikalischen Ausdrucks: der Ausdruck der Komposition, und jener der Exekution. Alle bisher erfundenen Tonzeichen langen nicht hin, dem Sänger die volle Intention des Tonsetzers anzugeben, wenn dessen Verstand und Gefühl durch Vergleichung der ihm vorgeschriebenen Musik mit dem Geiste des Textes nicht zu ergänzen vermag, was der Komponist aus Mangel hinreichender Mittel anzudeuten nicht mehr vermochte. »Vergebens wird die Partitur mit allen Zeichen, welche Kraft und Bewegung gebieten, überfüllt seyn, wenn der Ausführende kalt wie Eis ist; und überläßt er sich zu unrechter Zeit dem Ungestüm eines Besessenen, läßt er blos halberstickes Geschrey, übel lautendes Heulen vernehmen, das unter kein harmonisches Verhältniß gebracht werden kann, so wird der Ausdruck übertrieben und lächerlich seyn.«

Der Gesang der Instrumente, die Begleitung, die Wirkungen der Harmonie tragen gleichfalls zum Ausdrucke des Vokal-Gesangs bey, und die Klarheit der Komposition wird fast eben so sehr durch das Orchester, als durch die Worte des Textes selbst erreicht. Die Erfindung des Motivs zeugt von dem Genie des Tonsetzers, und an der Art, wie er die Harmonie und die Instrumente nach Verschiedenheit der Situationen oder der Gefühle, die er auszudrücken hat, anwendet, erkennt man seinen Verstand, seinen Geschmack und sein Talent.

Die Grundlage der musikalischen Sprache ist die Deklamation. Lulli berieth sich hierüber mit Mademoiselle Champmélé, Gretry mit der berühmten Clairon, und beyde legten in mehrere ihrer Musikstücke den Ton, die Inflexionen, die Accente dieser gefeyerten Schauspielerinnen. Wenn die Deklamation eine Nachahmung der Natur ist, so muß man dem musikalischen Ausdrucke diese Eigenschaft ebenfalls zugestehen, da er die Deklamation blos verstärkt, und sie einem bestimmteren Rhythmus unterwirft.

Von diesem Ausdrucke ganz verschieden ist jene Gattung der nachahmenden Musik, welche den hörbaren Effekt gewisser Handlungen ausdrückt, z. B. die Schläge des Hammers, das Pfeiffen des Windes, den Galopp der Pferde u. d. gl.; welche unser Verfasser, um sie von der leidenschaftlichen, dramatischen nachahmenden Musik zu unterscheiden, die malerische nennt, vor deren zu häufiger Anwendung er mit Recht warnet, und die er nur in recitativischen Erzählungen einer Handlung, oder während der Handlung selbst angebracht wissen will.

IV. Kapitel. Von der Melodie. »Die Melodie ist eine Folge von Tönen, welche dem Ohre durch angenehme Modulationen schmeichelt.« Diese Definition hört auf, richtig zu

seyn, sobald sie nicht auf die Melodie, im strengsten Verstande, sondern auf die Musik im Ganzen angewendet wird, wie Rousseau gethan hat. Der Begriff von Musik schließt nebst der Melodie auch die Harmonie mit ein, und die Dissonanzen, welche eben so wohl, als die Konsonanzen, im Gebiete der letztern liegen, und ein mächtiges Mittel zur Hervorbringung großer musikalischer Effekte sind, schmeicheln dem Ohre nicht.

Die Melodie stammt von der Imagination und ist nicht das Ergebniß der berechnenden Wissenschaft; »denn,« sagt Herr Castil-Blaze, »man lernt nicht, Geist und Gefühl zu haben.« Mit Imagination und Geschmack kann Jedermann Melodien bilden. Viele der anziehendsten National-Lieder sind von Hirten oder Landbauern erfunden. Oft finden sich in dergleichen Gesängen charakteristische Züge, originelle Wendungen, reizende Stellen, welche in ihren größeren Werken nachzuahmen, berühmte Meister nicht verschmäht haben. Doch die Gabe, Melodien aus Instinkt zu erfinden, erstreckt sich nicht über die Romanze und das Lied hinaus; die Bildung eines Tonstücks von größerer Ausdehnung erfordert die Fähigkeit, die Melodie und ihre verschiedenen Modulationen gehörig zu führen, welche nur das Studium der Kunst geben kann. Mit glücklichen natürlichen Anlagen kann man wohl, ohne es gelernt zu haben, eine Blume zeichnen, ein Epigramm dichten, eine Romanze oder einen Walzer komponiren; »das Gemälde, die Ode und die Arie oder die Symphonie aber sind dem Künstler allein vorbehalten.«

V. Kapitel. Von der Harmonie. »Mehrere zugleich erschallende Töne bilden einen Accord. Aus der Folge mehrerer Accorde entsteht die Harmonie.«

Unser Verfasser stimmt hier der beynahe allgemein angenommenen Meinung bey, daß die Alten die Harmonie in ihrer heutigen Bedeutung nicht gekannt, daß sie ihre durchaus melodischen Gesänge im Unisono oder in der Octave gesungen, und mit der Lyra, ebenfalls blos im Einklange, begleitet haben. Wenn diese Meinung durch die Uebereinstimmung vieler geschätzten Schriftsteller einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit erhält; so drängen sich doch, bey anhaltenderem Nachdenken, Gründe auf, die das Gegentheil zu beweisen scheinen. Die Wunder, welche die alten Klassiker von den Wirkungen der Musik erzählen, und die wohl bey ihnen selbst keinen Glauben fanden, beweisen dennoch, daß diese Wirkungen außerordentlich gewesen seyn müssen, eben weil sie meinten, dieselben nicht anders, als durch Allegorien, hinreichend schildern zu können. Die großen Philosophen des Alterthums reden mit Entzücken von dieser Kunst, und wenn sie den Erzeugnissen anderer schönen Künste hohes Lob ertheilten, priesen

sie die Musik nicht minder, als jene. Sollten nun dieselben geist- und geschmackvollen Männer, welche, wie wir aus den noch vorhandenen Werken der Bildhauerey und Architektur jener Zeiten uns überzeugen können, die Vorzüge dieser Kunsterzeugnisse so scharfsinnig zu erörtern, ihren Werth so genau zu würdigen wußten, die Tonkunst allein auf ihrem Gipfel gewähnt haben, wenn sie wirklich noch in ihrer ersten Kindheit gewesen wäre? So erstaunliche Effekte, als sie durch die oberwähnten Allegorien erklären wollten, und der uns geschichtlich überlieferte Eindruck, welchen jener Chor der Eumeniden von der Bühne herab auf die Zuhörer machte, lassen sich kaum als der Erfolg einer im Unisono gesungenen, im Bereiche von fünf oder sieben Tönen sich bewegenden Melodie erklären. Daß wir aus der Geschichte des Mittelalters wissen, der Kontrapunkt, oder die Kunst des mehrstimmigen Tonsatzes sey erst im eilften Jahrhunderte (nicht im achten, wie Herr Castil-Blaze angibt) erfunden worden, dürfte jene Meinung nicht unbedingt bestätigen; denn diese Kunst könnte ja, wie es mit so mancher andern geschehen, vielleicht nicht erst erfunden, sondern nur wiedergefunden worden seyn. Die vierzigsaitige Leyer des Epigonus scheint offenbar auf Anwendung von Accorden hinzudeuten; und war auch die Wissenschaft der Harmonie, so wie sie dermal ausgebildet ist, den alten Griechen unbekannt, besaß auch ihre Instrumentalbegleitung den lebendigen, abwechselnden Reiz der heutigen nicht; ließen auch ihre Chöre sich weder in gelehrten Fugen noch in kanonischen Nachahmungen vernehmen; so konnte doch in Begleitung und Chören eine einfache Harmonie herrschen, die, verbunden mit jener rührenden, oder ergreifenden Melodie, welche blos eine erhöhte Deklamation, ein verstärkter Ausdruck des Gedichts war, eine zwar ungekünstelte, aber vielleicht nur desto eindringendere, imposantere Wirkung hervorgebracht, und jene Lobpreisungen und Erzählungen völlig gerechtfertigt haben, die uns nur aus Mangel hinlänglicher Kenntniß dessen, was die Musik der Alten wirklich war, unglaublich vorkommen. Herr Castil-Blaze scheint sich in der Folge dieses Kapitels selbst in einen Widerspruch über diesen Gegenstand zu verwickeln. Nachdem er früher die Gesänge in der katholischen Liturgie, die er als echte Bruchstücke des alten griechischen Gesangs erkennt, als einen der Beweise anführte, daß die Gesänge der alten Griechen ohne Harmonie, blos im Unisono, vorgetragen wurden, ermahnt er die Tonsetzer, sich nicht bey den pedantischen Untersuchungen der alten Tonarten und ihrer Eintheilung aufzuhalten, und sagt: »Ein Komponist wird über diesen Punkt genug wissen, wenn er eine vollständige Kenntniß des Kirchen-Gesangs hat. Von diesem haben die Händel,

die Bach, die Gluck, die Mehul, die Cherubini, die Lesueur den Gang der Bäſſe, die Anlage, die Accorden-Folge genommen, welche den erhabenen Oratorien, und mehreren Tonſtücken der Alceſte, des Joſeph, der Medea, der Barden u. ſ. w jenen religiöſen und feyerlichen Charakter geben. Die Muſik der Alten, zu verſchieden von unſerm Syſteme, kann uns nur durch ihre Modelle erleuchten, und in der Liturgie finden wir ſie faſt alle.« Entweder die Geſänge unſerer Liturgie ſind wirklich Fragmente der altgriechiſchen Muſik, ganz wie ſie war, und dann war ſie unſtreitig von aller Harmonie entblößt, und ſchritt blos im Einklange fort; dann können die Komponiſten aber auch keinen »Gang der Bäſſe,« keine »Accordenfolge« daraus lernen, weil dieſe nur in der Harmonie zu finden ſind: oder jene Kirchengeſänge ſind nur die Oberſtimme der altgriechiſchen Chöre, und man muß ſich dieſelben unter harmoniſchen Verhältniſſen denken — wie unſer Verfaſſer in der angeführten Stelle offenbar gethan hat; — dann hören ſie auf, Beweiſe für den Mangel der Harmonie bey den Alten zu ſeyn, können aber, ſo wie ſie nun ſind, auch nur als Vorbilder einer edlen Melodie dienen, und die Verweiſung auf deren Studium war hier, wo von der Harmonie die Rede iſt, nicht an ihrem Platze.

VI. Kapitel. Von der Kompoſition. »Die Melodie iſt die Frucht der Begeiſterung; die Harmonie das Ergebniß der wiſſenſchaftlichen Berechnung; die Kompoſition iſt die Kunſt, dieſe beyden muſikaliſchen Potenzen mit Geſchmack zu verbinden.« Nur derjenige iſt wirklich Künſtler, der Genie und Wiſſenſchaft in ſich vereinigt. Die glücklichſten Naturanlagen, ohne eine vollſtändige Kenntniß der Regeln, dieſer Maſſe von Beobachtungen, die nur die Erfahrung mehrerer Jahrhunderte liefern konnte, werden eben ſo wenig einen genügenden Erfolg herbeyführen, als Wiſſenſchaft ohne Begeiſterung; und wenn die Kunſt dem Genius zuweilen Feſſeln anzulegen ſcheint, bewahrt ſie ihn meiſtens nur vor Verirrungen, in die er ohne ſie gerathen würde, und beut ihm dort, wo es ſich nicht mehr darum handelt, Ideen zu finden, ſondern die gefundenen auszuführen, die unerſchöpflichen Mittel der Harmonie und des Kontrapunkts. Dieſelben Regeln des Tonſatzes herrſchen in der ganzen civiliſirten Welt: die Muſiker aller Nationen bilden nur eine Familie, und verſtehen ſich wechſelweiſe ohne Dolmetſcher. Aus dieſem Umſtande leitet unſer Verfaſſer es ab, daß die Tonſetzer des einen Landes jenen des andern weit eher Gerechtigkeit widerfahren laſſen, als die Dichter verſchiedener Länder, die ſich gegenſeitig nur durch Ueberſetzungen zu beurtheilen vermögen, wie denn auch Voltaire über Milton, und Schlegel über den »göttlichen Racine« eine höchſt

unbillige Kritik hätten ergehen lassen, während Hasse und Mozart in Italien (!), Sarti und Cimarosa in Deutschland, und italienische und deutsche Tonsetzer in Frankreich mit gleich glänzenden Lorbern gekrönt worden seyen.

Herr Castil-Blaze zieht diese Parallele zwischen Dicht- und Tonkunst noch weiter fort, scheint aber dabey nicht ganz aufrichtig zu Werke zu gehen; denn, indem er sich das Ansehen gibt, die französischen Schöngeister zu tadeln, daß sie, »stolz auf ihr tragisches, aus lauter Meisterwerken bestehendes Repertoire, Shakespeare, Göthe und Schiller kaum ihren Melodramen-Fabrikanten gleich achten, und ihren »ungestalten Schauspielen« zwar einzelne Züge von Genie, ja selbst einzelne herrliche Scenen, sonst aber nicht die mindeste Kenntniß der dramatischen Regeln zugestehen, ertheilt er ihnen die gute Lehre, diese Bemerkungen lieber für sich zu behalten, und »sie auf jene Künste anzuwenden, welche in Frankreich noch nicht die ausgesuchte Vollkommenheit besitzen, welche in ihren Tragödien liegt, damit die Deutschen jene Beschuldigung nicht etwa umkehren, und die strengen Beobachter der dramatischen Regeln darauf aufmerksam machen, daß sie in der Musik nicht weiter vorgerückt seyen, als die Deutschen im Schauspiele.«

Noch deutlicher spricht sich das Geburtsland unsers Autors in der nun folgenden Stelle aus, die merkwürdig genug ist, um den Lesern wörtlich mitgetheilt zu werden.

»Darf man sich wundern, wenn sie (die Deutschen) Vergnügen an der Vorstellung ihrer romantischen Dramen finden, da die Musik des größten Theiles unserer Oper in demselben Geschmacke komponirt ist? Ist Gretry nicht ein wahrhafter musikalischer Schiller? Wir tadeln ihre Schauspiele, sie verdammen unsere Musik; unter verschiedenen Beziehungen sind wir in einerley Lage; wie man jedoch früh oder spät jenen Punkt erreicht, welcher der Vollkommenheit am nächsten steht, bedarf es nur der Erscheinung eines Mannes von Genie, um das poetische und musikalische System beyder Nationen zu verändern. Deutschland wird einst seinen Racine haben, und Frankreich seinen Mozart.« —

Es ist allerdings, wie auch in dem vorliegenden Werke bemerkt wird, sonderbar, daß in der eleganten Welt so viel gegen die Regeln der Komposition deklamirt wird, deren Alter, Ursprung und feste Begründung sie unangreifbar machte sollte. Die Hauptsache ist, heißt es, daß die Musik gefalle; kann sie dieß Ziel ohne Regeln erreichen, so sind diese unnütz. Auf bloßes Gefallen den Endzweck einer Kunst beschränken wollen, die eine weit größere Macht über das Gemüth und die Leidenschaften des Menschen aus-

zuleben im Stande ist, als alle übrigen schönen Künste, heißt diese Kunst doch wahrlich gar zu sehr herabwürdigen. Aber auch diesen geringsten ihrer Zwecke wird sie, ohne Regeln, in größeren Erzeugnissen dauernd nicht erreichen. Es ist schon gesagt worden, daß man mit wohl organisirten Ohren und einer natürlichen Gabe zur musikalischen Erfindung, ohne Kenntniß des Tonsatzes, eine artige Romanze, ein Lied, eine Tanzmelodie hervorbringen kann; bey Tonstücken von größerem Umfange, woraus eine Oper besteht, kann aber mit diesen Mitteln nicht ausgereicht werden. Ist solch ein, der Regeln unkundiger Komponist arm an Erfindungsgabe, so wird er im Laufe eines längeren Gesangstücks immer dieselbe Idee wiederholen, aber ohne ihr jene Mannigfaltigkeit und Abwechslung geben zu können, die nur aus der Anwendung harmonischer Kenntnisse kömmt, und daher selbst mit der angenehmsten Melodie den Zuhörer gar bald ermüden. Quillt sein Born der Melodien außerordentlich reich; so wird er in einem und demselben Stück Motiv auf Motiv häufen, weil er es nicht versteht, eines derselben in immer neuer, immer anziehenderer Form wieder zu Gehör zu bringen, und so ein in sich selbst vollendetes, dem Zuhörer faßliches Ganzes zu schaffen, dessen vorzügliche Kraft und Annehmlichkeit eben in dieser kostbaren Einheit liegen, welch alles aber nur die Regeln lehren; durch jene, aus Unkenntniß derselben nothgedrungene Verschwendung der Ideen wird ihre Quelle nach zwey, drey Opern doch versiegen; er wird dann zur Wiederholung aus eigenen, oder zu Plagiaten aus fremden Werken seine Zuflucht nehmen müssen, dieses noch einige Zeit durch Bewunderung erregende mechanische Schwierigkeiten, durch betäubende Lärmeffekte den Laien verbergen können, am Ende aber gleichwohl in der ganzen Armuth des Verschwenders da stehen, und den Beweis liefern, daß man in der musikalischen Komposition, blos mit seltenen Naturgaben ausgestattet, wohl eine Zeitlang, dauernd aber nur dann gefallen könne, wenn jene mit gründlicher Kenntniß der Regeln verbunden sind; und daß man, ohne diese Kenntniß in der Musik wohl den Namen eines Künstlers für eine kurze Periode usurpiren, ein solcher aber eben so wenig werden kann, als man mit bloßen Anlagen ein Maler oder Bildhauer wird.

Von dieser Ansicht aus hat unser Verfasser den jetzt so häufigen Anbetern der regellosen Musik nicht begegnet; er beschuldigt seine Landsleute blos, daß ihnen manche elende, ohne Hülfe der Regeln zusammen gewürfelte Rhapsodien blos darum gefallen, weil sie dieselben seit zwanzig Jahren gehört, weil sie schon ihre Väter bezaubert, und weil alle Tagblätter jener Zeit versichert

haben, daß sie schön seyen. Diesen Fehler kann man der Mehrheit unserer Landsleute nicht vorwerfen, welcher nicht einmal altes Vortreffliches, viel weniger altes Schlechtes gefällt, und bey welcher in der Musik das Verdienst der Neuheit statt aller übrigen gilt.

Eine zweyte Einwendung ist: Also muß man einen Musikmeister nehmen, um die Oper genießen zu können, und die Musik ist nur für Tonkünstler gemacht? Keineswegs. Erfahrung bildet den Geschmack, und wiegt manchmal die Kenntniß auf. Man kann nicht immer vermeiden, Opern zu geben, die eben nicht reich an Erfindung sind; aber die Komposition derselben sey stets tadellos. Eine monstruöse Mischung von Meisterwerken und Stümperarbeiten auf derselben lyrischen Bühne wird stets das größte Hinderniß der Reinigung des Geschmacks seyn; wohingegen eine ununterbrochene Reihe von Vorstellungen solcher Opern, die sich eines reinen und korrekten Styls rühmen können, einem Publikum eben so die Schönheiten der Harmonie, den Gang der Accorde, die Gründlichkeit des Basses wird fühlen lehren, als die Annehmlichkeit der Melodie. Es gibt überall einzelne Kenner, welche die Vorzüge eines Kunstwerks sogleich entdecken; aber der Menge muß man die edlen Vorbilder hundert Mal vor die Sinne bringen, damit ihre lang schwankende Meinung sich endlich festsetze, und sie sich eine Routine bilde, welche den Mangel des Kunstgefühls ersetzen muß.

Endlich, hört man noch sagen: die regelmäßige Musik, die Werke, deren Satz man bewundert, die gelehrte Musik mit einem Worte, ist langweilig und blos den Kunstverständigen genießbar. Gähnt man doch nicht bey Mozarts Hochzeit des Figaro, bey Cimarosa's heimlicher Heirat, bey Glucks Orpheus, bey Pärs Agnese, bey Cherubini's Tagen der Gefahr u. s. w.: und gleichwohl haben diese Tonsetzer ihre Kunst aus dem Grunde gekannt, und glänzende Beweise dieser Kenntniß gegeben. Die tiefste Wissenschaft herrscht in jenen Werken von einem Ende zum andern, aber sie verbirgt sich unter dem Schleyer der Grazie. Diejenigen, welche obige Behauptung im Munde führen, ahnen wohl nicht, daß die Romanze des Pagen in der Hochzeit des Figaro, dieser süße Engelsgesang, ein Meisterstück der Modulation, und die Introduktion derselben Oper, »diese geistvolle Tändeley, dieser sprühende Funke des Frohsinns, dieser Strauß von Frühlingsblumen, dieß Duett, ein Vorbild des Grazienvollen,« eine gelehrte, sehr gelehrte Komposition sey. So wendet das Genie die Kunstwissenschaft an, auf solchem Wege

gelangt es dahin, zu gleicher Zeit die ununterrichtete Menge und die Auserwählten Apolls zu bezaubern.

Auf der Bühne muß man gefallen und rühren. Der junge Tonsetzer, welcher diese Laufbahn wählt, bedenke vor Allem, daß die Wissenschaft, die in der Masse, in der Symphonie alle ihre Pracht entfaltet, und zuweilen die Armuth der Erfindung bedeckt, auf der Bühne nur unter der Begünstigung eines Gesangs voll Wahrheit, Zauber, Originalität, Geist, und (in so fern es, ohne zur Gemeinheit herab zu sinken, geschehen kann) selbst Popularität, an ihrem Platze sey. Daß, da dem Zuhörer das Drama nur mit Hülfe der Worte verständlich werden kann (wenn nämlich die Sänger sie deutlich aussprechen, und die Zuhörer darauf achten), der Instrumentalgesang und die Begleitung dergestalt geordnet seyn müssen, daß die Worte stets leicht vernehmlich bleiben (wornach die neueste Methode, das ganze Heer der Instrumente gegen eine einzelne Singstimme loszulassen, nicht die beste seyn möchte);

daß der Gesang, nachdem er mit einer Handlung verbunden ist, schnell, wie diese, fortschreiten, und den dramatischen Ausdruck verstärken, nicht durch zu breite Entwickelung ihn schwächen soll (womit die unmäßige Wiederholung einzelner Verse, noch mehr aber die Ausdehnung einer einzigen Sylbe zu endlosen Tonläufen verbannt ist);

daß, da es in einem Werke voll Täuschung wenig Gelegenheit gibt, die musikalische Wissenschaft vorherrschen zu lassen, der Tonsetzer sie öfter dazu anwenden müsse, seine Anlage und seine Massen durch Hinweglassung überflüssiger Theile, und unnützer Verzierungen zu vereinfachen, als den Gesang zu überladen, unter dem Vorwande, seine Wirkung zu erhöhen;

daß unter der Menge, die den Opernsaal füllt, wenig aufgeklärte Kunstfreunde sind, der größere Theil hingegen an der Musik Vergnügen findet, ohne sie studirt zu haben, und sich ihren süßen Eindrücken überläßt, ohne sich über deren Ursachen Rechenschaft geben zu können, und daß der Triumph des Komponisten erst dann vollständig sey, wenn es ihm gelang, den Enthusiasmus dieser Mehrheit zu erregen, und zugleich den Beyfall des Kenners und Meisters zu ernten *);

*) »Niemanden,« sagt Herr Choron, »hat dieß besser gelungen, als »Mozarten, der mit einem fast immer leichten, obschon originellen Gesange, voll Grazie und Ausdruck, eine an Arbeit und »Wirkung reiche Begleitung zu verbinden wußte, so, daß er dem »bloßen Liebhaber eben so sehr gefällt, als dem Kunstverständigen,

daß endlich einem dramatisch-musikalischen Werke Einfachheit, und vor Allem die größte Klarheit nöthig sey, weil es aus dem Gedächtnisse von Sängern vorgetragen werden muß, die mit ihrer Rolle, mit den Leidenschaften, die sie auszudrücken haben, mit den Stellungen und Bewegungen des Körpers, und mit dem Geberdenspiele zu sehr beschäftigt sind, um eine allzu verwickelte Musik deutlich vortragen zu können. (Welche Rücksicht bey fast allen italienischen und bey den meisten deutschen Opernsängern hinweg fällt.)

Die Frage: Welcher von zwey Tonsetzern, deren einer blos die Gabe der Melodie, der andere nur die Kenntniß der Harmonie besäße, vorzuziehen sey? löst Herr Castil-Blaze folgendermaßen, und, wie mich dünkt, sehr befriedigend: Der Komponist aus Instinkt wird zuweilen einen edlen Gesang, viel öfter noch einen trivialen erfinden, und, da die Kunst ihm nicht die Bahn zeigen kann, auf welcher er seine Erfindung benützen könnte, sich darin stets verirren. Der Harmonist, nachdem er trockene Solfeggien, geschmacklose Schulübungen und pedantischen Plunder zusammen gereihet, wird in einem Augenblicke der Begeisterung drey vortreffliche Seiten schreiben, worauf die lieblichste Melodie sich mit der kunstvollsten Harmonie paart, und diese drey Seiten werden hinreichen, um all die ungestalten Machwerke, all den rohen Singsang seines Nebenbuhlers zu Schanden zu machen.

VII. Kapitel. Von den Wirkungen der Musik. Nachdem unser Verfasser, nicht ohne einige Weitläufigkeit, alle die Wunder wiederholt, welche die Musik in ältester Zeit bey den Hebräern, Griechen und Römern gewirkt, die Fabeln vom Orpheus und Amphion mit eingerechnet; nachdem er von dem Einflusse, welchen diese Kunst zu allen Zeiten auf die Menschen behauptet, auf jenen übergeht, welche sie selbst über die Thiere ausübt; meint er, daß alle Verbesserungen, welche die Tonkunst seit David bis auf unsere Zeiten erfahren hat, den Genuß derselben wohl mannigfaltiger, ihre Macht aber nicht größer machen konnten, und bringt einen rücksichtswürdigen Beweis für diese Meinung in der Thatsache bey, daß, ungeachtet aller Fortschritte, deren diese Kunst sich rühmen kann, und trotz der jetzigen erstaunlichen Ausdehnung ihrer Mittel, der einfache Kirchengesang jede andere Musik besiege, und die erhabenen Kompositionen eines Mozart und Cherubini, von den trefflichsten Künstlern ausgeführt, nach den majestätischen und rührenden Accenten einer zahlreichen Gemeinde, von der harmonischen Kraft der Orgel

---

»den er bald entzückt, bald in Erstaunen setzt, und daß seine Werke eben so sehr zur Ergötzung als zum Studium geeignet sind.«

unterſtützt, immer ſchwach erſcheinen werden. Die Muſik hat vielleicht in eben dem Verhältniſſe an intenſiver Vollkommenheit verloren, als ſie an extenſiver gewonnen hat, und wenn es zweifelhaft iſt, ob eine Bravour-Arie, von der erſten Konzert-Sängerin geſungen, die alten Griechen anziehen würde, ſo iſt es hingegen ſehr wahrſcheinlich, daß ihre einfachen Chöre noch heut zu Tage dieſelbe erſtaunliche Wirkung machen würden, welche ſie vor mehr als zweytauſend Jahren auf diejenigen machten, die ſie gehört haben. Die berühmten Männer aller Zeiten, welche die Tonkunſt pflegten, verdienen unſere Bewunderung und unſern Dank, und es wäre unbillig, Werke tadeln zu wollen, die uns jetzt unvollkommen ſcheinen, unſere guten Voräldern aber entzückt haben.

Die Umwälzungen, welche einige große Genien in der Muſik veranlaßten, die plötzliche Vernachläßigung der Werke, welche unſere Väter bezauberten, eine neue Art, zu komponiren und auszuführen, die einen beſſern Erfolg gewährte, dieß alles brachte viele Perſonen, welche dieſe Kunſt nur als einen frivolen Zeitvertreib betrachten, auf den Gedanken, daß ſie der Mode unterworfen ſey, indeß ſich bey näherer Prüfung zeigen wird, daß alle Veränderungen, welche ſie erlitten, blos natürliche Folgen von den Fortſchritten der Kenntniſſe und der Erweiterung der Mittel waren. Nun, bey den Reiſen der berühmten Muſiker durch ganz Europa, bey den hergeſtellten gegenſeitigen Verbindungen derſelben in allen ziviliſirten Ländern, bey dem fortwährenden wechſelweiſen Austauſch ihrer Werke, wird die Muſik auch überall in gleichem Maße fortſchreiten. Schon iſt die Kunſt allenthalben dieſelbe, wenn auch die drey vorzüglichſten Schulen noch einen eigenthümlichen Charakter beybehalten haben, und »die deutſche ſich durch eine gründlich gearbeitete Harmonie, vereint mit einem geiſt- und ausdrucksvollen Geſange; die italieniſche durch eine ſtets ſüße Melodie und einen einfachen, reinen Satz auszeichnet (es iſt alſo hier nicht von der neu-italieniſchen Schule die Rede); die franzöſiſche hingegen aus einer Miſchung beyder beſteht, und mit der deutſchen Kraft die italieniſche Grazie verbindet. Ungeachtet dieſer Verſchiedenheit des Styls kann ſich in Europa keine muſikaliſche Revolution mehr ereignen: man befolgt allenthalben die nämlichen Grundſätze, und kann in den Kunſterzeugniſſen eines jeden Landes blos noch die Lokalfarben bemerken, welche ſich auf den Charakter und die Sitten ſeiner Einwohner beziehen.«

Hier glaubt Rec. neben viel Wahrem doch manches Unrichtige zu entdecken. Daß die Veränderungen, welche die Muſik ſeit ihrer Erfindung bis jetzt erlitten, größtentheils blos aus den allmähli-

chen Fortschritten der Kenntnisse und Fähigkeiten gefolgt sind, leidet keinen Zweifel, und wir sehen in unsern Tagen, daß die erstaunliche mechanische Fertigkeit der heutigen Instrumentisten und Sänger auch die Vokal- und Instrumental-Kompositionen aus der ehemaligen inneren Gediegenheit in blos äußeren Kunstmechanismus heraus getrieben hat; gleichwohl aber nahm, was bloße Formen in der Musik betrifft, vorzüglich in Verzierungen und Cadenzen, recht eigentlich die Mode an den von Zeit zu Zeit Statt gefundenen Veränderungen Theil, wie man aus der Vergleichung älterer klassischer Werke mit neueren klassischen deutlich sehen kann. Hingegen scheint die Behauptung, daß man jetzt überall die nämlichen Grundsätze befolge, und die Erzeugnisse der verschiedenen Länder sich nur durch die Lokalfarbe unterscheiden, durch die Thatsache widerlegt zu seyn, daß die neuesten italienischen Opern nicht nur in Hinsicht auf Styl und Formen, sondern in der Grund-Anlage, in dem Princip, wovon die ganze Behandlung ausgeht, von den französischen und deutschen Werken auf das Wesentlichste verschieden sind. Daß aber dennoch keine allgemeine Umwälzung in der dramatischen Musik mehr zu besorgen ist, weil denkende Künstler und Kunstverständige, seit Gluck, von der Wahrheit und Richtigkeit der von diesem Genius durch Wort und That aufgestellten Grundsätze zu fest überzeugt sind, um sich durch Werke, die mit jenen auf Natur, Verstand und Gefühl gebauten Prinzipien im geradesten Widerspruch stehen, irre machen zu lassen, wenn auch die ununterrichtete Mehrheit sich auf einige Zeit verführen läßt; dieß beweisen die Ereignisse unserer Tage, wo ein blendendes Meteor, dem es zwar gelang, die Blicke der Menge auf einen Augenblick von den unwandelbaren Sonnen des musikalischen Horizonts ab und auf sich zu ziehen, bereits fast allen Glanz verloren hat, ohne — wie Viele besorgten — eine bleibende Revolution in dem Sternen-System bewirkt zu haben, und in Kurzem auf unserem Gesichtskreise vergebens gesucht werden wird, während jene Sonnen fortleuchten werden, bis ans Ende der Welt.

Recensent schließt die Betrachtung dieses Kapitels mit folgenden köstlichen, besonders in unseren Tagen wohl zu beherzigenden Worten des Verfassers:

»In Kunstwerken der Malerey, wie der Musik, kann die Mode ihre Launen nur über Werke von alltäglichem Styl, von minderer Gattung, über jene wahren Kleinigkeiten ausüben, deren Frivolität sie allerdings zum Spielzeug jener phantastischen Gottheit eignet.« Und man kann noch hinzusetzen: Jedoch nicht über erhabene, grandiose Werke, die auf Natur und Wahrheit, folglich auf ewig unerschütterliche Grundfesten gebaut sind.

VIII. Kapitel. Von den Stimmen und dem Vokal-Gesange. »Die menschliche Stimme ist das schönste Mittel, welches die Musik zu ihrer Ausführung besitzt. Die Instrumente wurden blos erfunden, um sie nachzuahmen oder zu begleiten: gleich den Sklaven, welche entweder vor ihrem Gebieter einhergehen, oder demselben folgen, lassen sie sich auf der Bühne nur hören, um den Sänger entweder anzukünden oder ihm als Gefolge zu dienen.«

Diese eben so einfache als richtige Darstellung des gegenseitigen Verhältnisses der Singstimmen und Instrumente in der dramatischen Musik zeigt zugleich die Verkehrtheit des dermaligen Geschmacks in derselben, indem nämlich — um das Gleichniß unsers Verfassers beyzubehalten — der Gebieter seinen höchsten Ruhm darin sucht (und, wenn der Beyfall der Hände mehr gilt als jener der Köpfe, auch wirklich findet), die Farbe seiner Sklaven zu tragen, diese hingegen, wenn er sich ja manchmal seiner angestammten Würde für einen Augenblick erinnert, ihn sogleich mit unverschämtem Getöse wieder in ihren Kreis herab ziehen.

Recensent übergeht hier die bekannte Eintheilung der Stimmen in hohe und niedere, wobey Herr Castil-Blaze von der bisherigen Uebung seines Landes darin abgeht, daß er die Alto-Stimme blos zu den Weiberstimmen zählt, den sehr seltenen männlichen Alto aber (haute-contre) unter die Tenor-Stimmen reihet; eben so scheint mir Alles, was hier über die Beziehungen der Singstimmen gegen einander, über ihre verschiedene Ausdehnung, über die mechanische Ausbildung derselben u. s. w. gesagt wird, und in jeder guten Singschule zu finden ist, für diese Blätter nicht geeignet. Die Regel, daß der Tonsetzer beym Entwurf seiner Gesangstücke stets nur auf einen mäßigen Stimmen-Umfang rechnen soll, glaube ich jedoch nicht übergehen zu dürfen, weil sie zugleich die Absicht hat, dem Sänger die Aufgabe zu erleichtern, den Gesang im Geiste des Gedichtes und der Melodie vorzutragen. Der Singende muß stets Meister seiner Stimme bleiben können. Zwingt man ihn, sich in Töne zu wagen, deren er nicht mehr gewiß ist, oder die er nur mit Anstrengung erreichen kann; so raubt man ihm jene Freyheit des Vortrags, die ihm nöthig ist, um die Gefühle mit Wahrheit und Wärme auszudrücken, welche Dichter und Tonsetzer in seinen Gesang gelegt haben. Der Sänger muß seiner Seits vor Allem gründliche Theorie seiner Kunst mit vollendeter Praktik verbinden.

Jedermann wird hier unserm Verfasser beystimmen, wenn er klagt, daß die Zahl der Künstler in dem Grade sich vermindere, als die Kunst an Vollkommenheit zunimmt, und wenn er diese traurige Erscheinung größten Theils der Aufhebung der Semina-

rien zuschreibt, aus welchen von jeher die ausgezeichnetsten Tonsetzer und Sänger hervor gegangen sind. Das musikalische Conservatorium zu Paris hat große Verdienste um die Musik; allein, vor der Revolution haben in jenen, auf allen Punkten des Königreichs verbreiteten Cathedral-Schulen vier tausend junge Sänger eine vortreffliche musikalische Ausbildung erhalten; das Conservatorium hat deren nie mehr als funfzig gezählt. Und woher sollen gute Sänger in Ländern kommen, die weder Seminarien noch ein Conservatorium besitzen? —

IX. Kapitel. Von der Verwendung der Sänger und von den Rollen. Dieses Kapitel ist zunächst für die französischen Theater, ihre Verfassung und ihre Sänger berechnet; doch enthält es auch viel allgemein Anwendbares. Wir wollen vorzüglich dieses Letztere betrachten, und von jenem in unsere Betrachtung nur so viel aufnehmen, als zur mehreren Klarheit des Gegenstandes beytragen kann. Die Gefühle, welche das menschliche Herz bewegen, können durch jede Stimmgattung ausgedrückt werden; doch aber gibt es Stimmen, deren Tiefe, Annehmlichkeit, Stärke oder Leichtigkeit sie mehr zu dieser oder jener bestimmten Anwendung eignen. So kommen die Majestät eines Königs, das religiöse Ansehen eines Oberpriesters, die Gewissensbisse und die düstere Unruhe eines Tyrannen am besten mit den Accorden der Baßstimme überein; der Tenor drückt die Zärtlichkeit des Liebhabers oder den ritterlichen Muth des jungen Kriegers trefflich aus; doch wünscht der Verfasser, daß es ein wirklicher Tenor und nicht eine männliche Altostimme (haute-contre) sey, welche den Collins und Sylvandern, und dem manierirten Gesange der Helden des Lulli und Rameau sehr wohl anstand, sich aber übel mit der neueren französischen Musik, voll Leidenschaft, verträgt.

Herr Castil-Blaze bedauert, daß Gluck genöthiget war, die ersten Männer-Rollen seiner Opern nach dem Umfang der Stimme des Le Gros (eines haute-contre) einzurichten, welcher damals der einzige gewesen, der im Stande war, diese Rollen zu geben. Er schlägt vor, diese Meisterwerke um einen Ton herabzusetzen, damit die Alto-Partie für einen Tenor ausführbar würde, und hält dieses nicht nur für die Arien dieser Rollen, sondern selbst für die mehrstimmigen Gesangstücke zuträglich, indem, wenn auch die Sopranstimmen an ihrer, durch die Höhe erhaltenen Kraft etwas verlieren, der ohnehin zu hoch gesetzte Baß gerade in seine natürlichen Gränzen zurück geführt werden würde. Es tritt hier noch die wichtige Bemerkung ein, daß durch solch eine Transposition der ursprünglichen Absicht des Tonsetzers kein so großer Eintrag geschähe, als man glauben könnte; denn, wäh-

rend die Lobredner der guten alten Zeit behaupten, daß die Stimmen in unſeren Tagen am Umfang verloren haben, und daß die Kunſt, lyriſche Schauſpieler wie ehemals auszubilden, verſchwunden ſey, weil kein Sänger mehr im Stande iſt, Glucks hohe Chorden mit jener Leichtigkeit anzuſchlagen, wie einſt Le Gros; liegt die Urſache hievon blos in dem Umſtande, daß man ehedem, um dem Orcheſter mehr Wirkung zu geben, die Stimmung um einen vollen Ton erhöht hat. Die Mittel, womit man dieſe Veränderung bey den Inſtrumenten bewirkte, waren jedoch unanwendbar bey den Singſtimmen. Vergebens hoffte man, dieſe durch fortgeſetzte Uebung auf die nöthige Höhe zu ſchrauben, und man glaubte endlich das Klügſte gethan zu haben, indem man die neue Stimmung um einen halben Ton wieder herab ſetzte, ohne zu bedenken, daß dieſe Zwitterſtimmung, welche allein für die große Oper (Académie royale) angenommen wurde, ſie zugleich von der alten und von der neuen Schule trennen müſſe. Wenn dieſe Stimmung für Glucks Opern noch immer um einen halben Ton zu tief iſt, ſo iſt ſie für Mozarts Werke, und für jene der übrigen deutſchen und italieniſchen Meiſter noch immer um eben ſo viel zu hoch; und wie in den Provinz-Theatern die Opern der Hauptſtadt aufgeführt werden, wo man die volle Erhöhung des Diapaſon eingeführt hat, folglich Alles um einen halben Ton höher geſungen wird, als es geſchrieben iſt, kann man ſich leicht vorſtellen.

Aber nicht nur aus den Solo-Stimmen, auch aus dem Chor will der Verfaſſer den männlichen Alt verbannt, und die Chöre entweder, nach Art der Deutſchen und Italiener, für Sopran, weiblichen Alt, Tenor und Baß, oder, wie in Cherubini's Meſſe, blos für Sopran, Tenor und Baß, komponirt wiſſen. Bey dieſer letzteren Weiſe möchte indeß eben ſo viel, als an Klarheit etwa gewonnen würde, an Vollkommenheit der Harmonie verloren gehen, welche doch nur im Quatrocinium zu finden iſt. Noch mehr dürfte Herr Caſtil-Blaze irren, wenn er bey Aufzählung der verſchiedenen Gattungen von Chören, worunter die fünf-, ſechs- und achtſtimmigen vorkommen, dieſe letzteren nur als zwey abgeſonderte Chöre, jeden zu vier Stimmen, betrachten zu können glaubt. Händel, Bach und andere Meiſter haben uns achtſtimmige Chöre hinterlaſſen, die keineswegs Wechſelgeſänge ſind, ſondern deren Effekt gerade aus der Geſammtwirkung hervor geht. Auch kann Rec. den Vorzug nicht anerkennen, der hier den dreyſtimmigen Weiber-Chören vor den zweyſtimmigen gegeben wird, wie Gluck ſie zu ſchreiben pflegte; denn, da die unterſte dieſer Stimmen doch nie, oder nur in wenigen einzelnen Stellen, als Baſis behandelt werden kann, worauf

die Harmonie beruhet, so ist es wohl in dieser Chorgattung, daß die Klarheit des Gesanges und die leichter gelingende Reinheit in der Ausführung desselben, einer zwar reicheren, aber doch immer noch unvollkommenen Harmonie in den Singstimmen vorzuziehen seyn dürfte.

Für die Eintheilung der Rollenfächer nach den verschiedenen weiblichen und männlichen Stimmgattungen gibt der Verfasser rücksichtswürdige Vorschläge. Insbesondere warnt Herr Castil-Blaze alle angehenden dramatischen Tonsetzer, nicht für bestimmte Künstler zu schreiben, weil dann, wenn dieser oder jener, für dessen Umfang und Talent eine Rolle ausschließend berechnet war, durch einen Zufall sich von der Bühne entfernt, ein ganzes Werk entweder völlig bey Seite gelegt, oder sehr unvollkommen gegeben werden muß, weil kein Sänger vorhanden ist, der jene individuelle Aufgabe genügend zu lösen verstünde.

Obschon der Nachtheil nicht geläugnet werden kann, welcher daraus entspringt, wenn der Tonsetzer für gewisse Individuen, zumal für solche schreibt, die sich durch irgend eine besondere, seltene Virtuosität auszeichnen; ist es doch eben so übel gethan, sich bey der Komposition einer Oper gar zu sehr an Ideale zu halten, und die Verhältnisse derjenigen Bühne ganz aus den Augen zu setzen, für die er, wenn auch nicht ausschließend, doch zunächst, schreibt: denn was hilft es, ein noch so gelungenes Kunsterzeugniß zu liefern, wenn die Mittel zu seiner Ausführung mangeln.

Angehende Komponisten werden daher am besten thun, ihre Gesangstücke, mit Vermeidung aller außerordentlichen, ohnehin nur ins Concert und nie auf die Bühne gehörigen Schwierigkeiten, in einem mäßigen Tonkreise zu halten. Mozart, Haydn, Cimarosa, Salieri, Sarti u. a. m. haben bewiesen, daß man sehr schöne Gesänge in einem Umfange von zwölf, höchstens vierzehn Tönen schreiben könne; und nicht die Menge, sondern die Bedeutung der Töne ist es, welche den Gesang anziehend macht.

Aus dem Grundsatze, daß das Theater nur durch die Täuschung gefalle, und daß z. B. ein wirklich Betrunkener auf der Bühne eben so sehr anekeln würde, als derjenige, der einen Betrunkenen gut spielt, ergetzen kann, zieht der Verfasser den für alle Opern-Direktionen beherzigenswerthen Schluß, daß man Alter und Gebrechen nicht durch alte und gebrechliche Sänger darstellen, und Gesangpartien, welche bald als Mittelstimmen, bald gar als Grundbässe wichtig sind, nicht durch schon unsichere, klappernde Stimmen vortragen lassen soll. Die Optik der Bühne begünstigt jede Verkleidung.

X. Kapitel. Von den Instrumenten. Dieses Kapitel handelt von dem Ursprunge, der allmählichen Vervollkommung und dem gegenwärtigen Zustande aller dermal üblichen Saiten-, Wind- und Schlag-Instrumente, von der majestätischen, tausendstimmigen Orgel bis zu jener eintönigen drastischen Würze der modernsten Opernmusik, die in Frankreich tamtam, in Deutschland Donnertrommel, und in Italien, woher sie zu uns kam, gran cassa genannt wird. Da aber alle diese Instrumente nur nach ihrem Bau und ihrer Wirkung im Allgemeinen hier erklärt werden, ohne sie in besonderer Beziehung auf die dramatische Musik zu betrachten, von welcher allein hier die Rede seyn sollte; glaubt Rec. jene Leser, die sich nähere Begriffe von der Beschaffenheit und Brauchbarkeit dieser mechanischen Mittel zu verschaffen wünschen, auf das Werk selbst verweisen, und nur einen Vorschlag zur bessern Benützung der Pauken anführen zu dürfen, welcher in der That ernste Erwägung verdient. Bekanntlich kann dieses, aus zwey sphärischen kupfernen, mit einem Felle straff überspannten Kesseln bestehende Schlag-Instrument nur zwey Töne angeben; gewöhnlich die Tonika und die Unterquarte, manchmal statt dieser die Oberquinte. Herr Castil-Blaze meint nun, daß, wenn man noch einen dritten Kessel, dem Pauker gegenüber, als Spitze eines Dreyecks, hinzufügte, und demselben, wenn das Stück in der harten Tonart geschrieben ist, die Stimmung der Secunde, wenn aber in der weichen Tonart, jene der kleinen Septime gäbe, dem Tonsetzer ein weites Feld geöffnet würde, mannigfachen Nutzen aus diesem Instrumente zu ziehen, welches jetzt bey der mindesten Modulation zu schweigen gezwungen ist, und meistens gerade an jenen Stellen unthätig bleiben muß, wo es die steigende Kraft der Komposition am wirksamsten unterstützen könnte.

XI. Kapitel. Vom Orchester. Bey den Alten hieß der vorderste Theil der Scene, auf welchem die Tänze ausgeführt wurden, Orchester. Bey uns heißt der Ort zunächst der Bühne so, wo die Tonkünstler sich vereinen, um den Gesang der Schauspieler mit Instrumenten zu begleiten. Die Bogen-Instrumente (Violinen, Violen, Violoncelle und Bässe), welche einst das ausschließende Privilegium hatten, sich im Theater hören zu lassen, bleiben auch jetzt, seit man die Blase-Instrumente dort eingeführt hat, die Grundlage des Orchesters, und müssen, wenn ein günstiges Verhältniß erreicht werden soll, immer den bey weitem überwiegenden Bestandtheil desselben bilden. Den sechs Paar Blase-Instrumenten, welche gegenwärtig, wenn nicht auch noch Posaunen einwirken, in jedem wohl eingerichteten Opern-Orchester bestehen, will der Verfasser, und mit Recht, wenn nicht

sechzehn, wenigstens zwölf Violinen, und eine mit diesen verhältnißmäßige Zahl von Violen und Bässen entgegen gesetzt wissen. Ueber die nöthigen Eigenschaften eines guten Opern-Orchesters spricht Herr Castil-Blaze in dem später folgenden Kapitel von der Aufführung, und schließt das gegenwärtige, nachdem er sich blos noch über den Nachtheil verbreitet, welcher aus einem Uebergewichte der Blase- über die Saiten-Instrumente entsteht.

Recensent glaubt, die Bemerkung stehe hier nicht am unrechten Orte, daß, wenn schon bey einem Orchester, welches nur Symphonien aufzuführen bestimmt ist, das pünktlichste Zusammenwirken und die genaueste Beobachtung der von dem Tonsetzer vorgezeichneten Abschattungen, vom leisesten Pianissimo bis zum rauschendsten Fortissimo, das erste Erforderniß ist; dieses bey einem Opern-Orchester noch weit mehr der Fall sey. Daraus folgt, daß eine Gesellschaft von lauter Virtuosen, wenn sie nicht zusammen eingespielt, und vorzüglich, wenn sie nicht gewohnt sind, Gesang zu begleiten, der Oper viel weniger angemessen wäre, als ein Orchester von Tonkünstlern, welche, ohne Konzertisten zu seyn, die Musik überhaupt und ihr Instrument insbesondere gründlich verstehen, gut mit einander eingeübt, einer gesunden Beurtheilung der Effekte, welche der Komponist beabsichtete, fähig sind, und die Sänger kennen, welchen sie zur Begleitung dienen sollen. Dann darf man das vollkommenste Ensemble (man erlaube mir das, in dieser Bedeutung unübersetzbare Wort), die genaueste Abschattung, und alle die feinen Rücksichten erwarten, welche die mehreren oder minderen individuellen Kräfte des Sängers erfordern, um seinen Gesang durch die Begleitung niemals zu decken, oder auch nur zu verdunkeln; Rücksichten, die in den neuesten Opern, wo Alles, was im Orchester nur immer streichen, blasen und schlagen kann, in unausgesetzter Thätigkeit erhalten ist, nöthiger werden als jemals.

XII. Kapitel. Von dem Instrumentalgesange. Die musikalische Idee, das Motiv, die Melodie, der Gesang, welch Alles ein und dasselbe bedeutet, ist in der Vokalmusik der Singstimme, in der Instrumentalmusik der ersten Violine oder sonst einem, der Melodie fähigen Instrumente übertragen. Bey der Ausführung einer lyrischen Komposition theilen Stimmen und Instrumente die Melodie; jene führen den Vokalgesang, diese liefern die Ouvertüren, die Ballettmusik, die Märsche, das Getöse der Schlachten, der Jagden, der Ungewitter, und was sonst zur malerischen Nachahmung gehört; sie bilden die lieblichen oder leidenschaftlichen Stellen, welche das Recitativ unterbrechen, mischen sich in die Arien, Duetten, Chöre und Finalen. Der Vokalge-

ſang drückt die Leidenſchaften aus: der Ausdruck der Aktion iſt dem Inſtrumentalgeſange vorbehalten.

»Die ſceniſche Perſon, zu ſehr ergriffen von dem, was ſie freut, was ſie fürchtet, was ſie leidet, iſt nicht im Staude, uns die Gefühle mitzutheilen, die ihre Seele beherrſchen. Unterbricht ſie ſich, um darüber nachzudenken, was ſie ſprach; hält ſie nach einem unbedachtſam gewagten Worte plötzlich inne; liest ſie für ſich; zählt ſie; ſchreibt ſie; ſucht ſie jemanden; hemmen Ueberraſchung oder Rührung ihr die Stimme; iſt ſie tödtlich verwundet; raubt Wuth ihr die Sprache; überlegt ſie, was zu thun ſey; ſchlägt ſie ſich mit jemanden; iſt ſie in Entzücken; ſchläft ſie u. ſ. w., ſo füllt der Inſtrumentalgeſang die Lücken, welche in dem Vokalgeſange, der hier unterbrochen wird, vorkommen, und beyde zuſammen bilden im Wechſel eine fortfließende Melodie.« Der Verfaſſer führt hier zahlreiche Beyſpiele aus franzöſiſchen Singſpielen an, die uns unbekannt ſind, und die Recenſent deßhalb übergehet.

»Ein lebhafter dringender Dialog in einem Finale, die Erzählung einer Schlacht, ein Orakel, die Leſung eines Briefes u. dgl., müſſen in einfacher Deklamation zu Gehör kommen. Das Intereſſe liegt ganz in den Worten; dieſe müſſeu daher mit möglichſter Klarheit, ohne allen melodiſchen Schmuck vorgetragen werden, während dann die Inſtrumente den Geſang fortführen, bis die Sänger, von der Handlung zur Empfindung übergehend, ihn mit voller dramatiſcher Kraft wieder aufnehmen.«

Die Finalen der Singſpiele: Don Giovanni, il matrimonio segreto, les deux journées, bieten ſolche, der ſceniſchen Handlung gewidmete Stellen an, welche ihre ſchönſten Wirkungen aus dem Inſtrumentalgeſange ſchöpfen; das zweyte Finale des Singſpiels le nozze di Figaro (nach der urſprünglichen Eintheilung in vier Akte), übertrifft jedoch alle übrigen an Mannigfaltigkeit der Bilder. Herr Caſtil-Blaze gibt hier eine treffliche Skizze der Handlung dieſes Finals, und zeigt, wie von dem Momente, in welchem Suſanna aus dem Kabinette tritt, in welchem der Graf den Pagen vermuthete, bis zum Eintritte Marcellinens, Bartolos und Baſils, wo dann zwey Gruppen ſich bilden, deren eine über den Einſpruch Marcellinens ſich freut, die andere ſich betrübt, und das Ganze einen herrlichen Kontraſt voll Feuer, Kraft und Genie bildet, alle die handlungsreichen Zwiſchenſcenen ihren Reiz blos von dem Orcheſter erhalten, das in jeder Scene ein eigenes, einziges Motiv mit allem Zauber der Modulationen und des Inſtrumentalwechſels ausführt, während die verſchieden beſchäftigten Perſonen einen raſchen muſikaliſchen

Dialog unterhalten, welcher die Handlung auch nicht einen Augenblick aufhält.

Der Verfasser hat vollkommen Recht, wenn er sagt, daß ein eigener Band kaum hinreichen würde, alle Schönheiten dieses Finals zu bezeichnen, und Recensent kann sich kaum eine anziehendere Aufgabe denken, als eine genaue musikalische Analyse dieses ganzen Singspiels, das er für das Prototyp aller komischen Singspiele hält, und der Iphigénie en Tauride, welche als das höchste Vorbild der tragischen Oper glänzt. Lange schon hegt Rec. den Vorsatz, diese doppelte Arbeit zu wagen, und nur Mangel an hinlänglicher Muße konnten ihn bisher davon abhalten.

Der Instrumentalgesang kann sogar auch Epigramme machen. Wie boshaft stimmt die Hoboe, in dem uns wohl bekannten lieblichen Singspiele Joconde, in dem Momente, wo Hanchen als Rosenkönigin gekrönet wird, die Melodie des Quartetts an, worin sie im vorigen Akte dem Lukas, Joconde und Robert das dreyfache Stell- dich- ein gab!

Das obligate Recitativ gibt dem Tonsetzer reichliche Gelegenheit, alle Macht des Instrumentalgesangs zu entfalten.

In der Arie bereitet er durch das Ritornell die Seele des Zuhörers auf jene Gefühle vor, welche man in ihr zu erwecken strebt. Da der gute Geschmack verbietet, die nämlichen Verse allzu oft zu wiederholen, die Melodie aber öfters wiederkehren soll, damit ihr Eindruck desto tiefer, oder die musikalische Periode gerunder werde, so läßt der Tonsetzer die Idee, welche der Sänger bereits hören ließ, von den Instrumenten wiederholen; der Sänger gewinnt Zeit, Athem zu holen; die Musik belebt seine Geberden, macht sein Schweigen beredt, und unterstützt die scenische Handlung.

Aber hier, wie im Recitativ, muß der Instrumentalgesang von dem Sänger durch Mimik und Geberdenspiel passend begleitet werden, damit er seine volle Bedeutung erhalte. »Es ist »nicht genug,« sagt Rousseau, »daß der Opernsänger Meister »vom Gesange sey, wenn er es nicht auch von der Schauspiel»kunst ist; denn er muß nicht nur das fühlen machen, was er »selbst vorträgt, sondern auch jenes, was das Orchester sagt. »Dieses drückt keine Empfindung aus, die nicht aus seiner Seele »käme; seine Schritte, seine Blicke, seine Bewegungen, alles »dieß muß unausgesetzt mit der Musik übereinstimmen, ohne daß »er jedoch daran zu denken scheint: er muß Theilnahme erregen, »selbst wenn er schweigt; und wenn er, obschon mit einer schwe»ren Gesangpartie beschäftigt, die scenische Person, die er vor»stellt, einen Augenblick vergessen läßt, um sich dem Gesange

»allein zu widmen, so ist er blos ein Tonkünstler auf der Bühne, »kein Schauspieler mehr.« Wie gegründet und billig ist diese Forderung! Allein, wie schwer ist sie zu erfüllen! und wie selten wird sie erfüllt!

XIII. Kapitel. Von der Begleitung. Die Melodie, welche die musikalische Rede artikulirt, den Gang der Komposition durch verschiedene Rhythmen regelt, und die vorzügliche Aufmerksamkeit des Zuhörers auf sich zieht, erhält mehrere andere Stimmen, die ihr folgen, sie unterstützen, ihren Ausdruck verstärken, und zugleich jene Harmonie hören lassen, welche die Melodie verlangt. Die Begleitung soll dem Gesange stets untergeordnet seyn. Daraus folgt aber keineswegs, daß sie eine unwesentliche Nebensache sey; die wirksame Begleitung ist eben so gut eine Frucht der Imagination, wie der glücklichste Gesang. Der Komponist hat seine Partition bereits im Kopfe ausgearbeitet, bevor er die Feder zur Hand nimmt. In stiller Einsamkeit, auf dem Spaziergange (wie wir namentlich von Salieri wissen), in einer schlaflosen Nacht, und ohne mindeste Beyhülfe irgend eines Instruments, hat er den ganzen Plan des Tonstückes entworfen; er braucht sein Werk nicht zu probiren, um dessen Wirkung zu erfahren; er ist derselben gewiß.

Der Reichthum einer Komposition wird aber nicht blos durch eine Vervielfältigung der mitwirkenden Vokal- und Instrumental-Partien erreicht. Wer diese nicht so zu ordnen versteht, daß jede derselben ihre gehörige Stelle einnimmt, und die ihr angemessene Wirkung hervorbringt, wird blos einen belästigenden Lärmen, ein verwirrtes Getöse geschaffen haben. Recensent glaubt, hier die Leser an die neuesten italienischen Opern, als auf überzeugende Belege dieser Behauptung, erinnern zu dürfen. An Menge der begleitenden Stimmen fehlt es darin wahrlich nicht; alle tönenden Körper, welche das Orchester darbietet, sind in Bewegung gesetzt; doch wird damit nur ein bedeutungsloses Geräusch erzielt, das der betäubte Laie als geniale Kraft preiset, während der Kenner hinter diesem leonischen Schimmer die Armuth des Geistes wahrnimmt. »Eine Dame ist darum nicht mehr geputzt, wenn sie sich mit sechs Kleidern über einander beladet; sie verdirbt sich damit nur ihre Taille. Ein Instrumental-Quartett von Haydn oder Mozart ist eben so reich an Harmonie und Wirkung, als die Schöpfung des Ersteren, oder das Requiem des zweyten, die einer Armee von Tonkünstlern zu ihrer Ausführung bedürfen.«

Es gibt tausend Arten, die Begleitung zu behandeln; da sie aber, eben so wie die Erfindung des Gesanges, das Werk des Genie's ist, konnte man keine Regeln für ihre Anlage, ihre Be-

wegung, ihren Rhythmus festsetzen. Der Sinn der Worte, die dramatische Situation, die Stellung der Scene, der Geschmack, diese allein können hierin den verständigen Tonsetzer leiten, der in den herrlichen Partituren eines Gluck, Mozart, Haydn, Salieri, Cimarosa u. d. gl. die schönsten Vorbilder findet, und ein vollkommenes dramatisches Musikwerk geliefert haben wird, wenn es ihm gelang, bey steter Beobachtung dramatischer Wahrheit die Grazie der Melodie mit der Kraft des Contrapunktes vereinigt zu haben.

XIV. Kapitel. Von der Aufführung. »Der Maler stellt sein Gemälde aus, und die Schaar der Bewunderer genießt es. Der Dichter, welcher gut vorliest, kann, ohne Beyhülfe der Schauspieler, die Schönheiten einer dramatischen Scene fühlen machen. Der Tonsetzer hängt ganz von denjenigen ab, welche seine Komposition ausführen.« Diese wenigen Worte zeigen hinlänglich, in welchem Nachtheile der Tonsetzer, und besonders der dramatische, der nicht nur ein Orchester, sondern auch Solo- und Chor-Sänger bedarf, gegen seine Kunstverwandten steht. Man kann einwenden: Die Partition liefert einen eben so unparteyischen als untrüglichen Beweis seiner Kenntnisse und Verdienste. Allerdings; die Partition spricht aber nur zu den Augen der Kenner, der Verstand hat geurtheilt, doch das Werk soll auch die Ohren bezaubern und die Herzen rühren; dieß kann nur durch die gute Aufführung desselben geschehen.

Die Wissenschaft der Harmonie ist für die Sänger, wie für den Tonkünstler im Orchester, von größtem Nutzen; sie lehret beyde, sowohl ihre eigene Partie als deren Verhältniß zu den übrigen richtig zu beurtheilen, sich von den Effekten Rechenschaft zu geben, und verleiht ihnen, außer dem Gefühle für die musikalischen Schönheiten des Werkes, noch jene Kühnheit der Intonation und Ausführung, welche so viel zum Erfolge desselben beyträgt.

Es ist ein ziemlich allgemeiner Irrthum, zu glauben, daß ein gutes Werk, auch bey nachläßiger Aufführung, schon durch seinen innern Werth gefallen müsse, ein mittelmäßiges oder schlechtes hingegen durch sorgfältige Darstellung gehoben werden könne. Je vollkommener eine Komposition ist, desto mehr wird die Nothwendigkeit fühlbar, sie vollkommen auszuführen. Grandiose Züge, sinnreiche Verkettungen einzelner Theile fordern eine Kraft, eine Vollendung der Exekution, die nichts zu wünschen übrig lassen. Gemeine Musiker verschmähen Mozart und Beethoven. Sehr natürlich! unfähig, ihre Werke in dem Geiste auszuführen, in welchem sie gedichtet sind, haben sie dieselben

eigentlich nie gehört. Wer nicht Latein versteht, wird den Virgil vergebens lesen.

Das Talent eines Orchesterdirektors hat großen Einfluß auf die Ausführung, zumal wenn er das volle Vertrauen derjenigen besitzt, welche er zu leiten hat, und der Geschickteste sich seinem Winke eben so unterwirft, wie der minder Fähige. Mit der Partitur des Werkes, die er vor sich hat, schon durch vorläufiges Studium derselben bekannt, unterstützt von Kenntnissen und Erfahrung, weiß er das Ganze mit einer Vollendung wiedergeben zu machen, als ob nur Ein Wille wirkte und Eine Kraft. In Frankreich findet man bekanntlich (das italienische Theater zu Paris ausgenommen) kein Clavier in den Opern-Orchestern. In der großen Oper leitet der Anführer, in der Mitte des Orchesters gegen die Bühne gekehrt stehend, und die Partitur vor Augen, Sänger und Instrumentisten mit einem kurzen weißen Stabe. In den übrigen Theatern ist die Leitung dem ersten Violinspieler übertragen. Da in den französischen Opern keine, blos vom bezifferten Baß unterstützte Recitative vorkommen, wie in den italienischen, wobey das Clavier zur Ausfüllung der angeschlagenen Accorde unentbehrlich ist, sondern schon das einfache Recitativ vom Quartett begleitet wird, welchem im obligaten Recitative noch Blase-Instrumente beygefügt werden; so ist das Clavier um so überflüssiger, als die Franzosen voraus setzen, daß die Sänger eine gute Schule gemacht haben, und auch ohne Beyhülfe des Claviers rein und sicher zu intoniren wissen.

Den Lobspruch, welchen der Verfasser nun dem Metronom von der Erfindung des Herrn Mälzel gibt, unterschreibt Rec. aus voller Ueberzeugung. Wer da weiß, welch ein großer Theil der Wirkung eines Tonstücks von dem richtigen Zeitmaße abhängt, wird keinen Zweifel über die Wichtigkeit und den Werth dieser kleinen Maschine hegen. Vergebens wendet man ein, daß ein kunsterfahrner Direktor, von Geist und Geschmack, sogleich fühle, welches Zeitmaß eine jede Komposition verlange; der Direktor bleibt mit allen Kenntnissen ein Mensch, der bald mehr aufgeregt, bald mehr abgespannt ist, und wird das Zeitmaß stets, mehr oder minder, nach seiner augenblicklichen Gemüthsstimmung nehmen. Wir haben bey der Anwesenheit Cherubini's im Jahre 1805 gesehen, wie sehr die Zeitmaße seines Singspiels: Die Tage der Gefahr, die vor seiner Ankunft angenommen waren, von denjenigen abwichen, die er dann selbst angab. Welch einen noch weit größeren Effekt würde vielleicht manches klassische Werk älterer Zeit machen, wen Händel, Bach, Graun ihre Intentionen rücksichtlich des Zeitmaßes uns bestimmt hatten hinterlassen können!

Zweyter Theil. Dieser Band (er enthält von Seite 1 bis 349 sechzehn Kapitel, nebst vier und zwanzig Kupferplatten mit hundert achtzehn erläuternden Noten-Beyspielen) steht dem ersten wohl an Umfang aber nicht an Interesse des Inhalts nach. Das sehr kurze

I. Kapitel, von den Bestandtheilen einer Oper, stehe wörtlich hier: »Die Theile, woraus eine Oper zusammengesetzt ist, sind: die Ouverture, die Introduktion, das Recitativ, die Arie, das Duett, das Terzett, das Quartett, das Quintett, das Sextett, das Finale, der Chor, der Marsch, die Ballettmusik, der Zwischenakt. Diese Theile sind nicht alle nöthig. Dichter und Tonsetzer wenden davon nur diejenigen an, welche zum Bau ihres Drama dienen können, und folgen keiner bestimmten Ordnung in der Art, sie mit einander zu verketten.«

II. Kapitel. Von der Ouverture. Recensent hatte bereits im Jahre 1811 (im Sammler Nr. 67) Gelegenheit, die Meinung des nun verstorbenen Herrn Geoffroy, daß »eine Ouverture das unnützeste, bizarreste Ding von der Welt sey,« zu bekämpfen; Herr Castil-Blaze zieht hier gegen diejenigen französischen Literatoren zu Felde, welche verlangen, daß die Ouverture ein getreuer Auszug der Oper, ein Gemälde der Begebenheiten, der Leidenschaften, ja selbst der Personen seyn soll, welche in derselben vorkommen. Wie kann man, ohne Beyhülfe der Worte, eine Handlung klar in der Musik darstellen? Man kann Leid und Freude, Zorn und Zärtlichkeit ausdrücken; aber jene seufzende Hoboe kann eben sowohl Clytämnestra's Klagen über das Loos ihrer Tochter, als Iphigenia's Schmerz über die vermeinte Untreue des Achilles andeuten. Einige Tonsetzer haben dieser Forderung zu entsprechen geglaubt, indem sie alle in den Gesangstücken der Oper befindlichen Motive, so gut es gehen wollte, zusammen reiheten; daraus ward aber ebenfalls nur ein unverständliches Gemengsel, dem es an der ersten Eigenschaft eines guten Tonwerkes, an der Einheit, fehlte, ohne darum von der folgenden Oper einen Begriff zu geben. Gluck und Mozart haben zwar, Ersterer in seiner Ouverture zur Iphigenia in Aulis, Letzterer in denen zum Don Juan, zur Mädchentreue und zur Zauberflöte, eine einzelne, vorzüglich bezeichnende Stelle aus der Oper als Eingang der Ouverture angewendet, die meisten ihrer Ouverturen aber haben in den Figuren keine Gemeinschaft mit der Oper, zu der sie gehören, wohl aber im Charakter; und dieß ist es, was man von einer gut geschriebenen Ouverture mit Recht und Verstand verlangen kann.

Zum Beweise seiner Behauptung, daß die Italiener in die-

sem Theile der Oper, in welchem die Wissenschaft der Harmonie ihren Thron aufschlagen kann, fast immer verunglückt sind, während die Deutschen und die Franzosen sich darin ausgezeichnet haben, stellt der Verfasser eine der besten italienischen Ouverturen, die zur Oper: Il matrimonio segreto, von Cimarosa, mit jener zur Hochzeit des Figaro von Mozart in ausführlicher Analyse zusammen, welche hier wieder zu geben, der Raum nicht gestattet.

Die Form der Ouverturen ist nicht fest bestimmt. Die älteren waren in dreyerley Zeitmaßen getheilt, wovon das erste ein Allegro, das zweyte ein Andante und das dritte wieder ein Allegro oder Presto war. Mozart ist bey seiner Entführung aus dem Serail diesem Zuschnitte gefolgt. Ein glänzendes, leidenschaftliches Allegro, welchem ein kurzes Tonstück im langsamen Zeitmaße voran geht, ist die jetzt am meisten gewöhnliche Form der Ouverturen, wozu Gluck zur Iphigenia in Aulis das erste Vorbild lieferte. Doch gibt es mehrere Beyspiele sowohl von komischen als tragischen Opern, wo, ohne jene Einleitung, gleich mit dem Allegro begonnen wird, aus welchen ich nur die herrlichen Ouverturen zur Medea von Cherubini und zur Hochzeit des Figaro von Mozart anführen will.

Herr Castil-Blaze läßt sich nun am Schlusse dieses Kapitels noch sehr weitläufig gegen den Mißbrauch mancher spekulativer Musikalienhändler heraus, welche die pompvollsten Ouverturen auf das Clavier oder auf einige Blase-Instrumente übersetzen lassen, wodurch die vom Tonsetzer beabsichteten Effekte gänzlich verloren gehen und derley Tonstücke bey Personen, welche sie nicht in ihrer ursprünglichen Wesenheit gehört haben, schiefer Beurtheilung aussetzen. Wohl hat er Recht! was würde er aber erst zur Industrie unserer Musikhandlungen sagen, welche nicht nur Ouverturen, sondern ganze Opern für zwey Violinen oder gar für zwey Flöten eingerichtet verkaufen? —

III. Kapitel. Von der Introduktion. »Bietet die »Oper bey ihrem Anfange ein großes Schauspiel dar, beginnt »sie mit einer Siegesfeyer, mit dem Auftreten einer zahllosen »Schaar, mit einem prächtigen Einzuge, einem feyerlichen Opfer, »mit irgend einer anderen erhabenen Ceremonie, mit einem schreck»lichen Naturereignisse, einem Schiffbruche, einem Ungewitter, »einem Erdbeben; so kann der Tonsetzer diese Gegenstände so»gleich zur Darstellung bringen, ohne sie vorher anzukünden, und »sie werden dann nur desto überraschender wirken. So hat Gluck »in seiner Iphigenia auf Tauris die eigentliche Ouverture »unterdrückt, und die Darstellung des ersten Ereignisses der Oper »an ihre Stelle gesetzt. Seine Tragödie beginnt mit dem großen

»Gemälde der Meeresstille, des Sturmes, der ihr folgt, der »empörten Wogen, die Alles zu verschlingen drohen, der Trost»losigkeit Iphigeniens und der Priesterinnen Dianens, deren »rührende Stimmen und lebhafte Klagen mit der brüllenden See, »dem Tosen der Winde, und dem Rollen des Donners einen »herrlichen Gegensatz bilden.« (Poetik der Tonkunst von Herrn von Lacepede).

Die Introduktion, selbst wenn sie so glänzend ist, schließt jedoch die Ouverture keineswegs aus, wie ans zahlreichen Vorbildern bekannt ist. Sie kann auch nur aus einer Arie, einem Duette oder Terzette bestehen; ja es ist manchmal dem Ganzen sogar zuträglicher, wenn sie nicht zu geräuschvoll, und ihre Wirkung nicht gar zu eindringend ist, weil dadurch leicht alles folgende, sey es sonst auch noch so vorzüglich, in Schatten gestellt werden und matt erscheinen kann; wie es in Spontini's Ferdinand Cortez, nach seiner ursprünglichen Anordnung, der Fall ist. Daß dergleichen Unzukömmlichkeiten durch spätere Umänderungen nicht leicht gehoben werden können, zeigt dieselbe Oper. Uebrigens wünscht der Verfasser, und Rec. mit ihm, daß jedes lyrische Schauspiel mit einer musikalischen Introduktion beginne, die für das komische Singspiel noch nöthiger ist, als für die tragische Oper, weil nach der Ouverture die unmittelbare Folge einer gesprochenen Rede weit auffallender und unangenehmer absticht, als jene eines Recitativs.

IV. Kapitel. Vom Recitativ. Eine Oper, die aus lauter Arien, Duetten, Chören und dergleichen zum Ausdrucke der Leidenschaften bestimmten Gesangstücken zusammen gesetzt wäre, würde durch allzuhäufige Bewegung ermüden, und die Musik würde zu viel von ihrer Macht verlieren, wenn man dem Zuhörer nicht einige Ruhepunkte gewährte. Stellen, worin die dramatische Person von dem spricht, was geschehen ist, oder geschehen soll; Erzählungen, welche die dargestellte Begebenheit erläutern; Gespräche, die blos dazu dienen, die Scenen zu verbinden und die Handlung fortzuführen, eignen sich nicht zum zeitgemessenen Gesange. Da aber die Rede nicht mit dem Gesang wechseln kann, ohne das Ohr zu beleidigen, alle Einheit, allen Gesammteindruck der Vorstellung zu zerstören, und in demselben Schauspiele bald Singen, bald Sprechen noch weit ungereimter ist, als (wie Rousseau meinte) halb französisch und halb deutsch reden; suchte man ein Mittel zwischen der gesprochenen Rede und dem eigentlichen Gesange, womit man oberwähnte Theile des Drama bekleiden, und zugleich die Gesangstücke sondern konnte, ohne ganz aus der melodischen Sprache der Oper zu fallen. Dieses Mittel ist das Recitativ. Es bindet sich an

kein Zeitmaß; die Prosodie und der Accent der Sprache geben dem Tonsetzer die Norm, unter welche Sylben er Noten von längerer oder kürzerer Dauer setzen soll; die Deklamation ist seine Führerin bey der Wahl der höheren oder tieferen Intervalle; doch reichen die bekannten Tonschriftzeichen nicht hin, Prosodie, Accent und Deklamation so genau anzugeben, daß dem Sänger in jeder dieser Rücksichten nicht noch Vieles zu vervollkommen übrig bliebe, welcher daher nur dann ein Recitativ vollendet vortragen wird, wenn er es, ohne Musik, vollendet zu deklamiren verstunde. Mit der Meinung des Verfassers, daß, obschon hier auf jede Sylbe nur eine Note gesetzt wird, es gleichwohl dem Sänger überlassen sey, dort, wo der Charakter des Recitativs es erlaubt, Verzierungen anzubringen, kann Rec. sich nicht vereinigen, da er vielmehr den Ausspruch Rousseau's als wahr erkennt: »daß dasjenige Recitativ das beste sey, in welchem am wenigsten gesungen wird.« Es ist eine musikalische Deklamation, und schon diese seine Wesenheit schließt alle Rouladen und Tonläufe aus, die ihm überdieß eine seiner unentbehrlichsten Eigenschaften, die Deutlichkeit des Textes, rauben, und es zu sehr der Arie nähern, von welcher es doch völlig verschieden seyn soll.

Herr Castil-Blaze zählt drey Gattungen des Recitativs: das einfache, worin die Accorde, in welchen es sich bewegt, und die Uebergänge von einem zu dem andern blos von den vier Saiten-Instrumenten (in den italienischen Opern nur vom Violoncello und Baß) entweder in gehaltenen Tönen, oder in kurzen, auf gute Takttheile fallenden Strichen, angedeutet werden; das zeitgemessene Recitativ, welches stellenweise in das einfache gemischt, auch, nach Umständen, mit einigen Blase-Instrumenten begleitet, und gebraucht wird, um irgend eine merkwürdige Stelle heraus zu heben, mir aber nicht zum eigentlichen Recitativ zu gehören, sondern ein dasselbe unterbrechender Gesang zu seyn scheint; und das obligate Recitativ, worin das Orchester dort, wo der Sänger im Laufe seiner musikalischen Rede einhält, und seine Empfindungen nur durch Mienen und Geberden ausdrückt, die dadurch verursachten Zwischenräume durch die Schilderung entweder der Gefühle, die den Sänger bewegen, oder der Gegenstände, welche dieselben erwecken, ausfüllt, und so, im Einklange mit ihm, das Gemälde vollendet. Dieses letztere wird am schicklichsten angewendet, wo heftige Leidenschaften die dramatische Person wechselnd bestürmen, so, daß sie zu keiner anhaltenden Empfindung (dem Gegenstande der Arie) gelangen kann, sondern ein Bild das andere jagt. Mit Verstand und Lebendigkeit komponirt und vorgetragen, vermag es zwar nicht so bleibende, aber viel lebhaftere Eindrücke hervorzubringen, als die

Arie oder das Duett, und ist einer der wirksamsten Theile der Oper. Gluck hat uns an Iphigeniens Traumerzahlung im ersten, ihrem Dialog mit Oreste im zweyten, im Monolog des letztern im dritten Akte der Iphigenia auf Tauris, und am Recitative des begeisterten Hierophanten in der Alceste; Mozart an jenem der Donna Anna bey der Leiche ihres Vaters im Don Juan, am Gespräche Tamino's mit dem Priester im ersten Finale der Zauberflöte glänzende Beweise der obigen Behauptung hinterlassen.

Die Deutschen und die Franzosen wenden das Recitativ nur in der ernsten Oper (und erstere leider selbst da nicht immer) an; in der komischen wechselt Gesang mit der Rede, weil, sagt der Verfasser, »die Phrasen des Recitativs nicht genug Schnelligkeit haben für den lebhaften, geistreichen, würzevollen Dialog der komischen Schauspielgattung.« Ein Dialog von diesen Eigenschaften, wenn er vom Dichter in das Stück gelegt, und von den Sängern mit Laune und Leben wiedergegeben wird, mag die Ungereimtheit des Wechsels von Gesang und Rede, die uns überdieß durch die Gewohnheit erträglich geworden, entschuldigen; die deutschen komischen Singspiele aber dürften diese Entschuldigung, sowohl in Hinsicht des Gedichts als der Aufführung, nur selten in sich tragen.

Daß ein gutes Recitativ nicht nur nicht leichter, sondern sogar schwerer zu komponiren und vorzutragen sey, als eine Arie, ist schon daraus zu sehen, daß die Zahl guter Arien jene der ausgezeichneten Recitative unendlich übersteigt, und man auch viel öfter jene als diese vollkommen ausführen hört.

Einige wollen dem Recitative vorwerfen, daß es lange Weile mache; dieß ist aber nur der Fall, wenn es schlecht vorgetragen wird, wie dieß von den meisten deutschen Sängern geschieht, die, mit der Deklamation unbekannt, die Phrasen entweder zu sehr dehnen, und dadurch widrig machen, oder sie übereilen, und wohl gar verzieren, wodurch der Text unverständlich wird. Wir haben ganz neue Beyspiele, daß dieselben Recitative, welche die Zuhörer anekelten, ja verscheuchten, durch gehörigen Vortrag den Triumph über alle ehedem der Theilnahme allein gewürdigte Gesangstücke der Oper davon trugen.

V. Kapitel. Von der Arie. »Die Arie ist ein Gesangstück für eine einzelne Singstimme, die aus einer oder mehreren regelmäßigen Phrasen besteht, und in der nämlichen Tonart endet, in welcher sie angefangen hat.«

Es gibt große und kleine Arien. Unter die Ersteren gehören die eigentliche große (dramatisch-leidenschaftliche) Arie, die Bravour-Arie, das Rondeau, die Polonaise und der Bolero; unter

letztere die Romanze, die Kavatine und das Lied. »Ist die dramatische Person von dem, was sie gehört oder gesehen, heftig bewegt, zeigt ihr die Hoffnung eine lachende Zukunft, vertraut sie einem Freunde das Geheimniß ihres Herzens, richtet sie ihr Flehen zum Himmel, ist sie von der Wuth der Eifersucht oder der Rache getrieben, wendet sie die einnehmendste Sprache an, um den Gegenstand ihrer Liebe zu rühren, kehrt sie von einem Siege, oder wird sie von ihrem Feinde gefesselt, preist sie ihr Glück oder beweint sie ihr hartes Schicksal, so wird, da eines dieser Gefühle ihr Gemüth anhaltend beherrscht, und folglich zu einer ausgeführten musikalischen Schilderung, zu einem edlen, pathetischen, anziehenden Tongebilde geeignet ist, die große dramatische Arie an ihrer Stelle seyn.

Die Bravour-Arie dient blos dazu, eine schöne Stimme und eine bewegliche Kehle glänzen zu machen. In den älteren Opern findet man dergleichen häufig; Gluck, und seinem Beyspiele folgend, die meisten guten Meister nach ihm, haben sie, als dem dramatischen Charakter nicht nur unpassend, sondern denselben störend, aus ihren Werken völlig verbannt; in der letzteren Zeit sind sie in den italienischen Opern zahlreich wieder zum Vorschein gekommen, nur mit dem Unterschiede, daß sie in Hinsicht auf Anordnung und Ausführung der Komposition den früher da gewesenen weit nachstehen, und daß man die Bravour nicht nur in den Arien allein, sondern auch in Duetten, Terzetten und andern mehrstimmigen Stücken anbringt, ja, auf Kosten des Verstandes, des Gefühles und der Täuschung, beynahe die ganze Oper zum Bravourgesang macht. Recensent glaubt, daß die Bravour-Arie blos in das Konzert gehöre, aus dem musikalischen Drama aber streng ausgeschlossen seyn sollte, und wenn man einwenden will, daß selbst große Männer (wie z. B. Mozart in der Entführung aus dem Serail, der Clemenza di Tito, der Zauberflöte) dergleichen Gesangstücke in ihre Opern legten, so wird sich bey näherem Nachforschen immer finden, daß sie, gegen ihre Ueberzeugung, durch individuelle Rücksichten oder Verhältnisse dazu veranlaßt worden sind.

Das Rondeau unterscheidet sich von der Arie nur dadurch, daß die erste Strophe und ihre Melodie, nach zwey oder drey Zwischensätzen in den verwandten Dur- oder Moll-Tonarten immer wiederkehrt, und das letztemal mit einer etwas breiteren Cadenz zum Schluß geführt wird. Der Verfasser scheint sich über die Wesenheit desselben zu irren, wenn er es bloß in die komische Oper verweiset. Es ist vielmehr eines sehr leidenschaftlichen Ausdrucks fähig, und Mozart hat zu allen seinen Rondeaus Textstellen gewählt, welche einen rührenden, selbst düstern Inhalt hat-

ten; vermuthlich, weil die öftere Wiederholung der ersten Strophe hier am besten motivirt ist, da ein sanft aber tief bewegtes Gemüth gern auf die erste Quelle seiner Empfindung immer wieder zurück kömmt.

Die Polonaise ist durch ihre glänzenden Tonläufe mit der Bravour-Arie, durch die öftere Wiederholung des ersten Motivs mit dem Rondeau verwandt, bewegt sich jedoch immer im Dreyvierteltakte, und hat einen etwas hinkenden Rhythmus, welcher dadurch erreicht wird, daß man die ersten Noten des Taktes synkopirt. Obschon große Meister, wie Cherubini, Winter, Paer u. a. sie in der Oper angewandt haben, glaubt Rec. doch, daß sie sich nicht so gut für dieselbe als für das Konzert schickt: ganz gewiß aber gehört sie nicht in musikalische Dramen, deren Handlung in Italien, Spanien, oder wohl gar im alten Rom vorgehen.

Der Bolero ist ebenfalls auf den Dreyvierteltakt beschränkt, meistens in einer Moll-Tonart komponirt, und hat einen nationalen spanischen Charakter.

Die Romanze (provenzalischen Ursprungs), worin die französischen Komponisten ein entschiedenes Uebergewicht über die aller übrigen Länder haben, verlangt eine einfache, zarte, frische und vor Allem originelle Melodie. Man kleidete ehemals am liebsten die Erzählung tragischer Liebesgeschichten in diese Gesangesform. Die Romanze hat mehrere Strophen; in der Oper sollte deren Zahl nie über drey gehen.

Zärtliche, aber nur vorübergehende Empfindungen, welche keine breite musikalische Entwickelung zulassen, sprechen sich am besten in der Kavatine aus. In derselben muß Einfachheit herrschen; viele Modulationen sind hier nicht an ihrer Stelle. Der Vorschrift des Verfassers, daß sie stets im Zweyvierteltakte, in einer Dur-Tonart geschrieben seyn, und sich langsam bewegen müsse, widersprechen viele bekannte, treffliche Kavatinen, welche in allen drey Punkten von dieser Regel abweichen.

Das Lied endlich ist die einfachste von allen Gesangsweisen, gehört ausschließlich in's komische Singspiel, und kann, nach meiner Meinung, auch da nur in seiner eigenthümlichen Gestalt, nämlich als ein Lied, das Jemand singen zu wollen vorher ankündet, erscheinen.

Ueber die Wiederholung der Verse in den Arien stellt Herr Castil-Blaze die richtigsten Ansichten auf. Er findet sie gut in der komischen Gattung und wenn überspannte Gefühle ausgedrückt werden; aber auch in der ernsten Arie billigt er wohl angebrachte Wiederholungen als Mittel entweder zur Charakterisirung der singenden Person, oder zur Steigerung der geschilderten Empfindung, wenn nämlich die Phrase zuerst einfach und

richtig deklamirt erscheint, und jede Wiederkehr ihren Ausdruck erhöht und verstärkt. Zu häufige Wiederholungen sind jedoch übel angebracht, und am übelsten in einer erzählenden Arie, wenn der Erzähler dem ungeduldig Horchenden immer dasjenige wieder sagt, was dieser schon gehört hat. Die Opern bestanden in älterer Zeit beynahe blos aus Arien. Die neuere und bessere Form derselben ist dieser Einrichtung entgegen. Der schicklichste Platz für die Arie ist wohl unstreitig der Monolog, wo der Sänger Herr der Scene ist, Alles nur er allein wirkt, und Alles nur von ihm abhängt. Richtet er seine Arie an eine oder mehrere Personen, so ist der Tonsetzer in seinen harmonischen Entwickelungen schon durch die Kürze beschränkt, die hier nothwendig wird, um die Mitspielenden in ihrem stummen Spiele nicht zu erschöpfen. Die Italiener nehmen es jedoch auch hierin nicht so genau; wird den Mitspielenden die Arie zu lang, so lassen sie den Sänger stehen, um einstweil eine Promenade im Hintergrunde zu machen, oder sich die Dekoration zu besehen, woher sie dann, wenn die Cadenz beginnt, immer noch früh genug zurückkehren, um den Schluß der Arie (welche der Sänger indessen, aus Mangel eines Zuhörers auf der Bühne, an das Parterre gerichtet hat) mit ein Paar unbedeutenden Gesten zu begleiten. Ueber die Ausführung der Arien bemerkt der Verfasser blos, daß, da eine Arie nichts Anderes ist, als der Ausdruck der Empfindungen, welche die singende Person in jenem Augenblick erfüllen; die Musik nur dann ihre ganze Wirkung thun, und die Täuschung nur dann vollständig seyn könne, wenn die auszudrückenden Gefühle mit demjenigen in Beziehung stehen, der sie ausdrückt, und daher nichts lächerlicher sey, als ein Frauenzimmer (in einer Helden- oder Liebhaber-Rolle) von ihrer theuren Gattin, von der, die sie anbetet, reden zu hören. Von der seit einiger Zeit eingerissenen Wuth der Sänger und Sängerinnen, alle Arien mit Rouladen, diatonischen und chromatischen Tonläufen, Schnörkeln und Trillern dergestalt zu überladen, daß alle Charakteristik verschwindet, alle Arien die gleiche Physiognomie erhalten, und man immer die nämliche zu hören glaubt, kann Herr Castil-Blaze nicht sprechen, da diese Krankheit in Paris (das dortige italienische Theater etwa ausgenommen) ganz unbekannt geblieben ist, und von dem Publikum nie würde geduldet worden seyn. Er wendet sich daher nur mit folgender Ermahnung an die Sänger: »O ihr, die ihr eine bezaubernde Kunst pflegt, ihr, welche die Natur mit einer wohlklingenden und rührenden Stimme beschenkte, vermeidet sorgfältig, was die Täuschung stören könnte; auf daß der Reiz der Dichtung, mit jenem der Melodie sich vermählend, in Eurem Mund eine Götterspracbe bilde!«

Ein acht Seiten langes Verzeichniß der vorzüglichsten Sopran-, Tenor-, Bariton- und Baß-Arien der französischen Opernbühnen beschließt dieses weitläuftige Kapitel.

VI. Kapitel. Vom Duette. Nach der Erklärung, daß eine, dem figurirten Gesange zweyer Hauptstimmen gewidmete, wechselweise vom Dialog zur Vereinigung jener beyden Stimmen übergehende, und fast immer mit dieser Vereinigung schließende Scene ein Duett heisse, finden wir hier einige treffliche Bemerkungen über die mehrstimmigen Gesangstücke überhaupt. Die Situationen, welche eine Vereinigung mehrerer Stimmen gestatten oder verlangen, sind von zweyerley Art: Wenn alle dramatischen Personen mit einander einverstanden sind, und aus gleichmäßigem Antriebe gleichmäßige Gesinnungen ausdrücken; oder wenn die Leidenschaft sie so heftig bewegt, daß sie auf das nicht achten können, was die Uebrigen sagen.

Im ersten Falle, wo alle Personen die nämlichen Gedanken hegen, auf gleiche Weise ergriffen sind, muß auch ihre Sprache dieselbe seyn, und es ist natürlich, daß alle Stimmen zugleich sich erheben. Im zweyten Falle bietet die Musik wirkungsvolle Kontraste, indem sie dem lyrischen Schauspiele den wichtigen Vorzug vor dem rezitirten verleiht, daß mehrere Personen zugleich sich dem Zuhörer verständlich machen können, wo hingegen der oratorische Accent zur gleichzeitigen Sprache nicht geeignet ist. Herr Castil-Blaze wiederholt hier, was er bereits früher über die Vortheile angeführt hat, deren die Oper sich in Rücksicht jener Stellen erfreuen darf, welche »bey Seite« gesprochen werden. Aber auch in anderen Situationen, wenn zwey oder mehrere Personen ihre Gefühle gegen einander austauschen, wenn sie etwas mit einander überlegen, wenn sie einen gemeinsamen Vorsatz fassen, wenn sie sich streiten, sich bedrohen u. s. w., können mehrstimmige Gesangstücke die herrlichsten Effekte hervorbringen.

Rousseau, und nach ihm La-Harpe und andere, mit dem Geiste der dramatischen Musik eben nicht sehr vertraute Schriftsteller wollten, daß man für das Duett nur solche Empfindungen, die eines angenehmen, wenig kontrastirten Ausdrucks fähig sind, wählen, alle heftigen Leidenschaften aber davon ausschließen soll; wahrscheinlich weil zu jener Zeit alle Duette blos zärtliche Liebesbetheurungen zum Gegenstande hatten, und diese Herren nur nach demjenigen urtheilten, was ihnen vor Augen lag. La-Harpe ging so weit, das meisterhafte Duett des Achilles und Agamemnon in Gluck's Iphigenia in Aulis aus dem Grunde zu tadeln, »weil es der Würde dieser »Helden keineswegs angemessen sey, zugleich zu reden; weil es

»dieſem gegenſeitigen Ausbruche des Zorns an Adel fehle; und »weil der Accent des Stolzes hart und antiharmoniſch ſey;« worauf ihm Suard in einem, ſeiner ganzen Länge nach hier eingeſchalteten Briefe antwortete: »daß die beyden Helden nicht zugleich reden, ſondern zugleich ſingen; daß jene Ausbrüche »des Zorns nicht unedler ſeyen, als die in Homer's Iliade, »wo die Heroen ſich Memmen und Hundegeſichter ſchelten; und daß die letzte Phraſe keinen Sinn habe, wenn der »Kritiker nicht annehmen wolle, daß der Accent des Stolzes auch »anti-poetiſch ſey.« Glücklicher Weiſe haben die Gluck, Mehul, Cherubini, Spontini, Catel u. dgl. keine Notiz von dieſer Kritik genommen, und die Duette des Achilles und Agamemnon, des Aeneas und Jarbas, des Aſſur und Arſaz, der Medea und des Jaſon, des Licinius und des Pontifex erregen noch immer die lebhafteſte Theilnahme, und werden mit Beyfall bedeckt. Je dramatiſcher eine Situation iſt, deſto mehr wird ſie ſich zur muſikaliſchen Behandlung eignen. Dieſer ritterliche Hochmuth, dieſer ungezähmte Stolz, dieſer heroiſche Zorn, Anfangs in der Tiefe des Herzens verſchloſſen, dann allmählich ausſtrömend, und bis zur äußerſten Heftigkeit anſchwellend, gehören allerdings in das Gebiet der Tonkunſt.

Der Verfaſſer verbreitet ſich nun über die verſchiedenen Formen des Duetts, und belegt ſeine Meinung mit Beyſpielen aus den beſten Opern; Rec. aber glaubt, daß ſich über die Form des Duetts, eben ſo wenig als über jene des Terzetts, Quartetts, Quintetts u. ſ. w. beſtimmte Regeln geben laſſen; daß die Anordnung dieſer Geſangſtücke der Beurtheilung des verſtändigen Tonſetzers überlaſſen bleiben, und daß dieſer die Situation, die Charaktere, und die ausgeſprochenen Gefühle allein dabey zu Rathe ziehen müſſe. Ein zahlreiches Verzeichniß der beſten Duette gibt Veranlaſſung, die Namen einer Menge von franzöſiſchen Opern anzugeben, von welchen der größte Theil uns unbekannt iſt, und wahrſcheinlich mehrere zur Verpflanzung auf die deutſche lyriſche Bühne geeigneter ſeyn möchten, als ſo manche, die von dort zu uns gekommen, und zu ſehr auf individuelle Verhältniſſe der Pariſer Theater berechnet ſind, um anderswo ihre volle Wirkung zu thun.

VII. Kapitel. Vom Terzette, Quartette, Quintette und Sextette. Nachdem das Vorzüglichſte über die mehrſtimmigen Geſangſtücke bereits im vorhergehenden Kapitel geſagt wurde, blieb hier wenig mehr nachzutragen übrig. Alle oben genannten Gattungen ſind dialogirt, wie das Duett, und enden gewöhnlich, wie jenes, mit Vereinigung der Stimmen. Das Terzett iſt das erſte Glied in der Kette der mehrſtimmigen Geſangſtücke,

welches, wenn man will, eine selbstständige Harmonie bilden, und des Orchesters ganz entbehren kann; man nennt sie in diesem Falle vorzugsweise: Vokalstücke, weil die Instrumente gar nicht darauf einwirken. Das Quartett gibt die vollständigste Harmonie; das Terzett aber kann auch in dieser Beziehung schon sehr anziehend seyn, doch ist bekanntlich der dreystimmige reine Satz schwerer als der vierstimmige. Unser Verfasser meint zwar, daß der dramatische Styl mehr der Melodie als des Kontrapunkts bedürfe, und hat völlig Recht, wenn von Einem oder dem Andern die Rede ist. Gute Meister haben indessen öfter gezeigt, daß eine ausdrucksvolle Melodie durch die Vereinigung mit dem Kontrapunkte nur einen desto höheren Reiz gewinne, und Mozarts Quartett im Idomeneo ist eines der glänzendsten Beyspiele hiervon.

Unter den verschiedenen Arten mehrstimmiger Gesänge wird hier auch einer eigenen Gattung derselben, des Kanons, erwähnt, welcher jedoch mit dem eigentlichen strengen Kanon nicht verwechselt werden darf, der bekanntlich eine der schwersten kontrapunktischen Aufgaben ist. In diesen Opern-Kanons wird die musikalische Phrase erst dann, wann die erste Stimme sie ganz vollendet hat, von der zweyten aufgenommen, während jene einen andern, mit gedachter Phrase harmonierenden Gesang ausführt, dessen sich späterhin ebenfalls die zweyte Stimme bemächtiget, welcher auf gleiche Weise die dritte, und, in einem Quartett oder Quintett, auch die vierte und fünfte nachfolgen, bis die erste wieder an die Reihe kömmt, das Hauptmotiv zu singen, welches die übrigen mit ihren harmonirenden Nebengesängen begleiten. Neben dem, von dem Verfasser mit Recht als vorzüglich angeführten Kanon aus Cherubini's Faniska dürfte wohl jener aus der Oper Fidelio, von Beethoven, mit gleicher Auszeichnung stehen. Merkwürdig dünkt es mich übrigens, daß Mozart in keiner seiner Opern einen solchen Kanon angebracht hat. Da sie im Grunde doch nur eine artige musikalische Spielerey sind, glaube ich, daß sie in einer heroischen oder tragischen Oper durchaus unschicklich seyen.

Steht ein Quartett, Quintett oder Sextett am Schluß eines Aktes, so kann es sehr wohl die Stelle eines Finale vertreten. Das überaus herrliche Septett, womit (nach der ursprünglichen Eintheilung) der zweyte Aufzug der Hochzeit des Figaro schließt, ist wohl eines der wirkungsreichsten Finale, die es geben kann. Indessen kann ein Akt auch mit einem Duette (wie der erste von Cherubini's Medea), sogar mit einer Arie (wie der erste von der Hochzeit des Figaro, der dritte von Iphigenia auf Tauris), ja selbst mit einem obligaten Recitative

(wie der erste Akt von Glucks Orfeo ed Euridice) schließen. Ein mehrstimmiges Gesangstück gibt jedoch immer einen glänzendern und angemessenern Aktschluß. Auch diesem Kapitel ist ein Verzeichniß einer Menge von derley Gesängen angehängt.

VIII. Kapitel. Vom Finale. Das eigentliche Finale ist eine Reihe ganz in Gesang gesetzter Scenen am Ende eines Aufzugs. Wenn die Exposition vorüber ist, und die Intrigue, ihren Gang rasch verfolgend, entweder sich fester schürzt, oder sich entwickelt, wenn in dieser Absicht alle Triebfedern in Bewegung gesetzt sind, die Situationen sich ändern, die verschiedenen Leidenschaften den höchsten Grad erreichen, und das Ganze sich in einem großen dramatischen Gemälde darstellt, dessen Figuren in zu lebhafter Bewegung sind, als daß man sie zum Recitativ oder zur Arie zurück führen könnte; dann bildet der Tonsetzer eine ununterbrochene Kette aus Duetten, Terzetten, Quartetten, Quintetten, selbst Chören, und dieses Musikstück, das längste im Akte, heißt das Finale. Herr Castil-Blaze nennt Logroscino, einen Tonsetzer aus den Zeiten Pergolesi's, als den Erfinder desselben, und behauptet, daß Paisiello der erste war, der es in die ernsthafte Oper einführte. Alles, was von den mehrstimmigen Gesangstücken überhaupt gesagt wurde, gilt auch von dem Finale. Dieses kurze Kapitel schließt abermals mit einem Verzeichnisse der ausgezeichnetsten Kompositionen dieser Gattung, worunter wir die Finalen aus Don Juan und Figaro oben an erblicken.

IX. Kapitel. Von dem Chor. Der Chor der griechischen Tragödie, ein ruhiger Zuseher der Begebenheiten, ließ sich zuweilen blos in Betrachtungen über dieselben ein, oder erhob seine Stimme zu langen Erzählungen aus der Mythologie oder der Geschichte; nur selten redete er eine der handelnden Personen an, und niemals hatte er Einfluß auf die Handlung selbst. So war auch in den ersten Zeiten der Oper der Chor auf beyden Seiten des Theaters an den Coulissen aufgestellt, ohne sich in das Scenenspiel zu mischen, und schrie fein: laßt uns feyern! laßt uns schwören! laßt uns zerstören! laßt uns kämpfen! aus vollem Halse, ohne sich im geringsten von der Stelle zu bewegen. Gluck, der in dem ganzen dramatisch-musikalischen Systeme einen so glücklichen Umschwung zu Stande gebracht, hat auch jene unbeweglichen Schaaren zu beleben, jene wohlklingenden Standbilder in Thätigkeit zu setzen gewußt. »Man muß diesen großen Meister bey den Opernproben gesehen »haben«, sagt Ginguené, »wie er von einem Ende der Bühne »zum andern die Chorsänger hier wegschob, dort hinzog, bald »bat, bald schalt, bald ihnen schmeichelte, und wie diese Anfangs

»darüber verwundert, von der Verwunderung zur Gelehrigkeit, »von der Gelehrigkeit zum Ausdruck, zu Effekten übergingen, die »sie selbst anfeuerten, und ihnen gleichsam einen Theil der Begei»sterung des Tonsetzers verliehen; man muß ihn in dieser an»strengenden Beschäftigung gesehen haben, um alle die Verbind»lichkeit zu fühlen, die unsere Bühne ihm schuldig ist, und zu er»kennen, welch einen Verein von physischen und moralischen Kräf»ten er bedurfte, um wie er gethan, allenthalben Bewegung »und Leben zu verbreiten.« Die Ueberraschung der Zuschauer, als sie in seiner Iphigenie in Aulis die Chöre zum ersten Male von Schauspielern statt, wie bis dahin, von Automaten ausführen sahen, und der Enthusiasmus, womit diese neue erfreuliche Erscheinung aufgenommen wurde, belohnten Gluck's Bemühungen auf die schönste Weise.

Nachdem uns die Arien, die Duette, Terzette u. s. w. sanft gerührt haben, tritt der Chor auf, uns mit seinen gebieterischen Massen, mit seinem melodischen und harmonischen Reichthum gewaltig zu ergreifen. Er mag uns Kontraste darbieten, unter sich uneins seyn, sich bestreiten, bekriegen, verfolgen; oder er mag, von gleichen Gefühlen beseelt, einmüthig sich freuen, sich betrüben, jubeln, wüthen, zum Himmel flehen, oder in Verwünschungen ausbrechen; immer bleibt er, vernünftig behandelt und mit Vollendung ausgeführt, eine der schönsten Zierden der Oper, das herrlichste Resultat von Vereinigung der Melodie und Harmonie, der Singstimmen und des Orchesters. Der Chor kann zuweilen von Solo's der Coryphäen, nie aber von einem fortgesetzten Dialog, unterbrochen werden. Die Ausführung dieser Solo's bietet indessen manche Schwierigkeit dar, weil unter den Chorsängern selten Personen zu treffen sind, welche ein Solo genügend vorzutragen vermögen, die Opernsänger aber zu derley kleinen Aufgaben sich meistens zu gut dünken.

Der Verfasser schweigt von der Entwürdigung, welche der Chor in neuester Zeit durch die erbärmliche Art erfährt, auf welche er zur Begleitung großer Bravour-Arien verwendet wird. Eine reiche Liste von Chören, die zu Vorbildern dienen können, in welcher, unter vielen aus uns zum Theil bekannten Opern von Mehul, Cherubini, Spontini, Catel, Winter, die Chöre aus Gluck's beyden Iphigenien, Orpheus, Alceste und Armida, aus Salieri's Danaiden und seinem Tarar glänzen, findet sich am Ende dieses Kapitels.

X. Kapitel. Von den Tanz-Melodien (airs de danse). Obschon zu Paris keine große Oper ohne ein oder mehrere damit verbundene Ballette aufgeführt wird, und diese Ballettmusik folglich einen integranten Theil der Opern-Partition ausmacht, hat Herr Castil-Blaze doch nur wenig über die-

sen Gegenstand, und kaum mehr gesagt, als daß die Tanzkunst seit dem Ende des letzten Jahrhunderts ungeheure Fortschritte gemacht habe, daß sie von Gardel, Milon und Vestris zu einer Vollkommenheit gebracht wurde, die schwerlich noch weiter gehen könne, und daß er glaube, die Franzosen hätten in Rücksicht auf Ballettmusik ihren Vorzug vor den übrigen Nationen standhaft behauptet. Ohne uns durch diese ihre Ueberlegenheit eben kränken zu lassen, muß man doch gestehen, daß ein wohl angebrachtes, mit der dramatischen Handlung gut verbundenes, oder besser noch aus derselben entwickeltes Ballett der Oper einen anziehenden Reiz verleiht, und daß ein getanzter Chor, worin nämlich die Tänzer einen, der Situation angemessenen Tanz zu der nämlichen Musik ausführen, in welcher die Sänger zu gleicher Zeit einen Chor singen, eine ganz eigene, angenehme Wirkung hervorzubringen im Stande sey. Indessen kann Rec. das Ballett nicht für einen unentbehrlichen Bestandtheil der Oper halten, und die Franzosen selbst scheinen, nach einigen in diesem Kapitel befindlichen Andeutungen, weniger Ballette in die Oper selbst mehr zu legen, seit es gewöhnlich ist, ein Ballett, als selbstständiges Spektakel, nach dem Schlusse derselben zu geben.

XI. Kapitel. Von dem Marsche. Da der Marsch noch viel weniger, als das Ballett, ein unentbehrlicher Theil des lyrischen Schauspiels ist; hätte man kaum erwarten sollen, ihm hier ein eigues Kapitel gewidmet zu sehen. Auch finden wir in diesem, dem kürzesten des Werkes, nur die Aufzählung der verschiedenen Gattungen der Märsche, deren Form sich nach Zeit, Ort und Handlung bildet; wornach es denn feyerliche, religiöse, kriegerische, und Trauermärsche gibt, deren jeder, nach Verschiedenheit des Landes, in welchem die dargestellte Begebenheit vorgeht, einen bestimmten nationellen Charakter in Melodie, Harmonie und Instrumentirung haben soll.

XII. Kapitel. Von dem Zwischen-Akte. »Der Zwischen-Akt ist der Zeitraum, welcher zwischen dem Ende eines Aktes der Oper und dem Anfange des folgenden verstreicht, und während welchem die Darstellung unterbrochen, jedoch angenommen wird, daß die Handlung anderwärts fortschreite. Das Orchester füllt zuweilen diesen Zeitraum mit einer Symphonie aus, welche ebenfalls Zwischen-Akt genannt wird.« Diese kleineren Ouverturen (denn das sind sie eigentlich) wurden in Deutschland erst durch die verdeutschten französischen Opern bekannt.

XIII. Kapitel. Von den Uebersetzungen, Parodieen und Quodlibets.

»Eine Oper übersetzen heißt, ein Drama, auf welches bereits eine Musik geschrieben ist, aus einer Sprache in eine andere

übertragen.« Hier fehlt der Beysatz: dergestalt, daß die Musik eben so gut auf das neue, wie auf das ursprüngliche Idiom passe. »Eine Oper parodiren heißt, den vorhandenen Gesängen neue Worte unterlegen, deren Inhalt oft mit den vorherigen nicht die mindeste Aehnlichkeit hat; es genügt, wenn der Parodist sich nach dem Charakter des Musikstücks richtet, und vorzüglich die Anlage des Gedichts nach jener der Musik entwirft, so, daß im Ausdrucke eine vollkommne Uebereinstimmung herrsche.« Man sieht aus dieser Definition, daß auf der französischen Bühne eine Parodie etwas ganz Anderes bedeute, als auf der unsrigen, wo man die Bearbeitung eines bekannten, in einem Schauspiele bereits behandelten Stoffes, nach, dem Charakter und Sinne dieses schon bestehenden Schauspieles ganz entgegen gesetzten, meistens auf das Burleske zielenden Ansichten so benennt. »Ein Quodlibet endlich ist ein Drama, welches man aus beliebten, getreu übersetzten oder (nach der französischen Bedeutung) parodirten Arien, Duetten, Terzetten und Chören geschaffen, und worin man diese gewählten Bruchstücke mittels der nöthigen Verbindungs-Scenen, zu einer neuen, zusammenhängenden Handlung gebildet hat.«

Man hat öfters versucht, die französische lyrische Bühne mit Meisterwerken fremder Schulen zu bereichern; allein alle, seit der Servante Maîtresse (1754) bis zum Don Juan (1805) in's Französische übersetzten Opern sind, trotz der ausgezeichneten musikalischen Schönheiten, welche mehrere derselben enthielten, wieder zurück gelegt worden. Man hat die Ursache hievon in der barbarischen Prosa der Uebersetzer finden wollen; unser Verfasser aber findet diesen Grund nicht hinlänglich, und glaubt ihn, besonders was die Uebersetzungen italienischer komischer Opern betrifft, in dem Mangel derselben an Interesse, in der Niedrigkeit ihrer Komik, in dem gänzlichen Abgang einer Handlung, und in der Verschiedenheit der Grundsätze zu finden, nach welchen eine Opera buffa und eine französische komische Oper verfaßt werden.

XIV. Kapitel. Ob man Musiker seyn müsse, um richtig über Musik zu urtheilen, und über diese Kunst zu schreiben. Der Verfasser beantwortet die Ueberschrift dieses Kapitels, eines der ausgedehntesten des ganzen Werkes, durchaus bejahend, und führt für seine Meinung an: die allerdings kaum glaublichen Ungereimtheiten, welche zwey der angesehensten Gelehrten, La-Harpe und Marmontel, zur Zeit der Fehde zwischen den Gluckisten und Picciniſten über Gluck und seine Werke in den Tageblättern verbreiteten, und welche von Arnaud und Suard eben so witzig als gründlich widerlegt

wurden *); die Aeußerungen des Geoffroi, daß Gluck, genannt der Heulende, sich in der Musik der Teufel auszeichne, daß Alceste eine Todten-Messe, Don Juan ein deutsches Getöse, und in der Hochzeit des Figaro außer einer einzigen Ariette nichts Gutes zu finden sey; die Thatsache, daß in der Encyclopädie die Artikel über Musik die schwächsten sind; und daß in Rousseau's musikalischem Wörterbuche nur dasjenige vortrefflich sey, was er, nicht als Tonkünstler, der er nie gewesen, sondern als Philosoph und Dichter geschrieben. Herr Castil-Blaze behauptet ferner, daß in den Zeitschriften, welche der Musik unkundige Literatoren zu Mitarbeitern haben, das Operngedicht allein ausführlich und richtig beurtheilt, über die Musik hingegen entweder mit ein Paar Gemeinplätzen von Lob oder Tadel hinweg gegangen, oder irgend eine veraltete Redensart über Melodie und Harmonie statt eines Urtheils angewendet, oder dieses nach dem Ausspruche des Publikums, und dem Erträgnisse der Theaterkasse gemodelt werde; daß die einzige kleine Seite, welche der Journalist über eine neue Oper liefern soll, eben so ausgebreitete Kenntnisse, als ein großes Werk erfordere; daß man, ohne Musik zu verstehen, eben so wenig über Gluck oder Mozart zu urtheilen vermöge, als über Corneille und Poussin, ohne in die Dichtkunst und Malerey eingeweiht zu seyn; und daß es nicht leichter sey, das Sextett aus Don Juan oder das erste Finale aus den Tagen der Gefahr zu analysiren, als die Struktur eines Gebäudes, die Insel von Madagascar, oder das kaspische Meer zu beschreiben.

Ohne Herrn Castil-Blaze hierin widersprechen zu wollen, in so fern er Urtheile verlangt, welche sich nicht blos auf den ästhetischen Werth einer musikalischen Komposition beschränken, sondern auch in das Technische derselben eingehen, nicht blos von der Wirkung, sondern auch von den Mitteln, womit sie erreicht werden, Rechenschaft geben sollen; dünkt mich doch, daß er zu weit gehe, wenn er einem nicht musikalischen Literator alle Fähigkeit, ein Tonwerk, zumal eine Vokal-Komposition, woran die Dichtkunst einen so großen Antheil hat, zu würdigen, gänzlich absprechen will. Recensent setzt voraus, daß dieser Literator ein vielseitig gebildeter Mann von richtigem Gefühl und geläutertem Geschmacke sey, und daß er, obschon keine Kenntnisse in der Tonkunst, doch Sinn und Empfänglichkeit für dieselbe besitze.

*) Beyderley Aufsätze finden sich in den schon früher erwähnten: Mémoires pour servir à l'histoire de la révolution opérée dans la Musique etc. gesammelt.

Allerdings hätte der Verfasser Recht, wenn er behauptete, daß nur der mit gründlichen musikalischen Kenntnissen ausgerüstete Literator ein vollkommen erschöpfendes Urtheil über Tonwerke überhaupt, und die Oper insbesondere auszusprechen im Stande sey; und, den Musen sey Dank, es fehlt uns Deutschen nicht an gewichtigen Männern solcher Art, wenn sie auch eben nicht zahlreich sind. Wenn aber Herr Castil-Blaze hierin jeden ungelehrten Tonkünstler über jeden unmusikalischen Gelehrten setzen will, möchte er gleichwohl irren.

Zu den nöthigen Eigenschaften eines Opern-Recensenten zählt er die Fähigkeit, jeden Meister aus seinem Werke zu erkennen. Große Tonsetzer unterscheiden sich in ihrem Styl zwar eben so, wie große Schriftsteller oder Dichter; Komponisten minderen Ranges aber, die sich einen eigenen Styl zu bilden nicht vermögen, ahmen gewöhnlich eine eben im Schwunge befindliche Manier nach, die auf gewissen beliebten Phrasen, Uebergängen, Kadenzen u. dgl. beruht, und die daher zu unterscheiden kaum möglich seyn dürfte, wie man sich aus den Arbeiten der jüngsten italienischen Tonsetzer überzeugen kann, welche alle aus einer und derselben Feder geflossen zu seyn scheinen. Der Leitfaden, welchen Herr Castil-Blaze zur Erkenntniß der Meister darbietet, möchte übrigens nicht der zuverläßigste seyn. »Cimarosa führt seine Motive gern mittels einer aufsteigenden diatonischen Tonleiter zurück; absteigende diatonische Tonleitern, wovon jedem einzelnen Tone die ihm zukommende Harmonie gegeben ist, findet man oft in den Bässen Mehuls u. s. w.« Diese Kennzeichen scheinen nicht hinzureichen, um im Werke den Meister zu finden, auch sind sie mehr aus der Manier als aus dem Styl genommen, dessen Verschiedenheit Rec. vielmehr in der Art, ein Gefühl aufzufassen und wieder zu geben, in der mehr oder minder treffenden Charakterisirung der dramatischen Personen, in der vorherrschenden Neigung zum kräftigern oder sanfteren Ausdrucke, in der mehr oder weniger sinnreichen Benützung und Ausführung der Motive, in der stärker oder schwächer strömenden Fülle der Harmonie, in der häufigeren oder seltneren Anwendung kontrapunktischer Verzweigungen, in der größeren oder geringeren Kraft der Bässe u. dgl. suchen würde. Der Verfasser scheint die Unzulänglichkeit seiner Angaben, und die Schwierigkeit der Aufstellung bestimmter Regeln zur Erkenntniß der Meister selbst gefühlt zu haben, indem er von Haydn, Mozart, Nicolo, Chernbini, Catel, Spontini und Boieldien, folglich gerade von denjenigen, deren in ihren Werken waltender Geist am schwersten darzustellen seyn möchte, blos im Vorbeygehen sagt: »daß auch von diesen jeder seine eigenen Charakterzüge habe,

welche hier aus einander zu setzen zu weitläuftig wäre,« und am Ende jener Schilderungen mit der ihm eigenen Bescheidenheit hinzu fügt: »daß alles über diesen Gegenstand hier Gesagte nur eine sehr unvollständige Darstellung sey.«

Nur durch die Vorliebe der Landsmannschaft läßt es sich aber erklären, wie Herr Castil-Blaze die übrigens mit Recht geschätzte Schriftstellerin Madame Stael den Literatoren als Vorbild, wie sie über Musik schreiben sollen, empfehlen konnte; diese Dame, welche in ihrem Werke über Deutschland die Instrumental-Begleitung in Mozart's Don Juan bizarr nennt; die musikalische Malerey mit der musikalischen Nachahmung auf eine Art vermengt, welche den gänzlichen Mangel der Grundbegriffe der Kunst beweiset; die deutschen Tonsetzer tadelt, daß sie in ihren Vokal-Kompositionen dem Sinn der Worte zu genau folgen, und daß sie dem zu viel nachdenken, was sie schreiben, wo doch die schönen Künste mehr Instinkt als Gedanken wollen; welche behauptet, daß ein Vergnügen, das aus Nachdenken entspringt, nicht in die wunderbare Sphäre der Kunst gehöre, und mehr dergleichen kaum glaubliche Sätze aufstellt, die Recensent in der Wiener allgemeinen Literaturzeitung vom Jahre 1816 Nr. 11 und 12 zu beleuchten sich gedrungen fühlte.

XV. Kapitel. Von der Oper in den Provinzen. Herr Castil-Blaze beginnt dieses Kapitel mit der Klage, daß, während in Italien ein einziger Karneval funfzig Opern zur Welt bringt, man in Frankreich zwanzig Jahre bedarf, um solchen Reichthum zu sammeln, und daß ein Tonsetzer schon zehn Werke auf italienischen Bühnen kann aufgeführt haben, bevor er dazu gelangt, nur eine auf einer französischen zu geben; was der Entwickelung der Talente ungemein hinderlich sey. Der Verfasser hat hierbey vergessen zu bedenken, was für Opern jene funfzig seyen, und welche Eigenschaften man von denselben in Frankreich fordert; und daß ein Komponist sehr wohl zehn Werke in Italien kann geschrieben haben, ohne darum im Stande zu seyn, eine für die Académie royale de Musique zu liefern.

Herr Castil-Blaze scheint jedoch diese Fruchtbarkeit nur zu Gunsten der sechzig Provinz-Theater zu wünschen, die in seinem Vaterlande bestehen, und welche ihre Repertorien blos aus jenen Werken bilden, die in der Hauptstadt gegeben wurden. Betrachten wir die Art, wie diese Werke dort aufgeführt werden, wovon uns der Verfasser als Augenzeuge Nachricht gibt; so dürfen wir den Bühnen der kleineren deutschen Städte zu ihren Vorzügen über die französischen Glück wünschen, so wenig sie auch denjenigen befriedigen mögen, der an dramatisch-musikalische Vorstellungen der Hauptstädte gewohnt ist. Auf keinem der Pro-

vinz-Theater Frankreichs findet man mehr, als zwey, höchstens drey fähige Künstler; folglich ist an eine Gesammtwirkung nirgends zu denken. Die Orchester sind mangelhaft, und wenn die Unternehmer blos auf ihren Vortheil sinnend, bey den Sängern sparen, so ist dieses noch weit mehr der Fall bey den Instrumentisten. Herr Castil-Blaze hat im Oedip zu Colonos die Rollen des Theseus und des Oberpriesters von demselben Sänger, und zwar dergestalt vortragen gehört, daß der König von Athen, als seine Rolle geendet war, sich gegen den Hintergrund der Bühne wendete, um jene des Oberpriesters zu singen, während ein Soldat im Priesterkleide Mund und Arme bewegte, und Weihrauch in die Opferflamme streute. Er sah Paul und Virginie ohne ausgeschriebene Orchester-Stimmen aufführen: der Direktor und der Kontrabaß spielten aus der Partition, und einige Blase-Instrumente begleiteten den Gesang aus dem Gedächtnisse, meistens aber im Unisono. Er sah und hörte kriegerische Chöre von drey Personen singen; einen sechzigjährigen Vater und seine Tochter die beyden jungen Freunde in dem Singspiele: Ein Haus zu verkaufen, spielen; drey sich über einander drängende Waldhornisten, aus Ranges-Eifersucht, dasselbe Solo des ersten Waldhorns blasen, während die Partie des zweyten unbesetzt blieb; ganze Opern, ohne Blase-Instrumente mit dem bloßen Quartette begleiten; im Ferdinand Cortez (weil das Chorpersonale zu schwach war, um es zu theilen) die Chöre der Mexikaner und Spanier von den nämlichen Choristen vortragen; die herrlichsten Finale in Stücke zerreißen, die, aus Mangel der verbindenden Instrumente keinen Zusammenhang mehr hatten; die schönsten Arien von ganz verfallenen Stimmen singen, die nur mit Mühe von einer schneidenden Violine im Ton erhalten werden konnten; und dennoch waren die Theater gefüllt! Gewohnheit, lange Weile, Liebes-Verständnisse, Kaufmanns-Geschäfte, und der Umstand, daß man für den Preis eines Billets im Feydeau einen ganzen Monat hindurch das Theater einer Provinzstadt besuchen kann, lassen die dortigen Schauspiel-Säle niemals leer stehen, deren einige größer sind, als die zu Paris.

So wie die Darstellungen übel beschaffen sind, ist es die Lage der Darstellenden nicht minder. Fünf Kinder, welche, mit Lumpen bedeckt, im Parterre um Almosen bettelten, während ihr Vater im goldverbrämten Sammtrocke in den Prétendus den Pächter spielte; ein Sänger, der durch eine zu starke Dosis Branntwein, womit er seinen leeren Magen stärken wollte, plötzlich die Stimme verlor; andere, die zur Winterszeit nur ungern das warme Kostüm ablegten, um es mit leinenen Pantalons zu

vertauschen, die ein Soldat ausgemustert hatte; ein Knabe, der, den Vater vergebens um ein Mittagmal flehend, von diesem auf den Abend in die Koulisse bestellt wird, wo er, als Johann von Paris, ihm eines von den kleinen Broten zuzustecken verspricht, welche zwischen die pappenen Pasteten und die leeren Flaschen auf die Tafel gelegt werden; dieß sind die düsteren Gemälde, welche Herr Castil-Blaze aus seiner Sammlung uns vor Augen stellt. Bricht solch eine Gesellschaft von einem Städtchen zu einem andern auf; so werfen der Fleischer, der Weinhändler, der Gastwirth, der Schneider, die Putzmacherin, die Waschfrau sich über die geringen Habseligkeiten ihrer Schuldner her, und ohne den wohlthätigen Beystand mitleidiger Seelen würden der Zepter Agamemnons, der Turban Solimans, die Zauberruthe Armida's in die Hände jener unmenschlichen Gläubiger gerathen.

Trotz all diesem Elende lassen manche ehrliche Handwerker durch die glänzende Außenseite und einen anscheinend müheloſen Erwerb sich auf jene unseligen Breter verlocken, um über sie geraden Wegs ins Hospital zu wandern. »Der Stand eines dramatischen Sängers verlangt zu viele Vorkenntnisse, als daß ein Mensch aus der gemeinen Klasse, zumal in einem Alter, wo es zum Lernen nicht mehr Zeit ist, darin sein Glück machen könnte.«

Die Möglichkeit zur Verbesserung jener kleinen Opern-Bühnen glaubt Herr Castil-Blaze darin zu finden, daß dieselben, wie die Académie royale, unter die Administration des Staates gestellt, und nicht, wie bisher, der Leitung von Menschen anvertraut würden, welchen die dramatische Kunst ganz fremd ist, und welche sie wieder an Andere, die besser unterrichtet sind, gegen starke Summen überlassen, die viel vortheilhafter zur Emporbringung der Anstalt selbst verwendet werden könnten. Städte, deren Bevölkerung zu gering ist, um ein anständiges Theater erhalten zu können, sollten, nach seiner Meinung, nicht befugt seyn, irgend eines zu haben. Schauspiel und Oper gehören nicht zu den ersten Bedürfnissen, und es ist besser, sie gar nicht zu haben, als elendes Zeug zu ertragen, welches Kunst und Künstler in eben dem Maße herabwürdiget, als es die Sitten und den Geschmack verdirbt.

XVI. Kapitel. Von den Tonkünstlern. »Wenn Tausende von Jünglingen, ungewiß über die Rolle, welche sie einst in der Gesellschaft spielen sollen, noch schwanken zwischen Handel und Arzneykunde, zwischen dem Schwerte der Gerechtigkeit und dem Degen des Kriegers, ist der Tonkünstler schon Tonkünstler, und der Dichter schon Dichter. Von einer unwiderstehlichen Macht hingerissen, schwimmen sie schon in den Wellen des Stro-

mes, in welchen der Dämon des Ruhmes sie gestürzt hat. Vergebens bemüht sich ein zärtlicher Vater, seinen Sohn am Rande des Abgrunds zurückzuhalten; dieser Sohn ist taub für seine Stimme und lacht der väterlichen Besorgnisse. Von einigem Erfolge in Gesellschaften aufgebläht, träumt er nur Messen, Oratorien, Opern, Sonaten, Symphonien, und, von Dunst berauscht, verlaßt er thöricht einen zwar minder glänzenden aber fester gegründeten Stand, der ihn glücklich machen konnte.«

»Man klagt über die geringe Zahl der Virtuosen, welche Frankreich hervorbringt; sie ist noch viel zu groß für die Hülfsquellen, die es ihnen bietet. In unserem Lande führt die Komposition zu nichts: keine öffentlichen Anstalten, keine Kapelle, wo ein Mann von Talenten eine ehrenvolle Zuflucht und ein Einkommen finden könnte, das, ohne ihn zu bereichern, ohne ihm sogar Bequemlichkeit zu verschaffen, ihn wenigstens über die Zukunft beruhige, und ihm die Mittel gewahre, seine edlen Arbeiten fortsetzen zu können.«

»Da er nicht die Bahn gehen kann, welche die Lalande die d'Haudimont, die Giroust, die Lesueur verherrlichet haben, wendet er seine Blicke auf das Theater. Aber welche Hindernisse! welche Intriguen versperren ihm hier den Pfad! Wie soll er nach so Vielen ans Ziel gelangen, die dem unglücklichen Anfänger im Wege stehen, und welche den Credit geschickt zu benützen wissen, den frühere Erfolge ihnen verschafft haben? Das Gedicht ist angenommen, die Musik ist fertig, Alles liegt zur Ausführung bereit; aber dem Werke gehen fünf und zwanzig andere Opern voraus, es muß die Reihe abwarten, und da man (auf der Académie royale de Musique nämlich) des Jahres nur eine Oper gibt, muß er sich entschließen, wenigstens zwölf Jahre Geduld zu haben, vorausgesetzt, daß die Hälfte der angenommenen Opern nicht aufgeführt und keine neue eingeschoben werde; der zufälligen Verzögerungen nicht zu erwähnen, welche durch Krönungen, Heirathen, Geburten, Revolutionen, Siege, Friedensschlüsse herbey geführt werden können, welch Alles durch Gelegenheitsstücke gefeyert werden muß, die nothwendig den übrigen vorgehen.«

Man sieht aus dieser Stelle, daß es den Tonsetzern in Frankreich nicht besser geht, als irgendwo anders. Die Annahme der Opern hat dort noch eine Schwierigkeit mehr, denn das Gedicht wird der Prüfung einer literarischen Jury unterzogen; verwirft es diese, so mag die Musik die ausgezeichnetsten Verdienste haben, die Oper wird darum doch nicht angenommen. Daher ist jedem Komponisten zu rathen, nur ein schon geprüftes und gebilligtes Gedicht in Musik zu setzen; welches zu erhalten

freylich nicht weniger Gunst als Kunst erfordert. Gelingt es aber, dann ist auch der Tonsetzer nirgends so würdig und freygebig belohnt, als in Paris, denn von der Einnahme einer jeden Vorstellung seines Werkes empfängt er einen bestimmten Antheil, den nicht nur er selbst lebenslang, sondern seine Familie noch durch zehn Jahre nach seinem Tode fortbezieht, so, daß wenn es ihm gelungen, einige Opern zur Aufführung zu bringen, sein und der Seinigen Glück gemacht ist. Solcher Vortheil kann eine würdige, mit dem Werke im Verhältniß stehende Belohnung genannt werden, und Herr Castil-Blaze scheint nicht zu wissen, wie derley Werke anderswo belohnt werden, da ihm jene Vergeltung noch zu gering, die zehnjährige Fortdauer derselben nach dem Tode des Künstlers zu kurz scheint, und er dessen Erwerb mit dem Fasse der Danaïden vergleicht, das der Vater angefüllt hat, und der Sohn wieder anzufüllen verdammt ist. Ist ein Honorar von hundert oder zweyhundert Dukaten jener vortrefflichen Einrichtung etwa vorzuziehen? Steht es in besserem Verhältnisse mit einer Arbeit, die, nachdem sie ein mühsames Studium nicht nur des Tonsatzes, sondern so vieler Hülfswissenschaften, so vieler klassischen Werke, die als Vorbilder dienen, durch Jahre und Jahre voraussetzt, Anstrengung des Geistes, Fülle der Phantasie, Wärme des Gefühls erfordert, und die Kräfte ihres Verfassers auf eine Weise erschöpft, die nur zu oft Gesundheit und Leben bedroht? Ich rede hier nicht von jenen Opern, welche der Carneval in Italien hervor ruft, und die in vier Wochen zur Welt kommen, um durch acht oder zehen zu leben und dann in verdiente Vergessenheit zu sinken. Ich spreche von Opern, die den Namen eines Kunstwerks, und auf die Nachwelt überzugehen verdienen; von Opern, zu deren Vollendung auch der phantasiereichste, geübteste Tonsetzer ein Jahr voll Mühe und Nachdenkens bedarf. Ist er dann wohl belohnt zu nennen, wenn der Ertrag seiner Arbeit ihm kaum die Mittel gewährt, während der Zeit, die er darauf verwendet, sein Leben kärglich zu fristen, viel weniger sich damit ein sorgenfreyes Alter zu bereiten? Wohl sind Ruhm und Ehre das höchste Ziel des Künstlers; wohl weiß er, daß der Titel Schriftsteller, Dichter, Tonsetzer, wenn er sich mit jenem eines Ritters, Grafen oder Fürsten in einer Person vereinigt, diesen letztern weit überstrahlet, und niemand darnach fragt, ob der Dichter Göthe geheimer Rath ist, der Philosoph La Rochefoucault Herzog, und der Tonsetzer Marcello Senator von Venedig gewesen; auch sind es Ruhm und Ehre allein, welche den Musiker ein ruhigeres und sicheres Auskommen verschmähen lassen, ihm das lange, trockene Studium des Contrapunkts erträglich machen, die Sorgen für seinen anfänglichen

Unterhalt (den er meistens nur durch verdrießliche, geisttödtende Unterrichtsstunden zu erwerben vermag) versüßen, und ihn über die Kabalen, die Vorurtheile, den Unverstand, die Modethorheiten, den Kunstneid hinweg setzen können, die sich seiner höheren Laufbahn entgegen stellen; allein am mühsam errungenen Ziele sollte er, nebst Ehre und Ruhm, auch zu leben finden; »das ist ein Hauptpunkt,« sagt unser Verfasser.

Die Instrumental-Tonsetzer scheinen einen günstigeren Pfad eingeschlagen zu haben; entfernt von den Kabalen der Bühne, bedurfen sie auch keiner Armee von Sängern und Instrumentisten, um ihre Quartetten oder Sonaten zu Gehör zu bringen. Allein Schwierigkeiten anderer Art sind hier zu überwinden. Wollen sie ihre Kunst und sich selbst nicht zu den Armseligkeiten herab würdigen, welche der Tages-Geschmack verlangt, und der Musikhändler leicht und schnell absetzt, so haben sie von diesem wenig oder keine Unterstützung zu erwarten. Größere Kompositionen werden nur von denjenigen gegen ein angemessenes Honorar angenommen, die sich bereits einen Namen erworben und die Meinung für sich haben; und selbst diese finden keine würdige Belohnung für gediegene Werke jener Art, deren Auflage bedeutende Vorausgaben erfordert, und deren Absatz zwar sicher, aber nur langsam, Statt findet.

Von den erfindenden Tonkünstlern geht Herr Castil-Blaze auf die ausführenden über, und bemerkt, daß in der Hauptstadt die Zahl der Künstler weit größer sey als in den Provinzen, hingegen in diesen, besonders in der Provence und in Languedoc, die ausübenden Musikfreunde verhältnißmäßig viel zahlreicher gefunden werden als in Paris, welches daher komme, daß die Künstler, welche in den Departementen nur kargen Unterhalt finden, der Metropole zuströmen, in der Hoffnung, dort ihr Glück zu machen, die Musikfreunde hingegen ihre Geburtsstädte aus Familien- oder Geschäfts-Rücksichten nicht wohl verlassen können. Aus dem Umstande aber, daß jeder Künstler, der sich nur einigermaßen über die Mittelmäßigkeit erhebt, und folglich zu Paris einen Weg zu machen sich schmeicheln kann, dahin eilt, wird der Verfall der Tonkunst in den Provinzen abgeleitet, gegen dessen Fortschritte der Verfasser nur die Wiederherstellung der Seminarien als einen wirksamen Damm erkennt. Die vorzüglichsten Instrumentisten in Frankreich sind übrigens aus dem Conservatorium der Musik zu Paris hervor gegangen, und beweisen den unberechenbaren Nutzen einer öffentlichen Anstalt, in welcher die Tonkunst nach geprüften, gleichförmigen Grundsätzen theoretisch und praktisch gelehrt wird.

Die Wahrnehmung, daß man aus Musikfreunden, obwohl

einzelne hievon sich bis zu einem Grade von Virtuosität aufschwingen, selten ein gutes Orchester zusammen setzen könne, weil jeder in der ersten Reihe erscheinen, und vor den Uebrigen glänzen will, führt mich auf die Betrachtung, daß die Tonkunst durch ihre jetzige außerordentliche Verbreitung in allen Ständen wohl mehr extensiv als intensiv gewonnen habe, und das unselige Produktionswesen, welches bereits alle gediegenen größeren Tonwerke, sogar die Symphonien, aus den Concerten verdrängt und mit einem Strome werthloser, blos auf mechanischen Prunk abzielender Kompositionen ersetzt hat, nur daher seinen Ursprung erhielt. Selbst die hiesige Gesellschaft der Musikfreunde, diese kolossale, an sich einzige Erscheinung des musikalischen Dilettantismus, von welcher man hätte erwarten dürfen, daß sie vor Allem auf Wiederbelebung und allmähliche Befestigung der Liebe für das Große, Wahre, ewig Schöne der Kunst durch ausschließende Aufführung klassischer, sonst nirgends zur Anhörung kommender Werke hinarbeiten werde, neigt sich großen Theils zu jenem unseligen Bravourwesen hin, welches doch nur durch die höchste Vollkommenheit der Exekution Werth und Interesse erhalten kann.

Recensent übergeht die Aufzählung der gewöhnlichen Fehler der Virtuosen, welche mehrere Blätter einnimmt, und würde auch der darunter angeführten Selbstsucht nicht erwähnen, wenn sie nicht Gelegenheit gäbe, die Meinung des Verfassers über einen Heros der Tonkunst mit einem Male kennen zu lernen, für welchen er seine hohe Achtung im Laufe des Werkes schon an mehreren Stellen hatte durchblicken lassen. Er tadelt nämlich Gretry, daß er in seinen Essais sur la Musique fast immer nur von seinen eigenen Werken spreche. »Wird man es wohl glauben,« sagt er, »daß in diesen, im Jahre 1796 ans Licht getretenen Versuchen, das Oberhaupt des Reiches der Töne, der Gott der Harmonie, Mozart, nicht ein einziges Mal genannt ist? Doch hatte die hundertzüngige Fama diesen rühmlichen Namen bereits im ganzen gebildeten Europa verbreitet. Der Neid bestritt diesem Orpheus Deutschlands seine Palmen nicht mehr; er war zu jener Zeit schon seit drey Jahren gestorben. Gretry führt dort, wo von der dramatischen Musik die Rede ist, weder die Hochzeit des Figaro, noch Don Juan an, das Erhabenste, was der menschliche Geist jemals hervor gebracht hat.« — Wen ehrt solche Anerkennung mehr, den, dem sie wird, oder den, der sie ausspricht? Wahrlich, wenn Herr Castil-Blaze der erste Franzose ist, welcher den unermeßlichen Werth Mozarts so tief, so richtig gefühlt hat, so ist dieses nicht das geringste seiner ausgezeichneten Verdienste.

Seine Klagen über den Mangel einer genügenden musikali-

schen Literatur haben wir übrigens in neuerer Zeit wohl mit ihm zu theilen. Forkel, Marpurg, P. Martini, Arteaga finden heut zu Tage wenig Nachahmer, und was wir über Theorie und Aesthetik von tüchtigen Männern noch Vorzügliches besitzen, ist meistens in den besseren Zeitschriften zerstreut. »Man muß der Hoffnung, einst eine musikalische Literatur zu besitzen,« sagt der Verfasser, »durchaus entsagen, wenn die Nation den Künstlern und Schriftstellern nicht eine schützende Hand bietet. Vierzig Literatoren sitzen im Institute, und die Musik, welche ein Doktor die erste der schönen Künste zu nennen beliebt, die Musik liefert jener gelehrten Gesellschaft nur sechs Mitglieder. Italien zählt zwanzig Akademien der Tonkunst; wir setzen ihnen sechs Akademiker entgegen.« — Und was hat Deutschland hierin aufzuweisen? Wir haben blühende Akademien der schönen Künste, aber die Musik, wenn nicht die erste, doch unstreitig die auf das Gemüth wirksamste und auf die Bildung einflußreichste, ist überall davon ausgeschlossen. Sie hat keine Quelle, an welcher die Wißbegierigen reine Erkenntniß schöpfen könnten; keinen Tempel, worin ihre Schätze als Denkmäler verklärter Genien und Vorbilder für ihre Jünger aufbewahrt würden; keine sichere Stütze gegen die Gefahren der Entwürdigung durch Vorurtheil und Mode; kein Tribunal, von welchem Werth oder Unwerth ihrer Erzeugnisse entschieden würden; keine Aegide gegen den verderblichen Einfluß der Afterlehrer; und wenn unser Verfasser sich darüber beschwert, daß zu Paris der große Preis der musikalischen Komposition nicht alle Jahre verliehen wird; so können wir ihn damit trösten — wenn dieß für einen Mann, der von so reinem und mächtigem Feuer für die Kunst glüht, wie er, Trost seyn kann — daß kein Preis den jungen deutschen Tonsetzer zu würdigem Studium, zur ehrenvollen Nachahmung unserer großen und, wenn es so fort geht, bald vergessenen vaterländischen Vorbilder aufmuntert!

von Mosel.

Art. X. Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellschriften deutscher Geschichten des Mittelalters. — Herausgegeben von J. Lambert Büchler, großherzoglich-badischem Legationsrathe bey der Gesandtschaft am Bundestage, und Dr. Karl Dümge, großherzoglich-badischem General-Landesarchiv-Rathe. Erster und zweyter Band. Frankfurt am Main 1819. In der Andräischen Buchhandlung.

Ueber die Herausgabe von Urkunden, über Diplomatarien und über die denselben mehr oder weniger anverwand-

ten Gloſſare, haben dieſe Jahrbücher bereits zu wiederholten Malen ihr wohlgemeintes, vorläufiges Wort ausgeſprochen: bey Gelegenheit der freudigen Hoffnung auf die Repertorien des königl. bayeriſchen Reichsarchives: »Regesta sive Rerum Boicarum Autographa, ad annum usque 1300. e Regni scriniis fideliter in summas contracta, juxtaque genuinam terrae stirpisque diversitatem, in Bavarica, Alemanica et Franconica, synchronistice disposita (XII. 100, 108), ſo wie aus Anlaß der Lilienfelder Jahrbücher Chryſoſtomus Hanthalers (IX. 203, 224), von des ehrwürdigen Weſtenrieders Gloſſar (VIII. 184, 207), endlich bey Gelegenheit des Urtextes des Nibelungen-Sanges (XII. A. B.). — Es handelt ſich nun hier, um die Herausgabe von Scriptoren, es handelt ſich um ein Unternehmen, an deſſen Spitze mehrere in Deutſchlands großem Befreyungskampfe vielgenannte Namen, die meiſten Abgeſandten des Frankfurter Bundestages, und viele der geachtetſten Forſcher germaniſcher Vorwelt ſtehen.

Vor beynahe dreyhundert Jahren errang der Basler Buchhändler Heerwag, die Ehre der erſten Herausgabe deutſcher Geſchichtsquellen. — Ihm folgten noch im ſechzehnten Jahrhunderte zehn (nicht ſieben) dergleichen große Sammlungen, — fünf im ſiebzehnten, ſechs im achtzehnten. — Theils beſonders, theils unter andere gemiſcht, trat neben dieſen allgemeinen vorzugsweiſen Sammlungen noch eine bedeutende Zahl ſolcher Quellen ans Licht, ja zwey, dreymal und wohl noch öfters ohne Gewinn für ihren praktiſchen Gebrauch. — Die glänzende Armuth des Folianten füllens währte wohl noch über ein Jahrhundert hindurch in den deutſchen Gauen, bis der berühmte Eckard dagegen die Feder erhob, bis Gatterer eine leider allzubald wieder eingegangene Geſellſchaft zur kritiſchen Ausgabe deutſcher Geſchichtſchreiber in einer einzigen zuſammenhängenden chronologiſchen Sammlung ſtiftete (S. 11, 185, 203), — bis Semlers Scharfſinn jene verſchütteten Fundgruben deutſcher Vorwelt wieder zu reinigen ſtrebte, — Woltmanns gewohnter Dünkel eine Sammlung von funfzig Oktavbänden ankündigte, von welcher dieſe Ankündigung, zu gutem Glück, auch das letzte wie das erſte Wort blieb, — bis Krauſe mit dem Lambert von Aſchaffenburg eine wackere Probe, und Roesler ein muſterhaftes Syſtem einer in ſeiner Weiſe kritiſchen Bearbeitung der Quellen des Mittelalters lieferte.

In ſeinen »ſämmtlichen Werken,« zumal in ſeinen kenntnißreichen und gemüthvollen vertrauten Briefen,« hat jener, immerdar echt deutſche (nur auf Augenblicke und nur der Außenſeite nach, durch Napoleons Klapperſchlangenzauber verlockte

und für diese Verirrung hart bestrafte) Johannes Müller, köstliche Winke der Ermunterung und der Anleitung niedergelegt; aber der Mangel höherer durchgreifender Unterstützung (wie sie etwa zeitweise in Frankreich wohl Statt gehabt) trägt die Schuld, daß noch jetzt, drey Jahrhunderte nach der Erscheinung der ersten Quellensammlung, doch noch immer keine pragmatische Geschichte Deutschlands vorhanden ist, und Buchhändler und Büchermessen dem jahrelangen Fleiße und der Richtung der Gelehrten launenhafte Gesetze schreiben. — Die annoch zu lösende Aufgabe ist daher allerdings groß und schwierig, aber bey ruhiger Spiegelglätte kann auch ein Knabe das Steuer handhaben, und der unsterbliche Verfasser des »Geistes der Gesetze« hat doch auch seiner französischen Abstammung den unvermeidlichen Zoll der Erbsünde bezahlt, wenn er schreibt: »Quand on jette les yeux sur les monumens de notre histoire, et de nos lois, il semble que *tout est mer*, et que *les rivages mêmes manquent* à la mer: tous ces écrits froids, secs, insipides et durs, il faut les lire, il faut les dévorer, comme la fable dit, que Saturne dévoroit les pierres.« — Brittisch derb hatte sich gegen solche Ansicht längst der große Baco ausgesprochen: »sunt certe *ignavi* regionum exploratores, qui ubi nil nisi coelum et pontus videtur, terras ultra esse prorsus negant «

Der würdevolle Ernst und die gründliche Gelehrsamkeit, mit welcher von der Frankfurter Gesellschaft der Faden gleich Anfangs aufgenommen und zeither ununterbrochen fortgeführt wurde, mußte allerdings eine günstige Meinung von dem vorliegenden Unternehmen und die eifrigsten Wünsche für dasselbe erwecken. Auch haben die Fortschritte, dem rühmlichen rein wissenschaftlichen Beginn keineswegs widersprochen, was um so erfreulicher ist, je nachtheiliger in unsern Tagen ein dunkler und feindseliger Sektirgeist auch die reinste Quelle trübt und aus Allem, Waffen zu schmieden versucht.

I. Zweck und Umfang der Sammlung: — alle Quellen des deutschen Mittelalters in möglichster Eigenthümlichkeit zugänglich und jede andere Ausgabe entbehrlich zu machen: — Geschichtschreiber nicht nur, sondern auch die wichtigsten Biographen und Briefsammlungen, — von Lokalchroniken aber nur so viel, als für das Gemeingut deutscher Geschichten folgenreiche Ausbeute gewährt, — endlich auch Auszüge des Bedeutendsten, was auswärtige Quellen für das deutsche Mittelalter umfassen.

II. Anordnung. Richtiger Hauptgrundsatz, daß die

Quellen unzerstückelt und im Zusammenhange erhalten werden, folglich weder der Plan der Congregation S. Maure, noch Röslers in seiner Ausgabe der Chron. medii aevi, zum Muster dienen können.

III. Bearbeitung und deren Hauptzweige.—Angestrengte Nachforschung nach den noch unbekannten Handschriften, — Vergleichung der bekannten unter sich, — Vergleichung der verschiedenen Editionen unter sich und mit den Handschriften. — Berichtigung der in den Personen- und Orts-Namen so häufig herrschenden Verschiedenheit, — Vaterland, Stand und Zeitalter des Verfassers und seines Werkes, — Geographie des Mittelalters, — Bestimmung der Chronologie, wo wir förmlich beypflichten, daß dem römischen Kalender stets der allgemein übliche beyzufügen sey. — Schriftsteller, die einander fortsetzen, sollten immer beysammen bleiben, die Nachtheile des Gegentheils sind überwiegend. — Anmerkungen, nur wenige, auch über Sprache und Styl, — Würdigung des Hauptinhaltes in seiner Brauchbarkeit, für einzelne Materien oder Epochen.

Die Vertheilung unter die Mitarbeiter geschieht unsers Bedünkens nach sehr richtigen praktischen Grundsätzen, — die Liste der zu durchmusternden Quellen zeigt von Erfahrung und von Scharfsinn. — Zur rechten Zeit kommen hier manche folgenreiche Anomalien zur Sprache: daß die fränkischen (gallischen) Schriftsteller wenigstens bis zu der Theilung von Verdun zwischen Ludwig des Frommen ewig unruhigem Söhnen (unsers Dafürhaltens aber, bis zur Entthronung Karls des Dicken durch Arnulf, den Sohn der Liebe Karlomanns, als bis zum Zeitpunkt eigentlicher Trennung der drey Kronen des großen Karl) als deutsche Geschichten zu beachten und daher den Titeln keineswegs blind zu vertrauen sey, — daß (wie Ughellis, Muratoris und Assemannis großartige Leistungen bezeugen) viele italische Quellen ihre Heimat auf deutscher Erde haben. — Die Manuscriptenjagd durch päpstliche Legaten in deutschen Klöstern, und die förmliche Plünderung derselben in den Tagen des Konstanzer Kirchenrathes, sind bekannt genug, und wer die hohe Stufe kennt, die in der deutschen Kulturgeschichte den Schotten und Hybernern, von S. Gall und Columban an, bis auf ihre Klöster in Regensburg und Wien gebührt, kann sich auch nicht mehr verwundern über die Nothwendigkeit einer sorgfältigen Nachlese in den brittischen Quellen jener Zeit.

Von welcher Wichtigkeit für Sitten und Gesetze, Kunst und Gewerbe, Rechtspflege und Handel, im Ausland und im Binnen-

land, insonderheit die Städte-Chroniken und Satzungen seyen, davon könnten bey uns, um geflissentlich die Hauptstädte zu übergehen, im kleinen Lande unter der Enns, — Enns, Neustadt, Haimburg, und in Steyer, Judenburg, die allermerkwürdigsten Beyspiele an die Hand geben!! —

Daß für Register allerwärts die erschöpfendste Fürsorge getroffen ist, und jedem Schriftsteller das unumgänglich nöthige Glossar, ein geographisches, ein Sach- und Namen-Register beygegeben werden soll, ist eine preiswürdige Rückkehr zum sprichwortlichen Fleiß unserer biedern Altvordern, im schneidenden Gegensatz mit der vornehmen Nachläßigkeit und mit dem bettelstolzen Dünkel der drey letzten Jahrzehende.

In der Geographie des Mittelalters stehen wir freylich ziemlich weit hinter den Franzosen zurück, um auch nur der trefflichen Bouquet'schen Register zu gedenken! — Stenzel in Breslau, noch weit mehr aber dieses Zweiges alter Meister, Delius in Wernigerode, haben hierüber im Briefwechsel dieses Archives unvergleichlich gesprochen. — Delius selbst hat in seinem »Erzbisthum Bremen« ein stattliches Muster solcher Monographien gegeben, zu deren Behuf die alten Synodal-Akten, Diöcesan-Karten, Erzdiakonats-Register und Kalender nicht sorgfältig genug bewahrt werden können. — Die Berücksichtigung der in diesen Jahrbüchern ausgesprochenen Wünsche für die kirchliche Topographie Oesterreichs des (leider uns in diesen Tagen entrissenen) Hofkaplans Darnaut, könnte wohlthätige Resultate herbeyführen. — In der mittlern Geographie Tyrols (dem unläugbar schwierigsten Punkt wegen der vielfachen, unaufhörlich wechselnden Gränzscheide gegen Alemannien, Churrhätien, Bayern und Carentanien, zwischen Italien und Deutschland) ist wohl kaum mehr ein erheblicher Stein des Anstoßes übrig, seit Hormayrs vielfachen Arbeiten, in seinen Beyträgen, in seinem Archiv für Süddeutschland, in der Tyroler Geschichte. — Eine eigene (leider noch nicht vollständig gelöste) Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann gab Hormayrn Gelegenheit, es zu versuchen, Innerösterreich, dem alten Carentanien, mit seinen beyden Marken an der Raab und Drau und mit der Markgrafschaft Istrien (oder der frühern Mark Verona und Aquileja) denselben Dienst zu erweisen. — Xaver Richter, Professor der Universalhistorie in Laibach, hat, aus gleichem Anlaß, Krains und der windischen Mark Geographie unter den Carlowingen und unter den Sachsenkaisern vortrefflich erläutert. — Die zu jener Preisfrage gehörigen Arbeiten sind auf des Erzherzogs großmüthige Veran-

staltung zusammen abgedruckt und zur Förderung dieses so wichtigen Zweiges unentgeldlich vertheilt worden. Ambros Eichhorn († 21. März 1820), in diesen Jahrbüchern (V. 2 VII. 315. VIII. 143, 232, 240. XII. 105, 192.) mit Recht vielfach gerühmt, ein mächtiger Zweig der herrlichen Eiche von S. Blasien aus dem Schwarzwalde, von der in dem Greis Trudpert Neugart die Krone noch übrig ist, hat in Hormayrs Archiv, Kärntens alte Geographie urkundlich erörtert. — Aus der vorliegenden schätzbaren Zeitschrift erfahren wir: in Heidelberg und in Göttingen seyen gleichfalls Preise gesetzt worden, auf die beste Beschreibung der Gauen zwischen dem Rhein, Main und Schwarzwald, zwischen der Weser, Elbe, Saale und Werra — und die erstere Aufgabe habe eine vollkommen genügende Lösung gefunden. — Wir werden am Schluß dieser Anzeige nochmals zurückkommen auf diesen Gegenstand, der jedes rechten Genusses und Gebrauches der Quellen, unerläßliche Vorbedingung, wie Vollendung ist.

Was nun die in den Bereich der Gesellschaft gehörigen Gattungen von Quellschriftstellern und die aus deren Wesenheit hervorgehenden, für den Fortgang des Unternehmens wichtigen, einzelnen Vorfragen betrifft, so sind jene: 1) Die eigentlichen Geschichtsschreiber. 2) Die meist auszugsweise zu liefernden kleinen Chroniken und Jahrbücher und einzelne Bruchstücke aus denselben. 3) Die Biographen. 4) Die Epistolographen und Miscellaneen. — Das Verhältniß der zur Universalgeschichte, — zur allgemeinen deutschen und zur besondern deutschen Historie zuzutheilenden Quellen, bedarf besonderer Vorsicht, um nicht für mehrere Perioden dieselben Schriftsteller beyzuziehen und hiedurch in nicht geringe Verwirrung zu gerathen.

In lebenslanger Beschäftigung mit den Quellen des Mittelalters und bey der praktischen Erfahrung mehr als eines Jahrzehends in Einrichtung und Benützung großer archivalischer Körper, hat der Recensent den einfachsten Mechanism, immer als den zweckmäßigsten communis divisor maximus einer noch so voluminösen und (als Conglomerat der heterogensten Bestandtheile) noch um so mehr abschreckenden Masse gefunden. — Chronologische und alphabetische Ordnung in krasser Strenge befolgt, sind die untrüglichen Keile, in einen solchen dunkeln Schacht, nach Raum und Zeit einzudringen, das sind die Kreuzhiebe nach den vier Weltgegenden des neugekrönten Magyarenbeherrschers auf dem Königshügel! — Ein Netz mit scharf begränzten einzelnen Quadraten über das Ganze und Quadrat für Quadrat von innen heraus gegen die Peripherie vordringen, — das führt rasch und sichtbar ans Ziel. — Der

Pandekten sind genug, an Instituten thut es noth. — Zum Hinwerfen ungeordneter, ja häufig nicht einmal recht gelesener Materialien dünkten sich Viele schon in der Schule berufen. Prüfung und Bearbeitung aber wollen einen ganzen Mann und reinigen von selbst den guten Weizen von der Spreu des profanum vulgus und der »quidquid scripsere beati!« — Wer in einer solchen Arbeit, durch das vermeintlich Bessere, sich vom Guten abhalten läßt, wird mehr Verwirrung anrichten, wird erst auf den ermüdendsten Umwegen, erst nach vielfacher, nutzloser und darum lächerlicher Zersplitterung der Kräfte später ans Ziel kommen, als ein unerfahrener Neuling von gesundem Verstand.

Darum, wenn wir auch zugeben, daß die Geschichten Deutschlands (dieses Schwerpunktes der europäischen Welt) mit den Nachbarn in Süd und West, mit den Gothen und Longobarden in Italien, mit den Franken in Gallien und in Italien aufs engste verbunden sind, können wir doch für den Augenblick ganz und gar nicht beypflichten, in die ältesten deutschen Geschichten, auch nicht von Christus an, bis auf die Völkerwanderung hinaufzusteigen. — Odoaker, Theodorich und Chlodowig seyen vor der Hand die äußersten Thürsteher dieser heiligen Hallen, und der Held Theurdank, mit seinem Pirkheimer und Freundsberg, Sickingen und Götz, Hutten und Baumkircher, des sinkenden Ritterthumes letzte Blume, bleibe der Pförtner in die neueste, durch den Blitzstrahl der Reformation ohnehin schon zweygespaltene Zeit. — Dessen unbeschadet, möge dereinst ein Supplementband, (Tacitus de moribus Germanorum hoch voran) auszugsweise die hieher gehörigen Stellen der Klassiker liefern, auch die Steine, auch die Inschriften aus den Kriegen mit Rom; — Johannes Müllers cimbrischer Krieg sey darin Vorbild, und hier wollen wir der Bouquet'schen und Roeslerischen Anordnungsweise, keine Einwendung mehr entgegen setzen.

Eine andere wichtige Vorfrage, ja wir dürfen sagen, ein wesentliches Hinderniß eines solchen Unternehmens, ist die Unterscheidung dessen, was in den Zeitbüchern des Mittelalters wahrhaft originell und was bloße Kopie oder (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist) Plagiät sey? — Die wenigsten jener Schriftsteller begnügten sich nämlich damit, Quellen zu seyn, d. i. gleichzeitige Augen- oder Ohrenzeugen. — Sie gingen bis auf Christus, ja bis ad initium mundi zurück und schrieben hiezu die ältern Schriftsteller häufig ganz wörtlich ab, z. B. die Bücher des Eusebius und Hieronymus,

später etwa den Gregor von Tours, dann den Eginhard, Wittekind, Ditmar, Hermann ꝛc. ꝛc. So vervielfaltigte sich zum Beyspiel Eginhards Leben seines großen Gebieters Karl in der Chronik des Abts von Ursberg und St. Pantaleons, im Poeta saxo, im Chronographus saxo, im Albert von Staade, und Hermann der Lahme ist die Grundlage fast aller unserer österreichischen Klosterchroniken. — Ein hierbey weniger in Betrachtung kommender, aber unsere guten Väter und die auffallende Ungleichheit ihrer Schreibart charakterisirender Umstand, ist, wie sie häufig an Stellen, die ihnen recht wohl gefielen, und bey denen sie der Muth verließ, ihnen gleich zu kommen, oder sie zu überbieten, sie ohne weiters abschrieben, und mit der gewaltsamsten Mosaik, die sich denken läßt, selbe ihrem Tagewerk einverleibten! — So ist Heinrich der Löwe beym Freysingischen Domherrn Radevik, dem Fortsetzer seines Bischofs Otto, Wort für Wort, der Jugurtha des Sallust, und Sigmund Meisterlein hat in den Briefen der aufrührerischen Spießbürger von Nürnberg 1394 den katilinarischen Krieg geplündert.

Aber viele haben den Text einer solchen einmal angenommenen Grundlage mit Unterscheiduug und mit mehrfältigen Abweichungen benützt. — Sie haben ihre Darstellungsweise hinein verwebt, sie haben die fraglichen Lokalchroniken damit in einen Real-Verband gesetzt. Hier ist also nicht mehr blos wörtliche Abschreiberey.

Wie nun, aus zwey mißbeliebigen Aeußersten sich keinem zweckwidrig hingeben? — Nämlich — entweder die Folgereihe der alten Chroniken, wie sie sind, liefern, somit das Nämliche drey und viermal, in ein Paar Fällen vielleicht zehnmal wiederkäuen? — oder aber mit einem jansenistischen Siebe nur das Originelle und Originellste, als wahre und einzige Baarschaft für das Gemeingut deutscher Geschichten davon abdrucken lassen?

Die Gränze und Richtschnur scheint uns wiederum klar angedeutet. — Wo die Arbeiten der Vorgänger wörtlich und unzerstückt zum Grunde gelegt und ausgeschrieben sind, gewährt es volle Beruhigung, auf das früher abgedruckte Original mit der genauen Bemerkung zu verweisen, von welcher Seite, von welcher Zeile an und bis wie weit, ununterbrochen (meist bis auf seine Zeit) es von dem späteren Kopisten aufgenommen worden sey? — Damit ist die Integrität und die Eigenthümlichkeit für jeden Besitzer und Benützer befriedigend hergestellt. — Wo aber der Chronist Abweichungen hat, wo er aus denselben, zu seiner Zeit noch vorhandenen Quellen des Vorgängers schöpfen konnte, wo es sich um seine Indi-

vidualität in der Ansicht, in der Thatsache oder im Ausdrucke handelt, da würden solche Renvoys gewaltthätig eingreifen, und die oft sehr zarte Eigenthümlichkeit der Quellen zerstören. — Schwerlich wird der nüchterne Blick eine andere Anwendbarkeit solcher Abkürzungen, zur Vermeidung nutzloser und ermüdender Wiederholung finden, als die: alle Bearbeitungen einer noch vorhandenen Quelle, nur zu deren Herstellung zu verwenden, und übrigens auszuschließen, wenn sie durch die fragliche Bearbeitung keine eigenthümliche, neue, für die Geschichte lehrreiche Form gewonnen haben! — In seiner Uebersicht der karolingischen Quellen bot sich dem trefflichen Dr. Pertz gleich ein genügendes Beyspiel dar. — So sind nämlich die Annales Einhardi vom Jahre 741 bis 790 fast nur Umarbeitung der Annales Loiseliani, besitzen aber durch des Bearbeiters eigenthümliche Bildung und Kenntniß auch einen eigenen Werth; — hingegen werden die Annales Tiliani von 741 bis ans Ende, als ein bloßer Auszug der Annales Loiseliani nur als ein Kodex zu deren Vergleichung und Berichtigung gelten dürfen.

Eben darum ist dieses Unternehmen höherer Art, damit praktischer Sinn und wissenschaftliche Bedeutung Schritt für Schritt darin sich abspiegle. Einen Kodex herzunehmen, lesbar abzuschreiben, und nach dem blinden Zufall, oder nach der Laune des sammelnden Bischofs oder kompilirenden Mönchs schlechtweg drucken zu lassen, hier eine treffliche Universal-Chronik, daneben Briefe des Papstes Leo, Karls des Großen und des Probstes Gerhoh von Reichersberg, dann wieder ein fürstliches Rationarium und darauf eine Städtechronik! — das wäre ja fast eben so, wie wenn der Buchbinder, der die buntesten Dinge in einen Band zusammenfaßt, auch das entscheidende Wort als Bibliothekar hätte? — Die Chronologie gibt den allein richtigen Maßstab, — Briefe und was sonst unmittelbar der Person entquollen ist, gehört unter die allein lebendig machende Rubrik eben dieser Person. — Wer wollte z. B. die Briefe Karls des Großen nicht zusammen, sondern nach dem wahnsinnigen Maßstabe liefern, wie sie der Zufall in zehn verschiedene Kodices zerstreut hat?!

Solche Quellensammlungen sind nun einmal nicht für die schläfernden Verdauungsstunden, sie sind nicht für die koketten Kompendienschreiber, am wenigsten für diejenigen, welche in den Ueberresten des Mittelalters nur Belege zur Barbarey desselben, oder einige, mitten durch diese theokratisch-feudalistische Finsterniß!! durchdämmernde liberale Strahlen des Ur-Kodex der unverjährbaren Menschenrechte aufstöbern wollen! — Der Willkür darf einmal hierin nichts überlassen bleiben. Auch der redlichste Takt des Kenners ist von Land zu Land, von Epoche zu Epoche, von Dynastie zu Dynastie, von Sprache

zu Sprache verschieden, und fast nirgend von der nämlichen Qualifikation, von der nämlichen Unbefangenheit und Kompetenz! — Wir haben Warnungsbeyspiele hierüber von den berühmtesten Kritikern.

Wenn es sich einmal um den Druck handelt, und auch über minder wichtig scheinende Dinge eine Meinung aus individuellem Instinkt vergönnt ist, möchten wir uns (wegen meist kurzen Gesichts der Quellenforscher und wegen bequemer Handhabung und Vergleichung) gegen das Folio, für das größte Quart-Format erklaren, und dafür, daß der Text völlig rein und unvermischt sey, und daß sämmtliche Noten und Zugaben, nach fortlaufenden Ziffern, am Schluß jedes Schriftstellers angehängt würden.

Was das (I. 96) berührte rechte Maß betrifft, zwischen der Beygebung eines vollständigen Glossariums und einer gänzlichen Verbannung aller Worterklärungen: — zwischen einer den Preis vertheuernden zu reichen Ausstattung mit Charten, Siegeln und andern Erläuterungskupfern und deren völliger Vermeidung? — so scheinet uns diese rechte Mittelstraße so schwer nicht zu treffen. Das vorliegende Unternehmen ist kein volksthümliches. Es gehört nicht jenem großen und gemischten Haufen des sogenannten gebildeten Publikums, sondern den Gelehrten an; somit gebührt auch nur dem Ungewöhnlichen, dem in den bisherigen Handbüchern noch Unerklärten, eine Erläuterung, nicht dem, was der Quellenforscher (von Wachter und Ducange an) in den gewöhnlichen Hülfsbüchern allerwärts finden kann. — Urkunden (und nur bey diesen, kann von Siegeln, Monogrammen, tironischen Noten ꝛc. die Rede seyn) kommen in scriptoribus nur selten zum Vorschein, und auch da würden wir schlechterdings nur demjenigen eine anschauliche Würdigung vergönnen, was von den gewöhnlichen Regeln und Präsumtionen der Diplomatik in den graphischen, semiotischen und formularen Unterscheidungszeichen der alten Urkunden eine wesentliche Ausnahme begründet, und daher allenfalls auch eine eigene, kleine Abhandlung verdiente. — Auch der Fall, wo Karten nöthig wären, dürfte nur dann eintreten, wenn zugleich (was aber nach dem Plan nur selten verstattet werden will) eine eigene Abhandlung irgend einen Stein des Anstoßes aus der Geographie des Mittelalters aus dem Wege räumen soll. — Reihet sich einmal an dieses herrliche Unternehmen der Herausgabe von Scriptoren auch jene von Diplomatarien, dann würde diese Frage unstreitig andern Umfanges seyn, obschon wir selbst da noch von dem nämlichen Gesichtspunkt ausgehen würden.

Ganz abgesehen von den großen Arbeiten selbst, welche wir

der Frankfurter Gesellschaft zu danken haben werden, ist schon das Erscheinen des vorliegenden Journals ein ungeheurer Gewinn. Es umfaßt auf einer beschränkten Bogenzahl, Quellenverzeichnisse, Entdeckungen, lehrreiche Winke, Lösung einzelner Fragen und Bedenken für ein halbes Jahrhundert. — Unter den letzteren führet das Gutachten der historisch-philologischen Klasse der Berliner Akademie den Reihen. — Wie überhaupt dieses Unternehmen in Bayern die kenntnißreichste und eifrigste Unterstützung gefunden hat, so verdienen insbesondere die Bemerkungen der Gebrüder Adam und Christoph Freyherren von Aretin (I. 91, 181) ganz besondere ehrenvolle Anerkennung, desgleichen (III. 233) jene des Dr. Moser, Sekretärs der Stuttgarter Hofbibliothek, zuvörderst aber die lichtvollen Ansichten des (mit und neben den Stiftern) thateifrigsten Mitgliedes, des russisch-kaiserlichen Staats- und geheimen Rathes, Andreas von Merian.

Die Canonen und Akten deutscher Kirchenversammlungen (woraus der Bibliothekar Jäk jene der Mainzer Synode von 852 aus einem uralten Bamberger Kodex anbietet) würden wir nach unserer Ansicht schlechterdings auf die Zeit versparen, wo auch an die Ausgabe von Diplomatarien Hand angelegt werden kann. — Jede Gattung mit buchstäblicher Strenge getrennt aus einander zu halten, und jeder zu ihrer Zeit die größtmöglichste Aufmerksamkeit zu weihen, ist unläugbar ein Grundbedingniß des Gelingens. Ja sogar: Canonen, Kapitularien (geistliche und weltliche Gesetze überhaupt) und die eigentlichen Urkunden, müßten durchaus scharf gesondert seyn. — Wie höchst verdienstlich, wie nothwendig wäre nicht eine Fortsetzung von Georgisch Regesten!? — Geht man einmal ad Localia über, so werden diplomatische Verzeichnisse der Bischöfe, Aebte, Kommenthure, Bürgermeister ꝛc. bey der Urkundenfolge ihrer Hochstifter, Klöster, Balleyen, Städte ꝛc. (etwa wie zum Theil, in den Monum. Boicis?) gar sehr am rechten Orte seyn.

Mit Freuden haben wir bemerkt, welche Wichtigkeit auf das ewige Rom (zweymal die Beherrscherin der Nationen) gelegt werde (III. 275. IV. 373.), dessen Schätze jetzt, mit Niebuhr, der Minister von Stein selbst an Ort und Stelle beachtet. — Auch nach den Bollandisten bleiben die Legenden, die Martyrologien, die Kalender ein ungeheures Brachfeld. — Die hier angeführte Handschrift über Kärnten in der Barberina verdient hohe Aufmerksamkeit, noch mehr Garampi's höchst reichhaltiger, wenn auch noch so verwirrter Nachlaß. — Der große Gelehrte hat die letzten Tage vor dem Vandalism der Klösteraufhebungen, mit der List eines Liebhabers, mit dem Scharfblick eines Kenners, mit der Beharrlichkeit seines hohen Postens,

und mit jenem Glücke benützt, welches immer bey Scharfblick, List und Beharrlichkeit wohnt.

Reife Beherzigung verdient nicht minder (IV. 337) das gewichtige Wort Daverios über die Wichtigkeit der italienischen, besonders der lombardischen Archive und Bibliotheken, so daß man das am Schlusse versprochene »dettaglio ragionato,« über die governativen, judiciellen, Municipal- und Privatarchive Italiens, mit Ungeduld erwartet.

In Paris hat für die Zwecke der Gesellschaft, Staatsrath Merian Außerordentliches gethan (I. 293, 355) und Professor Hase unternimmt Großes, um die Anwendbarkeit der byzantinischen Quellen, um Monumenta historiae germanicae ex auctoribus Byzantinis eruta et digesta. Sein Antrag hierüber (I. 536) zeigt vom erfreulichsten praktischen Blick. Jedes Wort darin ist eine Erfahrung, und jede Erfahrung die feste Sprosse zu einer fernern Entdeckung.

Auch London ist des Freyherrn von Merian viel umfassender Fürsorge nicht entgangen, und hat bereits erfreuliche Ausbeute gegeben, (IV. 380).

Die besonderen Bemühungen der vaterländischen Gesellschaft in Breslau und der westphälischen Gesellschaft zu Höxter, besonders die letztern (II. 137), an deren Spitze ein so geehrter Name wie Wigand steht, und deren Instruktion eben so faßlich als zweckmäßig ist, verdienen die lohnendste Ermunterung.

Die Bemerkungen über Geist und Werth der ältesten Urkunden des Mayuzischen Codex Diplomaticus von Gudenus, nach dem unseligen Braude von Eltvil sind musterhaft: — überhaupt welcher Reichthum von Nachrichten über bisher noch gar nicht gekannte, oder doch sehr verkannte Schätze von Scriptoren und Urkunden findet sich hier? — z. B. über des Presbyter Siffrid's Chronik I. 115, über Otto von Freising Weltchronik, über seine Thaten Friedrichs I., über seinen Fortsetzer Radevik I. 169, 350, 456, 466. IV. 1, über Heinrichs Truchseß Chronik, über das verlorene Werk des Schottländers David, Scholasticus zu Würzburg, Historiographen Heinrichs V., über den guten, auch für Oesterreich wichtigen, nur gar zu oft mißverstandenen Heinrich Stero IV. 306, — über die gesta Trevirorum IV. 318, — über die unendlich wichtigen Briefe des Petrus de Vineis, wovon Wien, Berlin und Paris einen gleichen Reichthum zu bewahren scheinen und des damit in wundersamer Verknüpfung stehenden Thomas de Capua? — über Dietmar von Merseburg, über den chronographus Saxo, — über Walter von Aquitanien II. I. 58, 72, 92, über die Manuscriptenschätze der Bamberger Bibliothek II III. 260, über jene von St. Emmeran und München, meist durch Docens grundgelehrten und ge-

schmackvollen Fleiß, auch hinsichtlich der Chronik von Scheyern (des Mury und St. Denys der Wittelsbacher) und über Otto von Freysing, durch Hofrath Hoheneicher in Partenkirch I. 194, 419, — II. 19, 21, 79, 132, 135. III. 187, der Schätze des Bartholomäus-Stiftes zu Frankfurt, der Stadt I. 322, III. 197, zu Hanover III. 251, zu Heidelberg I. 430, zu Berlin II. 75, zu Fulda I. 327, zu Dresden I. 111. ꝛc. ꝛc.

Die Gesellschaft hat auch gelehrte Reisende zweckmäßig ausgesendet, in der festen Ueberzeugung, daß noch zu entdecken, und daß das Entdecken ihre vorderſamste Aufgabe sey. Von ungemeiner Reichhaltigkeit ist der Ausflug durch einen Theil des vorderen Schwabens und der Schweiz. Wir berühren die Hauptpunkte. — Musterhafte Archive in kleinen Städten, Heilbronn und Wimpfen, bis ins hohe Alterthum hinauf, — die öffentliche und die königliche Privatbibliothek in Stuttgard, in letzterer die Schätze des Welfenklosters Weingarten, der Weugen in Ulm, der deutschen Ritter in Mergentheim — Wiblingen ꝛc. — die von Zweyfalten in der öffentlichen. — Traurige Bemerkung, daß viele herrliche Kodices schon lange vor der Sekularisation abhanden gekommen, — Konstanz; die Urschrift des Konciliumbuches oder codex picturatus des Ulrich von Reichenthal, eine Friedensmahnung von Bruder Klaus von der Flue, — Kreutzlingen, in den Tagen des Konstanzer Konciliums, durch Manuscripte bereichert, während die übrigen süddeutschen Klöster, durch die wälschen Prälaten häufig geplündert wurden, — das Museum des Freyherrn von Laßberg zu Heiligenberg, — das klassische St. Gallen, das den unermüdetsten Gelehrten durch viele Monate beschäftigen könnte. Der Archivar und Geschichtschreiber desselben Ildefons von Arx und der Bibliothekar Nepomuk Hauntinger. — Möchte doch die Gesellschaft, seiner Zeit, zwey köstliche Perlen dieses uralten und um die Nationalbildung hochverdienten Hauses ans Licht fördern: den catalogus Manuscriptorum Bibl. San-Gallensis des hochverdienten P. Pius Kolb, und den Codex Traditionum San-Gallensium, eine auch noch nach Trudperts Neugart musterhaften Arbeiten (über das Bisthum Konstanz, in der St. Blasischen Germania sacra) noch immer unerschöpfliche Fundgrube für altdeutsche Sprachkunde, für die Geographie und Verfassung des alten Alemannien. Der älteste Manuscripten-Katalog ist noch aus der Epoche der Karlowingen. Jene Herausgabe würde mit der laut IV. 375 in Aarau bewirkten Mittheilung der durch den gelehrten P. Hohenbaum van der Meer zum Abdrucke völlig vorbereiteten Hermannus Contractus, Bertholdus Constantiensis, Monachus Einsiedelensis und Scafhusanus, eine längst schwer

empfundene Lücke vortrefflich ausfüllen. — Möchte doch auch die geschichtliche Summe des Nachlasses von Egid Tschudy (eines Glarners von Adel, wie wenige in Europa, seines Völkleins Oberhaupt, in der ganzen Schweiz mit Stolz auf ihn, ihre Zierde, geliebt, — vom Kaiser Ferdinand als eidgenössischer Abgesandter hochgeehrt), damit durch den trefflich geübten Arx in raisonirte Verbindung gesetzt werden! — Schändlicher Undank Goldasts gegen die unglaubliche Liberalität von St. Gallen zur Herausgabe seiner Paraenetica und seiner rer. Alemannicarum. — Schaffhausen, die Bibliothek seines großen Bürgers, des schweizerischen Tacitus, Johannes Müller. Sein nun auch verewigter Bruder, der liebens- und ehrwürdige Professor Johann Georg Müller. — Wichtige Nachrichten zu den Geschichten schwäbischer Reichsstädte in Zürich, — das Eyländchen Uffnau, einst Ulrichs von Hutten Freystätte, — Meinradszell, Einsiedeln, der Kodex, die vielen Legenden, die eines Meiners obsolete Lästerchronik beschämende Liberalität daselbst. — Wettingen mit seinen Denkmalen von Habsburg und von Rapperswyl. — Königsfelden, dessen habsburgische Leichen vor einem halben Jahrhundert nach St. Blasien und vor mehr als einem Jahrzehend nach St. Paul ins kärntnerische Lavantthal kamen, seit in jenem herrlichen Dom des Alterthums und der Künste, St. Blasien, Juden die Prozente ihres Schachers genießen und allerley hämmernde, pochende und klapperude Gewerbe dort ihr Wesen treiben.

Die Sammlungen von Zurlauben, zu Aarau, darunter die obgenannten Arbeiten des P. Hohenbaum van der Meer, die Stemmatographia Helvetica. — Möchte doch die hochverdiente Münchner Akademie, die sich in frühern Zeiten sogar um die Herausgabe der Denkmale von St. Gallen wohlwollend interessirt hat, die (zum Behufe der St. Blasischen Germania sacra gesammelten) Materialien zu der (trotz Loris Lechrain und trotz der Monumenta Boica) noch so dunkeln Geschichte des Hochstiftes Augsburg ans Licht fördern! — Die Falkeisensche berühmte Manuscriptensammlung, ganz unzugänglich. — Freyburg und die Chronik von Petershausen. — Straßburg, in dessen wissenschaftlichen Schätzen nicht die beste Ordnung zu walten scheint. — Zu dieser Reise gehört, als äußerst interessante Nachlese I. 375, Caroli Dümge et Francisci Mone, sociorum, adnotationes de codicibus manuscriptis historicis et anecdotis in itinere brevi Alemannico repertis (die Chronik des Priesters Andreas von Regensburg, — die Jahrbücher von Einsiedeln, die Weltchronik von Cäsar bis Friedrich III. aus St. Gallen, die Chronik von den Herzogen Oesterreich, Bayern und Schwaben von 1152, dem Wahljahr des großen Barbarossa,

bis nach Rudolphs von Habsburg Tode 1292. Eine Weltchronik aus Mury, Friedrich dem I. gleichzeitig, Chronik der Kaiser und Papste aus Weingarten, ein Kosmas von Prag in Straßburg, die Konstanzer Chronik von Gebhard Tacher von Dingelstadt, ein ungeheurer St. Galler Codex gesta Francorum, — Ekkehardus Uraugiensis, — Flores Temporum Martini Minoritae et Hermanni Januensis, — Genealogia Welphonis ducis etc.)

Die Korrespondenz ist keines Auszuges fähig, aber eine üppigreiche Saat gelehrter Notizen und Nachweisungen, z. B. Engelhards von Straßburg Andeutungen über mehrere wieder aufgefundene Handschriften, insonderheit ein paar Blätter: Acta S. Trudperti Martyris, welche der verstorbene Professor Lorenz in einer Disputation 1777 bekannt gemacht habe, und welche er, als: quae extant, antiquissima ad illustrandas origines domus Habsburgo - Austriacae bezeichne, — der Bibliothekar Hesse in Rudolstadt, Verfasser höchst verdienstlicher Vorarbeiten über den Lambert von Aschaffenburg und über den annalista Saxo erläutert auch das für Bayerns, Böhmens und Thüringens Geschichte wichtige Leben Günthers des Eremiten, Ahnherrn der Grafen von Kevernburg und Schwarzburg in den Act. Sanct. 9. Okt. (und in Canisii lectt. antiq. et Basnage Tom. III. P. I. p. 183. sqq.), einen auch für Oesterreichs Geschichte mehrfach einflußreichen Heiligen. — Bonaventura Pitter, Abt des mährischen Benediktiner-Klosters Raygern, weihte ihm in seinen Thesaurus absconditus eine eigene Untersuchung. Er war Ungerns apostolischem Könige Stephan verwandt und besuchte diesen mehrmalen, aber keine seiner Legenden gibt nähere Aufschlüsse über diese Verwandtschaft? — Delius in Wernigerode spricht überall »suprema verba.« Ueberall paart sich dem scharfen Blick eine feste sichere Hand — und was bliebe übrig zum Ruhme des rastlosen Docen hinzuzufügen, wenn von Kunst und Alterthum und von derem edelsten Gebrauch zur National-Verherrlichung die Rede ist? — Bischof Münter in Koppenhagen I. 71. — Präsident von Bodmann durch seinen codex Rudolfinus, uns Oesterreichern unvergeßlich I. 133, unter andern über ein höchst merkwürdiges Majestätssiegel Alfonsens von Castilien, — Rektor Beyschlag zu Augsburg über die Handschriften über Gasseri annales, Meisterlins Chronographie, das Weberbuch, Stadtbuch, die Privilegienbücher der uralten, lebensvollen Augusta der Vindeliker, Augsburg, der Hunnen Navas la Tolosa und — Gustava!! — Arnoldi, der Oranien treuer Diener, über die Limpurger Chronik, über ein chronicon picturatum (historia guelfica von der Weingartenschen bey Leibnitz und

(historia guelfica von der Weingartenschen bey Leibnitz und Scheid verschieden ꝛc. ꝛc. Wünschenswerth wäre hie und da eine genauere Korrektur der Korrespondenz-Nachrichten gewesen, namentlich sind gerade in jenen von zwey der wichtigsten Mitarbeiter, Delius und Pertz, bedeutende Stellen unverständlich.

Theilnahme und Unterstützung hat das schöne Werk an den meisten Orten gefunden. Sie wird auch gebührend anerkannt und gerühmt. Indessen bleibet ernster Eifer und möglichste Beschleunigung allen solchen Arbeiten gar sehr zu wünschen übrig. — Die Sorglosigkeit gegen die Ueberreste heimischen Alterthums und nationaler Kunst, durch welche von Jahrzehend zu Jahrzehend unersetzliche Denkmale, unschätzbare Handschriften und ganze Archive verschwinden, jene verstockte Unwissenheit, die dem Cacus nacheifernd, nichts so sehr scheut, als ans Tageslicht heraus zu müssen, aus ihrem finstern Dachsbau, ist so wenig, als der Same jener Vandalen ausgegangen, die an den Grabstätten der Fürsten, in den Archiven und Bibliotheken aufgehobener Klöster, den Brand der Alexandrinischen Bibliothek und die schweizerischen Landsknechte bey den zu Granson erbeuteten Kleinodien Karls des Kühnen, überboten haben. — Thatsachen, die zur verdienten ewigen Schmach und zur Warnung für den Nachwuchs solcher Ostrogothen, in diesen Jahrbüchern bey jedem Anlasse recht warm besprochen worden sind. — Seit der französischen Revolution ist durchaus eine neue Welt. — Was machen wir jetzt mit den Bücherpyramiden eines Moser, eines Gundling und Senkenberg, außer in wenigen einzelnen Fällen? — und sind der Teschner Friede, der Barriere-Vertrag, der Scheldestreit, den die Meisten aus uns erlebt haben, nicht so gut eine Antiquität, als der westphälische Friede, als die Wahlkapitulation und die goldne Bulle? — Darum haben auch die meisten Regierungen die Archive bis 1792 herab als ein Eigenthum der Historie erklärt. — Vom Revolutionskriege bis auf den heutigen Tag aber gehören sie den Sorgen und Mühen eines verhängnißvollen, rapid wechselnden Lebens an, und dem strengen Siegel: »der auswärtigen Geschäfte.« — Die Höfe von Neapel und München haben hierüber durch Medici und Montgelas Vorschriften erlassen, die als Vorbild zu prangen verdienen. Die oben aufgezählten, so tief im gewöhnlichen Laufe der Dinge liegenden Individualitäten, enthalten das Wort des Räthsels, warum ungeheure Arbeiten und Sammlungen, seit anderthalb Jahrhunderten, dem erhabenen Ziele pragmatischer Geschichtschreibung nicht durchgreifender entgegen geführt, und häufig selbst den ruhmeswerthen Gemeinsinn trefflicher Institute, selbst

den bestimmten Willen einzelner Regenten, unwirksam zu machen gewußt haben, die im Gefühl ihrer Würde und ihres Interesse ganz in dem Sinne handelten, zwischen dem Volk und der Dynastie sey kein mächtigeres Bindungsmittel, als eine recht nationale Geschichte!!

Aus den verschiedenen Sendungen der Gesellschaft ist laut des vorliegenden Archives wohl keine, weder hinsichtlich der Wichtigkeit des Gegenstandes, noch des reichen Lohnes der auf den einen und auf die andere verwendeten Sorgfalt, jener des Dr. Georg Heinrich Pertz nach Wien zu vergleichen. — Auf die ungeheuern Schätze der Wiener Hofbibliothek die Gesellschaft aufmerksam gemacht zu haben, gebühret dem vortrefflichen Delius in Wernigerode und dessen Kongreß-Aufenthalt in Wien (I. 317, 357). Aber Pertz hat mit solchem Fleiß und mit so gewandtem Urtheil in der Bibliothek selbst gearbeitet, und während der Ferien in den von ihm besuchten Prälaturen beobachtet, daß unläugbar die Vergleichung und Herausgabe so vieler wichtiger Quellen an die Möglichkeit der Verlängerung seiner Studien gebunden ist. — Sein Auszug aus dem großen Handschriften-Verzeichnisse genügt dem oberflächlichsten Kenner, jede weitere Motivirung dieses Wunsches überflüssig zu machen (IV. 397). Sehr einfach und zweckmäßig begann Pertz damit, der Gesellschaft ein alphabetisches Verzeichniß des Ganzen, dieses für alle Kaiserperioden gleich reichhaltigen, ja wahrhaft unvergleichbaren Schatzes zu liefern. — Was ist da nur allein auf Umschlägen und Einbänden, was in Kalendarien und, mitten darin zwischen andern Quellen, wo man es gar nicht vermuthet, zu finden? — Dieß gilt insbesondere von wichtigen Briefen der Kaiser und Päpste. — Jedes Unternehmen einer großen Verzeichnung oder Herausgabe zieht den Beobachtungsgeist unwillkürlich und nothwendig aus der Tiefe mehr in die Breite, und allzu oft mahnt die gebietende Stunde, wie lang die Kunst und wie sehr kurz das Leben sey?! — Daher, daß selbst Männer mit Leibnitzens Universalität hier und da vom Vorwurfe der Flüchtigkeit im Lesen und Vergleichen nicht ganz freygesprochen sind. — Bleibt uns aber (wie hienieden in jeder Lage) nur zwischen zwey Uebeln die Wahl, so mögen wir es viel lieber ertragen, ein solcher Mann sey auch einmal nicht der Größte im Kleinen gewesen, als wir uns mit der, alles Hohe versengenden tagtäglichen Erscheinung derer befreunden können, die da die Größten sind im Kleinsten, aber auch um so mehr die Kleinsten in jeglichem Großen!

Lambecius, Kollar und Schwandner, sind von irriger Lesung, und darum auch von manchem ganz irrigen und

verwirrenden Folgesatz mit nichten loszuzählen. — Ihr ungrisches Vaterland, die Herausgabe seiner Scriptoren, die Bearbeitung der verwickeltsten Materien seines Staats- und Kirchenrechtes, nahmen Kollars und Schwandners ganze Zeit in Anspruch. — Was hatte Lambecius nur allein mit den ihm vollkommen unbekannten Schätzen von Ambraß zu thun, dieser für altdeutsches Heldenlied und Heldenbuch nie und nirgend übertroffenen Quelle? — Hier sind (um nur Einiges, meist aus der karlowingischen Epoche anzuführen) eilf Handschriften von Eginhards Leben Karls des Großen, vom neunten bis ins funfzehnte Jahrhundert, darunter die älteste und beste existirende, sieben der Annales Eginhardi, zwey der Annales Fuldenses, zwey der Annales Loiseliani, die Originale der Annales Laureshamenses und Lambeciani, und der codex Carolinus, eine Fortsetzung des Chronicon Fredegarii, Thegani und Anonymi vita Hludovici Pii. Drey Handschriften des Monachus Sangallensis, sechs Gesta rerum Francorum, wovon der älteste, fast eher ein eignes Werk zu seyn scheint, mehrere Leben und Briefe des großen Apostels Bonifacius, die hiesige einzige, ohne Muratoris Schuld so verunstaltet herausgegebene Handschrift des Ermoldus Nigellus ꝛc. Diese wurden theils mit den gedruckten Ausgaben verglichen, theils abgeschrieben, und geben (da sie bisher mit wenigen schlechtern Hülfsmitteln, oder auch mit wenig Genauigkeit bearbeitet wurden) größtentheils ganz neue, wenigstens durchaus berichtigte Ausgaben.

Wir erlauben uns vielleicht nächstens in einem Artikel des Anzeigeblattes des Dr. Pertz Auszug aus den Manuscripten-Katalogen der Hofbibliothek, mit Bemerkungen über ihr geschichtliches Interesse für den Kaiserstaat und das Kaiserhaus, und über ihr ergänzendes oder berichtigendes Verhältniß zu den bereits gedruckten Quellen zu begleiten?

Digitized by Google

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. XIV.

Literarische Notizen.

Neueste geschichtliche und archäologische Literatur Rußlands.

Der siebente Band dieser Jahrbücher (Anzeige-Blatt 23, 32) gab eine Uebersicht der neuesten russischen Literatur. — Wir glauben unsern Lesern einen willkommenen Dienst zu leisten, wenn wir diese Uebersicht ergänzen und vervollständigen, aus einem musterhaften Berichte an die Konferenz der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg erstattet, durch den hochverdienten Akademiker und Staatsrath Philipp Krug, und dem Historiographen des kaiserlichen Hauses, Hofrathe Freyherrn von Hormayr, durch S. E. den Herrn Minister Staatssekretär, Grafen Capodistrias, gütevoll mitgetheilt. — Er beantwortet, was in Rußland seit der größen Friedensepoche von 1815, für die Geschichte der slavischen Völker, insonderheit vom sechsten bis ins eilfte Jahrhundert — und was ferner für die Entdeckung der Ueberreste und Denkmale, des Alterthumes sowohl, wie des Mittelalters geschehen sey? —

О городахъ и селенїяхъ въ Черниговской губернїи упоминаемыхъ въ Несторовой Лѣтописи. (Von den Städten und Oertern im Tschernigov'schen Gouvernement, deren in Nestors Chronik gedacht wird) 60. S. 8. — Wenn in jedem Gouvernement von unterrichteten Männern ähnliche Untersuchungen, wie diese des H. M. Markov angestellt würden, so müßte Rußlands alte Geographie sehr dabey gewinnen.

De origine vocabuli Rossici деньги scripsit. C. M *Frähn.* Casani 1815. 42 S. 4. — Der orientalische Ursprung des Wortes деньга dem bis dahin noch von keinem Orientalisten gehörig nachgeforscht worden, wird hier auf eine sehr bündige Weise gezeigt.

C. M. *Frähnii* de Numorum Bulgharicorum forte antiquissimo libri duo, c. Tab. aen. Casani 1816. 173 S. 4. — Diese Schrift gibt nicht blos über den frühesten Zustand der Münze bey den Wolgabulgaren Auskunft, sondern enthält auch andere Nachrichten über dieselben aus bisher unbenutzten tatarischen und türkischen Quellen.

Besonders sind die Epimetra über die Kibitken oder Filzzelte, über die Ledermünzen u. s. w. für den Freund russischer Geschichte interessant.

Die von der Peterzburger Akademie herausgegebenen Untersuchungen zur Erläuterung der älteren Geschichte Rußlands, von A. C. Lehrberg, 1816. 4. — erklärte der, nun auch so wie der Verfasser dieses Buchs, zu früh verstorbene Historiograph Rühs unbedenklich für das gediegenste und gründlichste Werk, das bis dahin in der russischen Geschichte erschienen sey. (Hall. L. Z. 1816. Nr. 275.)

Es ist diese Schrift auf Kosten des Reichskanzlers, Grafen N. Romanzow *), durch D. Jazykov sehr treu ins Russische übersetzt, mit einem Register versehen und vermehrt, mit Lehrbergs Karte das nördliche Rußland um das Jahr 1462 darstellend, unter dem Titel: Изслѣдованія служащіе къ объясненію древней русской Исторіи. C. Пет. 1819. (St. Pet. 1819. 8. 11 und 397 S. 4.) gedruckt worden.

* Слово о полку Игоря Святославича -- вновь переложенное Як. Пожарскимъ. C. Пет. (St. Pet. 1819. 88 S. 4.) — Neue Uebersetzung des schon vom Grafen Mussin Puschkin und A. Schischkov herausgegebenen Liedes von Igors Heerzuge, nebst Bemerkungen von H. Possharski, durch welche er mit Hülfe der slawonischen Bibel-Uebersetzung und verwandter slavischer Dialekte manches befriedigender erklärt, als es bis dahin geschehen war.

* Законы великаго Князя Іоанна Васильевича и Судебникъ Царя и Вел. Кн. Іоанна Васильевича. Moskwa 1819. 115 S. 4. — Nebst XXIX S. Vorrede der Herausgeber K. Kalaidovitsch und und P. Stroev, und mit einem Facsimile beyder Handschriften. — Die Gesetze des Großfürsten Iwan Wasiljewitsch vom Jahre 1497 waren bis dahin nur durch einen lateinischen Auszug bekannt, welchen Herberstein in seinen Commentarien S. 38, 59 uns aufbehalten hatte; der Originaltext schien verloren, bis im Jahre 1817 eine alte Abschrift davon gefunden ward. — Der Sudebnik (Gerichtsbuch) war schon öfter herausgegeben, ist aber hier nach einer älteren und besseren Handschrift abgedruckt.

* Bemerkungen über einen — — — Kriegszug der Russen nach Finnland, von A. Hipping. St. Pet. 1820. 44 S. 8. — In diesem Schriftchen sucht der Verfasser, ein gebörner Finnländer, einige topographische Irrthümer Lehrbergs und Karamsins zu berichtigen, wie es scheint mit Grunde.

Auch in den russischen Journalen erscheinen zuweilen Abhandlungen, die gar sehr verdienten, einzeln abgedruckt, und dadurch auch solchen Geschichtsfreunden bekannt zu werden, die jene Journale nicht regelmäßig lesen. Bey einigen ist das geschehen, z. B. bey einem Aufsatze des gelehrten Erzbischofs von Pskov, Eugen (Verfasser des vortrefflichen Словарь Историческій,) welcher: Bemerkungen über ein um das Jahr 1130 ausgestelltes Dokument enthält, das älteste bis jetzt bekannte, das sich erhalten hat. Es ist von dem Großfürsten Mstislaw Wlodimirowitsch und dessen Sohne, dem Fürsten von Novgorod, Mstislawitsch, auf Pergament mit Zinnober geschrieben, wovon ein facsimile beygefügt ist; und enthält eine, dem beym Ausflusse des Volchov aus dem Ilmensee liegenden Georgenkloster gemachte Schenkung von einem Dorfe, von jährlichen funf und zwanzig Grivnen und einer silbernen Schüssel dreyßig Grivnen an Grwicht. Der Erzbischof hat es durch viele unsere Paläographie betreffende Bemerkungen erläutert. Die Abhandlung ist 56 S. 8. stark. — Ein Aufsatz im Вѣстникъ Европы, Oktober 1816 von der slavonischen Sprache überhaupt und der Kirchensprache insbesondere, so wie

*) Um diesen Namen nicht gar zu oft zu wiederholen, sind alle auf des Kanzlers Grafen Romanzow Wunsch verfaßte oder übersetzte und gedruckte Schriften, die hieher gehören, blos mit einem * bezeichnet.

mancher andere, würden gewiß mehreren Lesern willkommen seyn, wenn sie einzeln abgedruckt würden.

Die Reihe kommt nun an die vorzüglichern derjenigen Schriften, die zu Petersburg gedruckt, noch in diesem Jahre erscheinen werden.

* Leo Diaconus, aus dem Griechischen ins Russische übersetzt von D. Popov, nebst den übrigen in dem von Hase herausgegebenen Bande enthaltenen Schriften, und den nicht blos die Sprache betreffenden Anmerkungen.

* Der verstorbene Kotzebue hatte der Akademie im Jahre 1817 ein Manuscript zugesandt, unter dem Titel: Svitrigail, Großfürst von Litthauen, worin er, gestützt auf Urkunden im Königsberger geheimen Archive, ihn gegen die nachtheilige Schilderung zu verwahren sucht, welche die Polen Strikowski und Kojalowicz von diesem Fürsten gemacht haben, der in so genauen Verbindungen mit den Russen stand, und so oft von ihnen Hilfe erhielt. — Dieses Manuscript nun ist von H. Nestorovitsch ins Russische übersetzt worden.

* In Moskau ist unter der Presse: Собраніе государственныхъ грамотъ и договоровъ Часть III. Der erste Theil dieser Sammlung von Reichsakten und Verhandlungen erschien daselbst 1813, der zweyte 1819.

* Eben daselbst wird gedruckt eine neue und vollständige Ausgabe der Chronik по списку Софейскому великаго Новограда nach einer bessern Handschrift, als diejenige ist, nach welcher der erste Theil dieser Chronik im Jahre 1795 hier abgedruckt ward.

* Der auch für Rußlands besonderste Geschichte nicht unwichtige Abul Ghasi Behadur Chan war bis jetzt nur in sehr untreuen Uebersetzungen bekannt. Der Kanzler, Graf Romanzow, hat von dem im Reichsarchive zu Moskau befindlichen Manuscripte desselben durch einen mit dem Tatarischen Vertrauten eine genaue Kopie nehmen lassen, welche jetzt zu Kasan gedruckt wird. Die Hälfte der tausend Exemplare starken Auflage ist für Asien bestimmt, die andere Hälfte für Rußland und das übrige Europa. Die letztere wird von einer möglichst treuen russischen Uebersetzung begleitet seyn, welche ein geborner Tatar, Lector dieser Sprache bey der Universität zu Kasan, Ibrahim Chalfin verfertigt. Es war um so mehr nöthig, daß diese Uebersetzung von einem gelehrten Tataren gemacht wurde, da das Werk in einem Dialekte geschrieben ist, der von dem gewöhnlichen abweicht.

* Zum Drucke fertig ist eine Geschichte aller Burggrafen (Посадники) von Novgorod, russisch mit einer synchronistischen Tafel der Fürsten und Bischöfe, Erzbischöfe und Metropoliten, in deren Zeiten ihre Amtsverwaltung fällt.

* Ferner wird H. Kalaidovitsch in Moskau der gelehrten Welt Nachrichten mittheilen über die slavonische Uebersetzung eines Werkes von Johannes Damascenus, verfertigt durch Johann, Exarchen der Bulgaren im neunten Jahrhunderte; und Reden von Kyrill, Bischof von Turov im zwölften Jahrhundert, die er aufgefunden hat, abdrucken lassen. — Diese beyden Denkmäler von dem Zustande der slavonischen Sprache und Literatur in so entfernten Zeiten, müssen das höchste Interesse gewähren.

* Professor Hase in Paris wird einen Band, enthaltend mehrere griechische und lateinische Inedita über die Geschichte des östlichen Europa, Rußlands und der Ufer-Länder des Pontus vom dreyzehnten bis funfzehnten Jahrhundert herausgeben. Namentlich wird darin aus

dem Cod. Reg. graecus Nr. 2898 eine Art von Reim-Chronik: Libri duo de bellis Hierosolymitanis, versibus politicis graecobarbaris, erscheinen, in welcher viel von der Zerstückelung des oströmischen Reiches durch die Lateiner, manches über das Trapezuntische Kaiserthum, über die Genueser und deren Schiffahrt im schwarzen Meere u. s. w. vorkommt.

Dem neunten Bande von Karamsins Geschichte, dem zweyten Bande von Ewers Geschichte und dem dritten Bande seiner Beyträge zur Kenntniß Rußlands, sehen wir ebenfalls entgegen.

Der Kanzler hatte im Jahre 1813 der Akademie 12,500 Rubel B. A. übergeben, als die Hälfte der Summe, die er zum Drucke alter slavonischer Chroniken bestimmte, welche in ihrem Besitze sind. Die Herausgabe des ersten Bandes dieser Sammlung übernahm der Herr Staatssekretär Olenin; doch haben seine vielfachen Geschäfte, besonders als Präsident der Akademie der Künste, dessen Erscheinung bis jetzt gehindert. — Dieß ist auch die Ursache, weßwegen die älteste Handschrift der Nestorischen Chronik, die Lavrentische oder Puschkinsche, deren Druck auf Kosten des Kanzlers zu besorgen er auf dessen Bitte ebenfalls versprach, noch nicht erschienen ist.

Der zweyte Band der erwähnten Sammlung wird die Hypatische Handschrift der Akademie enthalten, mit deren genauer Kopie und Bemerkung der Varianten eines anderen Manuscripts, des Chlebnikovschen, jetzt Herr Anastasiewicz beschäftigt ist.

Betreffend den zweyten Theil der Frage: »was ist zur Erhaltung »und ferneren Entdeckung der Ueberreste des Alterthums und der mittleren Zeiten geschehen? — so kommt hier ganz vorzüglich Taurien und die Halbinsel Taman, als unser eigentlich klassischer Boden, in Betrachtung. Nur ist leider, seitdem er in unsern Besitz gekommen, dort bey weiten noch nicht alles geschehen, was da hätte geschehen können, um den überreichen Schatz von Denkmälern früherer Zeit, der sich in und auf diesem Boden findet, zu heben, und zu bewahren. Vieles von dem aus der Erde Gegrabenen, besonders an goldenen und silbernen Münzen, Gefäßen und Geräthen aller Art, ist in den Schmelztiegel gewandert, anderes ist von fremden Reisenden aufgekauft und hinweggeführt; alte Gebäude oder Reste derselben aus der griechischen, chazarischen, mongolischen und genuesischen Periode sind nicht so erhalten worden, wie es zu wünschen gewesen wäre, manche derselben sind ganz vernichtet, andere sehr verfallen.

Doch gibt es noch eine bedeutende Anzahl von alten Gebäuden, auch sind einige Sammlungen von Alterthümern aus Taurien vorhanden. So findet man z. B. in Kaffa ein Museum von alten Inschriften, Münzen u. d. g. angelegt von dem Civil-Gouverneur Bronevski in Charkov; ein ähnliches von dem Senateur Grafen Severin Potocki, in Nicolajew bey der Steuermannsschule, eine schöne Sammlung solcher Merkwürdigkeiten vom See-Minister, Marquis Traversé in Stolnoe (einem Gute des Kammerherrn Kuschelev Besborodko im Tschernigoëschen Gouvern.), mehrere zum Theil schon bekannt gemachte Inschriften von der Stadt Olbia; und vielleicht hie und da noch einige andere unbekannte. Auch die Münzsammlung in der kaiserlichen Eremitage enthält eine bedeutende Anzahl von Münzen der bosporischen Könige und mehrerer Städte in Taurien, als Olbia, Chersonesus, Panticapaeum, Phanagoria nebst Gorgippia u. s. w., welche

großentheils Herr Akad. Köhler von einer früheren Reise in diese Gegenden mitgebracht hat. — Als Früchte eben dieser Reise, sind auch mehrere seiner Manuscripte anzusehen, deren Bekanntmachung zu wunschen wäre, als: eine Sammlung der in Olbia gefundenen Inschriften, eine andere, von den Inschriften, die sich auf den Bosporus beziehen; ferner, der Münzen des europäischen Sarmatiens; der taurischen Chersonesus und des asiatischen Sarmatiens; endlich noch andere Abhandlungen über die alte Erdbeschreibung der taurischen Halbinsel.

Was jedoch insbesondere die funf letzten Jahre angeht, auf die man sich hier eigentlich zu beschränken hat, so unternahm im Jahre 1817, auf Befehl des Kriegs-Gouverneurs Grafen Langeron, ein Herr Dubrues Nachgrabungen bey Kertsch (dem alten Panticapaeum), welche in Verhältniß der ganz unbedeutenden darauf verwendeten Kosten eine sehr reiche Ausbeute gaben. — Als im Jahre 1818 die Resultate dieser Unternehmung der Akademie vorgelegt wurden, wurde in einem Bericht an dieselbe darauf angetragen, es möchten bedeutendere Summen bewilligt werden, theils um ausgedehnte und systematische Nachgrabungen unter gehöriger Aufsicht anzustellen, theils um die über der Erde erhaltenen Denkmäler genau zu zeichnen und in Kupfer zu stechen, auch um anständige Belohnungen für diejenigen auszusetzen, welche die etwa von Privatpersonen gefundenen Denkwurdigkeiten von Werth den Beauftragten des Gouvernements auslieferten.

In der neuesten Zeit nun, hat unser Herr Minister Vorschläge von der Akademie verlangt, wie die Erhaltung der Denkmäler in Taurien am zweckmäßigsten zu bewerkstelligen seyn mochte? und Herrn Köhlers ausführlicher Bericht über diesen Gegenstand ist bereits in seiner Erlaucht Händen. Es ist also wohl jetzt mit Grunde zu hoffen, daß das Gouvernement Anstalten treffen wird, durch die nicht nur die kostbaren Ueberreste aus der Vorwelt, die sich bis auf uns erhalten haben, auch ferner vor Verfall und Zerstörung geschützt, sondern gewiß noch viele Merkwürdigkeiten zum Vorschein kommen werden, die unsere Kenntniß des Alterthums nothwendig vermehren müssen. Dieß wird hier um so mehr der Fall seyn, da diese Gegenden mit Barbaren zusammengränzten, folglich manches Eigenthümliche enthalten, was man anderwärts vergeblich suchen würde. Zum Beyspiele mag dienen, daß bey den Nachgrabungen im Jahre 1817, Kleider von Goldstoff, Decken von Marderfellen u. d. gl. gefunden wurden.

Doch nicht blos in Taurien, auch in andern Gegenden Rußlands sind in dem letzt verflossenen Quinquennium manche merkwürdige Ueberreste früherer Zeit zum Vorschein gekommen, und andere schon vorhandene genauer als bisher untersucht worden. So hatte man eine unbestimmte Sage von einem Denkmale des Mittelalters, welches sich irgendwo an den Ufern der Düna finden sollte. Lange hatte der Reichskanzler vergeblich darnach gesucht, bis er endlich durch den Jesuiten Pater Richardof eine Beschreibung desselben erhielt. In der Folge hat der Herr General Kankrin andere ebenfalls am Ufer der Düna errichtet gewesenen Steine im Flusse selbst entdeckt, wohinein sie gestürzt waren. Diese haben blos ein Kreuz, um welches, oder unter welchem sich eine Fürbitte für den Fürsten befindet, der das Denkmal errichtet hatte. — Das Publikum wird näher damit bekannt gemacht werden.

Im Gouvernement Tula sind vor etwa zwey Jahren viele alte Rubel, d. i. längliche Silberstücke, mit einigen Stempeln versehen, am

Gewichte jeder über sieben Loth schwer gefunden worden, von denen mehrere auch nach St. Petersburg gekommen sind. Herberstein sagt davon (Comment. p. 42) initio fundebantur portiunculae oblongae argenteae, aestimatione unius rubli, quarum nulla nunc apparet. Damals nämlich, als er in Rußland war, im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, waren sie schon durch das in Menge gemünzte kleine Silbergeld verdrängt worden. Diese Rubel sind also in der That das, wofür man sie ausgibt, welches sich von manchen andern für russische gehaltenen Münzen nicht behaupten ließe.

So z. B. findet sich in dem achten Theile der schätzenswerthen Geschichte der russischen Hierarchie (russisch) Moskau 1813, S. 109 die Nachricht, daß in dem Matroninschen Kloster der Kievschen Eparchie (unweit Tschigirin) eine Münze der Fürstin Matrona aufbewahrt werde, die von der Mongolischen Periode dort ihre Besitzungen gehabt haben solle, und von der das Kloster selbst den Namen führe. Wir waren begierig, eine solche Merkwürdigkeit zu sehen und es gelang, die Münze ward hieher geschickt. Doch was fand sich! Eine gar nicht seltene etwas verwischte Kupfermünze des Kaisers Justinian, geprägt im zwey und zwanzigsten Jahre seiner Regierung, d. i. im Jahre 548, vier Zolotnik schwer. — Dem großen M (d. i. vierzig, der Werth der Münze) und dem darin befindlichen A (erster Münzhof) auf der Rückseite derselben, hat wahrscheinlich diese Fürstin Matrona ihr Daseyn zu danken gehabt. Dieser Lesart kam vielleicht auch noch das über dem M befindliche Kreuz zu Hülfe, das man für ein T nehmen konnte; und das dem zur Seite stehende ANNO bestätigte sie vollends; indem man nun, aus dem so zusammen buchstabirten unverständlichen Matrona, den bekannten Namen Matrona zu machen um so weniger Bedenken trug, da der Kopfschmuck des Kaisers auf der Vorderseite in einer Krone mit Federn und mit herabhängenden Bändern besteht, und also dem einer Dame nicht unähnlich ist. — Wie manche Tradition mag auf keinem bessern Grunde ruhen, als diese, ohne daß man es gerade so, wie zufällig hier, nachweisen konnte.

Eben so sind in dem Versuch einer Darstellung der russischen Alterthümer von G. Uspenskii (russisch) Charkov 1818, S. 651, die Aufschriften einiger kleinen russischen Münzen angegeben, worin der Verfasser dieses Buches keinen Sinn finden konnte. — Sehr natürlich, da keiner darin war. — Es sind falsche Münzen von Billon, weiß gesotten und mit Löchern zum Anreihen versehen, um sie statt echter Kopeiken, mit denen sie vermischt, und so für feines Silber verkauft wurden, beym tatarischen Putze zu brauchen. Wir haben ihrer eine große Anzahl. Des Russischen unkundige polnische Juden, auch wohl Tataren selbst, haben sie verfertigt. Sie suchten, so gut es gehen wollte, die russische Schrift nachzuahmen, und auf mehreren derselben, sind auch die Buchstaben an sich ziemlich richtig, nur darf man nichts an ihrer Zusammensetzung erklären wollen. — Bey dem Worte Шеаїх, welches Herr Uspenskii auf einer dieser Münzen lieset, mit der Bemerkung, der erste Strich im ш sey abgeschnitten, ist ganz gewiß nicht an шеаеrь (Schilling) zu denken, wie er meint, sondern der erste Buchstabe ist В, nach der damaligen Schreibart □, und das Wort auf dieser Zeile heißt □еаїк. Es ist ganz offenbar eine, den frühern Kopeiken von Ivan Waßiljevitsch nachgeahmte Münze. — Dieß ist nicht etwa bloße Vermuthung, diese Münzen von Charkow sind sorgfältig mit echten verglichen.

Von dem Gouverneur von Smolensk, Baron Asch, erschien eine gedruckte Aufforderung vom Februar 1819, in welcher besonders die Geistlichen ermahnt wurden, genaue Nachrichten einzuziehen und mitzutheilen, von alten Handschriften, Dokumenten, Grabsteinen, Inschriften, Geräthen, Ruinen u. s. w. Ob darauf etwas erfolgt, ist unbekannt geblieben, so wie, ob vielleicht auch in anderen Gouvernements ähnliche Aufforderungen ergangen sind, welches allerdings zu wünschen wäre.

Für den Grafen Romanzow werden zur Aufsuchung von Manuscripten und andern auf Rußland Bezug habenden Dokumenten, Reisen gemacht, im In- und Auslande, welche schon gar manche äußerst interessante Ausbeute geliefert haben. Wir führen hier nur die neuesten an. In Florenz sind funfzehn alte Karten aufs genaueste kopirt worden, worunter sich eine im dreyzehnten Jahrhunderte in Konstantinopel verfertigte griechische Karte von Sarmatien und dem asiatischen Scythien, mehrere aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, vom Norden von Europa und Asien, von der tauriſchen Halbinsel und von Rußland befinden sollen. Die letzteren würden also älter seyn als die, welche ein russischer Ambassadeur im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in Augsburg zeigte (Ramusio 1, 414. edit. 1554), ferner, als die in Münsters Kosmographie von 1544, und die von Paulus Jovius, Johann Fabri und Anton Wied (Wied in Danzig), deren Herberstein in der Zueignung seiner Kommentarien gedenkt. — Es läßt sich darüber nichts bestimmteres sagen, da sie bis heute noch nicht hier angekommen sind.

Die reichen orientalischen Münz-Schätze der Akademie, von denen, wie man wußte, der größte Theil aus der güldenen Orde herstammte, lagen lange meist ungekannt. Bayer, bey der Geschichte Asows, und Müller bey der von Bolgar, hatten zwar nicht versäumt, sie zu Rathe zu ziehen; aber auf minder richtige Deutung sich stützend, konnten sie nicht immer richtige Folgerungen aus ihnen herleiten; auch fehlte die Erklärung der mehresten gänzlich. — Es geschah mit besonderer Berücksichtigung dieser wichtigen Partie ihres orientalischen Münzkabinets, daß die Akademie im Jahre 1817 auf des gelehrten Krug höchst zweckmäßigen Vorschlag, die Anordnung und Beschreibung desselben Hrn. Frähn aufzutragen, genehmigte. Der erste Theil seiner Arbeit, der Text oder die Legenden der Münzen, in neuere arabische Schrift übergetragen, und mit lateinischer Uebersetzung begleitet, wird noch in diesem Jahre in den Druck gegeben werden. Die folgenden Theile werden, außer den Kupfern, den ausführlichen paläographischen, philologischen, historischen Kommentar liefern. Diejenige Abtheilung des Kabinets, die die Münzen der Chane von der güldenen Orde enthält, wird durch diese Bearbeitung unstreitig zur Aufhellung gar manches noch dunkeln Punktes in der mongolisch-tatarischen Periode der russischen Geschichte beytragen.

Wir kommen jetzt zum dritten Theile der Frage: »was ist in Rußland neuerlich für die Geschichte der slavischen Völker vom sechsten bis zum »eilften Jahrhunderte geschehen?« Obgleich eine einigermaßen befriedigende Auskunft hierüber österreichischen Geschichtsforschern vorzüglich wünschenswerth wäre, so wird doch gerade die Antwort auf diesen letzten Theil der Anfrage am ungenügendsten ausfallen müssen. Zu Untersuchungen dieser Art gehört das emsigste Studium aller Quellschriftsteller, und die sorgfältigste Vergleichung ihrer Aussagen, so wie die genaueste Berücksichtigung alles

dessen, was je ein Kommentator darüber geäußert hat — und zu solchen Arbeiten finden sich bey uns noch Wenige berufen. Dazu kommt, daß wenn die Quellen immer nur die älteren, längst bekannten bleiben, freylich auch die Aussicht, dennoch neue Resultate aus ihnen zu erhalten, nicht sehr lockend seyn kann. — So kennt man denn außer etwa Lehrbergs Untersuchungen, und den ersten Theil von Karamsins Geschichte, keine in Rußland während der letztern fünf Jahre erschienene Druckschrift, in welcher jene Periode wäre behandelt, oder auch nur berücksichtiget worden. Doch selbst in diesen Werken ist der Widerspruch noch immer nicht ausgeglichen, der sich in Beziehung auf die älteste Geschichte der slavischen oder wendischen Völkerschaften zwischen den Nachrichten findet, die uns Mela, Plinius, Tacitus, dann Jordanes, Prokopius u. a. byzantinische und abendländische Schriftsteller über das Vaterland und die Wanderungen derselben geben, und zwischen denen, die wir darüber in Nestors russischer Chronik lesen.

Nach jenen früheren Berichten nämlich, lagen die ältesten europäischen Wohnsitze der Slaven oder Wenden in den weiten Räumen nördlich von den Karpaten; sie gränzten im Westen an germanische Gebiete, im Norden an den wendischen Meerbusen (auf der Südseite der Ostsee und an tschudische im Osten, in der Nachbarschaft der obern Oka und des Oskal an sarmatische Landstriche. Einzelne Völkerschaften dieser ausgebreiteten Nation, verließen im sechsten Jahrhundert n. Ch. den vaterländischen Boden, wanderten aus dem südöstlichen Theile desselben in die Gegenden zwischen dem untern Dnepr und der untern Donau, und kamen im ersten Viertel des siebenten auch über diesen Strom in das heutige Bulgarien. Eben so zogen sie sich seit dem Anfange des siebenten Jahrhunderts aus dem Westen und Südwesten ihrer Heimat, theils durch Pannonien, westlich in die Steyermark, nach Kärnten und Krain, theils südlich in das griechische Kaiserthum und Illyrien, wo sie in den Ländern angesiedelt wurden, die wir jetzt unter den Namen Kroatien, Servien und Bosnien kennen u. s. w. — Sie haben sich also von Norden nach Süden hin verbreitet, und sind von jenseits der Karpaten an die Ufer der Donau gekommen.

Nach der russischen Chronik hingegen, wohnten die Slaven ursprünglich an der untern Donau in Ungern und Bulgarien, und wanderten von da verdrängt nach Mähren und Böhmen, nach Pommern, Polen und Rußland, so wie nach dem südlichen Deutschland aus u. s. w. — Diese Vorstellungsart ist aber mit jenen ältern Nachrichten unvereinbar, und die Angaben der russischen Chronik scheinen in der That nur darauf hinaus zu gehen, den Zustand der slavischen Völkerschaften zu erklären, wie er im neunten und zehnten Jahrhunderte war. Sind sie von Nestor selbst, oder sind in seine Darstellung Zusätze und Veränderungen gekommen, an denen er keinen Antheil hat? Oder sollten sich die Nachrichten der russischen Chronik, wie wir sie jetzt haben, vielleicht anders interpretiren, und mit den älteren oben angeführten dennoch in Uebereinstimmung bringen lassen?

Was die Ankunft der Ungern auf der westlichen Seite des Dneprs im neunten Jahrhunderte, und ihre darauf folgenden Kriege gegen die Slaven betrifft: so hatte man bisher allgemein angenommen, Nestor setze diese Ankunft ausdrücklich in das Jahr 898; allein in einem der Akademie vor einigen Monaten abgestatteten Bericht über eine ihr aus Galizien zugesandte Abhandlung, hat Krug gründlich dargethan,

daß die Stelle der russischen Chronik, in welcher von dieser Begebenheit die Rede ist, mißverstanden worden, und daß Nestor in der That davon als von einer früher vorgefallenen sprach; so daß nunmehr der Widerspruch, in dem unser Annalist mit byzantischen und abendländischen Schriftstellern zu stehen schien, gehoben ist. Der größte Theil dieses Aufsatzes wird gedruckt.

Für Oesterreich können freylich die Untersuchungen russischer Geschichtsforscher, gerade über dieses Kapitel von den ältesten Slaven, bey weiten nicht das Interesse haben, was den Russen die österreichischen gewähren, da diese nur ihren Nestor, und, gemeinschaftlich mit ihm, höchstens nur die ältern gedruckten Quellen haben, während die Oesterreicher beneidenswerthen Gebrauch machen können, von den in der neuesten Zeit dort so häufig aufgefundenen alten Urkunden und Dokumenten aller Art, von denen einige gewiß auch auf diesen Gegenstand Beziehung haben, und durch welche so manche Irrthümer zu berichtigen, so manche Lücken zu ergänzen sind. — Rußland blieben leider aus der vormongolischen Periode so äußerst wenige Dokumente übrig, daß man kaum erwarten darf, noch irgend dergleichen aufzufinden.

Doch auch hier tritt der großgesinnte Reichskanzler ins Mittel. In der festen Ueberzeugung, Vaterlandsliebe könne am besten durch Vaterlandskunde gefördert werden, sucht er die letztere auf alle Art zu verbreiten. Was in Rußland selbst mangelt, gibt das Ausland her. Daß durch ihn, der für die ältere Geschichte so wichtige Leo Diaconus bereits erschienen, ist bekannt; wahrscheinlich wird noch im Laufe dieses Jahres auch der Druck des Psellus beendiget seyn, welchem unmittelbar Georg Hamartolos, das Vorbild Nestors, folgen soll. — Aber nicht durch Griechen allein will er die russische Geschichte aufgehellt wissen, auch aus einer noch unbekannten Welt dürfen wir jetzt neue Aufschlüsse erwarten. — Aus dem Reiseberichte eines Arabers vom Jahre Ch. 922 hatte H. Ak. Frähn die Nachrichten über die Russen, die jener an der Wolga sah, dem Grafen Romanzov mitgetheilt. Durch dieses merkwürdige Stück wurde er zu der schon früherhin gewünschten Berücksichtigung morgenländischer Schriftsteller noch mehr bestimmt, und so ward denn durch ihn Herr Saint Martin aufgefordert, aus den vorzüglichsten arabischen, persischen, türkischen und armenischen Handschriften, die sich in der so reichen königlichen Bibliothek zu Paris befinden, Alles auszuziehen, was auf Slaven, Russen, Bulgaren, Chazaren und Dschingischaniden im Kaptschak Beziehung hat, und diese Auszüge in den Originalsprachen mit einer beygefügten treuen französischen Uebersetzung in einigen Bänden drucken zu lassen. — Aus den orientalischen Handschriften, die sich dort nicht, wohl aber in unserm asiatischen Museum finden sollten, wird Hr. Frähn die Auszüge zu jenem Werke liefern, auch hat der Kanzler den Vorsatz, in den Niederlanden und in Dänemark ähnliche Aufträge zur Vervollständigung des eben begonnenen Werkes zu geben, welches gewiß auch über die frühere Geschichte der slavischen Völker neues Licht verbreiten wird.

Nachricht von einer neuentdeckten Handschrift mit deutschen Gedichten aus dem vierzehnten Jahrhundert, verfaßt von Peter Suchenwirt, aus Oesterreich.

(Mitgetheilt von Alois Primisser.)

Eine Entdeckung von so vielseitiger Wichtigkeit kann den Freunden der alten Literatur und Geschichtskunde nie früh genug angezeigt werden: und jeder Leser wird gewiß mit mir die bereitwillige Güte dankbar anerkennen, womit der gegenwärtige Besitzer der Handschrift, Se. Durchlaucht der Herr Fürst von Sinzendorf, genaue Durchsicht, Untersuchung und Bearbeitung derselben gestattet hat. Sie bewahrt uns einen köstlichen Vorrath von Gedichten aus dem an poetischen Erzeugnissen besondes armen vierzehnten Jahrhundert. Je weniger erschöpfend also bisher die Kenntniß der Literatur dieses Zeitraumes war, und je seltener Werke daraus (auch wohl ihres geringeren Gehaltes wegen im Verhältniß zu den frühern) in unsern Tagen Herausgeber finden, um so angenehmer hat uns der Inhalt dieser reichen Sammlung überrascht, der wir ohne Bedenken den Vorzug vor den meisten ihrer Zeitgenossen einräumen möchten. Selbst des Wieners Teichner Spruchgedichte — merkwürdig in mancher Hinsicht — scheinen, so weit wir sie aus Auszügen kennen, weder an Wichtigkeit für Zeit- und Sittengeschichte, noch an poetischem Gehalt die Stufe der Suchenwirt'schen zu erreichen, durch welche letztere nun vor allen dem Geschichtsforscher ein seltenes und höchst erfreuliches Geschenk geboten wird. Seine Gedichte lassen sich nämlich in drey Hauptgattungen ausscheiden; die erste sind die historischen, in welchen er fast die ganze Zeitgeschichte gelegentlich berührt, indem er die Begebenheiten und Thaten der Helden seiner Zeit, vorzüglich österreichischer Edlen in und außer ihrem Vaterlande erzählt. Diese Gattung von Gedichten beläuft sich auf mehr als zwanzig. — Die zweyte sind meist treffende Sittengemälde, in das Gewand der Allegorie, der Erzählung, des Gesprächs oder der Fabel gehüllt, und mit allem Reichthum dichterischer Phantasie ausgestattet. Die dritte besteht aus einigen geistlichen Gedichten. Hieran schließen sich noch ein Paar von solchen, die ich am liebsten Reimkünste nennen möchte. — Bevor wir an den Inhalt selbst gehen, geben wir noch die Beschreibung der Handschrift, deren höchst anspruchloses, unbedeutendes Aeußere vielleicht ihren schätzbaren Inhalt so lange hat verkennen lassen. Der Band enthält 493 Seiten, Papier, in klein Oktav, von welchen aber am Ende nach sieben leeren Blättern noch zwey mit einem Gebete in ungebundener Rede, angefullt sind. Leider ist sie vorne mangelhaft, und es scheinen einige Blätter weggefallen. Die erste Seite beginnt mit dem Schlusse eines historischen Gedichtes, dessen Held, Gumolf Lapp, mir unbekannt ist:

Er het im sanft gepettet
Do im daz lob gedichtet wart
Sein nam der swannt auz hocher art
Gumolf lapp von ernwicht
zu guten dingen vnbericht
Roho Roho Gumolf lapp.
Anit der ayer gens trapp.

Dann beginnt das Gedicht: von Chunig Ludwig von Ungerlant. — Jede Seite hat ungefähr sechs und zwanzig Zeilen, mehr oder weniger, je nach Verschiedenheit der Hände, deren mehrere an dem Buche geschrieben haben. Die Verse sind alle abgesondert geschrieben, jeder mit

einem großen rothdurchstrichenen Anfangsbuchstaben; auch die Ueberschriften und großen Anfangsbuchstaben der einzelnen Gedichte sind roth geschrieben. Das u hat, wo es voll und breit (wie im Oberdeutschen m u t (Muth) ausgesprochen wird, ein e oder o über sich; wie auch das o z. B. t o r, lies Thor; ferner die breite Form e i statt i, z. B. m a n l e i c h, r i t t e r l e i c h, das häufige rz, das ʒ, und ʒʒ für ſ, ß; die Abkürzungen, besonders das e r am Schlusse durch ein ⁀ angezeigt, der beynahe gänzliche Mangel von Unterscheidungszeichen, so wie die sehr erwünschte Rechtschreibung und das Verstehen der Worte von Seite des Schreibers, verbunden mit der Form der Buchstaben beweisen, daß das Alter der Handschrift der Zeit des Dichters gleich oder sehr nahe komme: sie scheint aus der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. Da es möglich ist, daß bey der Folgereihe der Gedichte auf die Zeit ihrer Abfassung von dem Sammler oder Schreiber Rücksicht genommen worden, so setze ich hier die Ueberschriften aller Stücke ihrer Ordnung nach her:

1. Von Chunick L u d w i g von Ungerlant. Seite 1 — 9. d. Hdschr.
2. Von der Kayserin von p a y e r n, S. 9 — 12.
3. Ein red von der minne S. 12 — 17.
4. Di (red) von E l r w a c h, von hrn pupplin, S. 17 — 28.
5. Ein red von hubscher lug. S. 28.
6. Di minne vor gericht. S. 29 — 42.
7. Von graff V l r e i c h von P h f a n b e r g. S. 42 — 54.
8. Von hrn puppily von E l r w a c h. S. 54 — 64.
9. Von her herdegen von P e t a w. S. 64 — 70.
10. Von hern Vlrich von W a l f f e. S. 70 — 80.
11. Von herczog A l b r e c h t von Osterreich. S. 80 — 89.
12. Von hrn Vlrich von W a l f e. S. 89 — 99.
13. Von hrn Fridreichen von C h r e u ʒ ʒ p e c k h. S. 99 — 114.
14. Von purgrf Albrechten von n u r n b e r c h. S. 114 — 124.
15. Von Keruden herczog H a i n r e i c h. S. 124 — 134.
16. di red haist der b r i e f. S. 134 — 142.
17. di schon abentewr. S. 143 — 156.
18. daz geiaid. S. 157 — 159.
19. der rat von dem vngelt. S. 159 — 163.
20. von Leutolden von S t a d e k k. S. 163 — 172.
21. von her purcharten E l l e r b a c h dem alten. S. 172 — 182.
22. di (red) haist der widertail. S. 182 — 193.
23. von graff Ulreichen von C z i l i. S. 194 — 203.
24. von dem phennig. S. 203 — 213.
25. von der minn(e) slaff. S. 213 — 223.
26. von hrn Fridreichen von L o c h e n. S. 223. — 232.
27. daz ist di verlegenhait. S. 232 — 242.
28. daz sind di tzehen gepot. S. 242 — 253.
29. daz ist die geitichait. S. 253 — 255.
30. daz ist der getrew rat. S. 256 — 262.
31. daz ist di red vom T e i c h n e r. S. 262 — 266.
32. Von h e r c z o g A l b r e c h t s riterschaft. S. 267 — 299.
33. Von der Fursten tailung. S. 299 — 305.
34. Von hrn hannsen dem T r a w n. S. 305 — 330.
35. daz sind di syben todsinnd. S. 330 — 342.
36. Ein Gedicht auf die h. Jungfrau (ohne Ueberschrift. S. 344 — 418).
37. di red von dem jungsten gericht. S. 420 — 428.

38. Von ezwain päbſten. S. 428 — 433.
39. di red haizzt der new rat. S. 433 — 442.
40. di red haizzt der froind ſint. S. 442 — 445.
41. di red iſt equiuocum. S. 445 — 450.
42. di red haizzt der vmbchert wagen. S. 451 — 454.
43. von der furſten chrieg vnd von des reiches ſteten. S. 455 — 460.
44. daz ſind Ariſtotiles ret. S. 460 — 477.
45. Von herezog Albrecht ſaligen in öſterreich. S. 477. —

Um die Sonderung des Inhalts zu erleichtern, ſcheiden wir vor allem die Hiſtoriſchen Gedichte aus, die als eine ganz eigene Gattung Aufmerkſamkeit verdienen. Eine Reihe von Schilderungen der Thaten der berühmteſten Edlen, von einem gleichzeitigen Dichter, der großentheils Augenzeuge war (wie ſpäter gezeigt werden ſoll) und durch ſeinen Stand in genauer Bekanntſchaft mit den Fürſten und Vornehmen lebte, müßte wohl in jeder Hinſicht ein hohes Intereſſe gewähren, auch wenn ſie nicht mit der Treue und Gewiſſenhaftigkeit des Geſchichtſchreibers erzählt wären: durch die beſtimmten Andeutungen der Nebenumſtände aber erhalten einige den Werth hiſtoriſcher Quellen, z. B. die Geſchichte Chreuzpeks, beyder Ellerbache, Fridrichs von Loken, Trauns, vorzüglich die ſchöne Erzählung von Herzog Albrechts von Oeſterreich Ritterſchaft in Preuſſen. Andere ſind, ſelbſt bey bloßer Berührung der anderweitig bekannten Begebenheiten doch durch die meiſt chronologiſche Ordnung derſelben und vorzüglich deßhalb ſchätzbar, weil ſie das einzige der Art ſind, was ausſchließend als Geſchichte dieſer Männer von Gleichzeitigen iſt aufgezeichnet worden. Wer die Mangelhaftigkeit aller unſerer Chroniken in der Angabe der Perſonen, z. B. bey Zügen und Schlachten, und ihre Widerſprüche in der Zeitfolge kennt, wird den Werth unſerer Gedichte am beſten zu ſchätzen wiſſen. Merkwürdig iſt auch die durchaus ähnliche Form dieſer Werke, deren jedes am Eingange eine Anrufung der Kunſt, des Sinnes, oder Entſchuldigung, daß die Kräfte des Dichters der Würde des Helden nicht entſprächen, dann die Erzählung der einzelnen Thaten gibt, worauf das Lob des Helden und die Klage um ihn folgt, und endlich die Beſchreibung des Wappens mit einer Empfehlung des Verſtorbenen an die Gnade Gottes oder der heiligen Jungfrau den Schluß macht. Wenn dieſe ſtrenge Kunſtform durch die dem Meiſterſänger aufgegebenen Regeln iſt veranlaßt worden, ſo ſcheint es doch nicht, daß ſie zum Singen mit Muſikbegleitung verfaßt, ſondern als Lobgedichte oder Ehrenreden in Verſammlungen von Rittern, vielleicht am Hofe des Fürſten ſelbſt geleſen oder geſprochen worden: in dieſer Meinung beſtärkt ſelbſt die Ausſage eines Freundes von Suchenwirt, des ehrlichen Teichners, der das Singen bitter tadelt, und dem ernſtern Erzählen den Vorzug einräumt (Vgl. Jahrbücher I. Anz. 29 f.). Suchenwirt gehörte wie Teichner zu den geehrteren und beſſern Dichtern, welche ſich auch in der Wahl des Vortrages von den gemeinen zu unterſcheiden ſtrebten. —

Man könnte dieſe Reihe von Lobgedichten einen Ehrenſpiegel des Adels nennen, deſſen Lebensweiſe und Sitten, Wirken und Streben ſie uns mit großer Lebendigkeit vor Augen führen. War der Junker waffenfähig, ſo zog er dahin, wo es zu kämpfen gab, meiſt gegen die heidniſchen Preuſſen und Lithauer, deren Bekämpfung recht eigentlich als Kriegsſchule und Tummelplatz zur Uebung der Ritter angeſehen werden kann. Eine vorzügliche Waffenthat verſchaffte dem Edelknechte den Ritterſchlag (der Dichter drückt ſich dabey ſo aus: »Da ward er ze

Ritter«). Ohne sich an Volk oder Land zu kehren, zog der Ritter dann bald auf eigenen Pfenning, bald auf Sold, in ferne Gegenden, wenn das Vaterland seiner Hülfe daheim nicht bedurfte: nach Frankreich, England, Wälschland, vorzüglich die Lombardie, in Ungern und die daran gränzenden schismatischen oder heidnischen Länder, Rascien, Bulgarien, Reussenland ꝛc. Mehrere unternahmen Züge ins gelobte Land, unter allen aber that Chreuzpek die zahlreichsten und weitesten Fahrten. Wir enthalten uns hier aller weitern Bemerkungen, um der ausführlichen Anzeige der Gedichte selbst nicht den Raum zu entziehen, und behalten uns nur zum Schlusse einige Worte über den Dichter, seine Werke und übrigen Handschriften vor.

I. Historische Gedichte.

Von Chünik Ludwig von Ungerlant.

Nach einer kurzen Anrufung des heiligen Geistes, daß er dem Dichter »der Künste Hort entschließe,« folgt das Lob des Königs. Ich hebe nur eine Stelle aus:

»Wann sich entsleust sein edel Munt,
di wort sind waehaft vnd gancz.
Vraw ritteeschaft, sich plumt dein chrantz
Auf seines Lobes haubet (Haupt)
Getziert vnd vnberaubet
Mit tawich (thauigem) süzzes ruckhes (Geruches) smakch.«

Darauf berichtet der Dichter von des Königs Thaten: von seinen Zügen gegen die Reussen, Lithauer, wohin er« mit chünig, mit grafen hochgeboren, mit vreyen, dienstmann auzerchorn« zum Dienst unserer lieben Frauen gezogen ist [1]); seinem Kriege in Dalmaria [2]), in Chrowaten [3]), »Saders (Zara) besaß er mit einem großen Heere, und wollte es mit ritterlicher Wehre gern bestanden han; wiewol aber die Brüder dieß erkannten, so blieben sie doch in der Stadt« [4]). — Er fuhr auch zweymal in Pullenland (Apulien, Neapel) mannlich mit starker Heereskraft, bis er den Bruder sein gerochen hatte [5]). In Sirphey (Servien [6]) ließ sich der Theure so gar mannlich finden, daß vor ihm

1) Ludwig unternahm viele Züge gegen die nahen Reussen und heidnischen Lithauer, unter diesen zwey mit Konig Kasimir von Polen, 1344 und 1352. Auf diesen Zügen begleiteten ihn viele der tapfersten deutschen Edlen; z. B. der jüngere Ellerbach, Leutold von Stadek, Graf Ulrich von Cilli (s. alle deey unten).

2) S. die Anmerk. 4). —

3) Die Kroaten unterwarf sich Ludwig 1345, nachdem sie sich empört hatten.

4) Die erste Belagerung von Zara (1345), diesem beständigen Zankapfel zwischen der Signoria und Ungern. Die Stadt konnte Ludwig damals nicht retten; sie fiel nach deitthalbjähriger Belagerung den Venezianern in die Hände. Ueber die zweyte Belagerung und Einnahme der Stadt 1357 s. unten bey Ellerbach dem Jungen.

5) Nämlich seinen Bruder Andreas, der nicht ohne Vorwissen seiner Gemahlin Johanna 1345 zu Aversa erdrosselt worden. Ludwig trat 1348 zu Neapel ein, und ließ dann den der Mitschuld am Morde bezüchtigten Carl von Durazzo vor seinen Augen zu Aversa enthaupten. Nach zwey Jahren kam er zum zweyten Male. Auf diesen Zügen begleiteten ihn Ellerbach der jüngere, und Albrecht von Nürnberg (s. unten).

6) 1359 schlug Ludwig den Fürsten von Rascien, Urosch oder Uroseius, der sich Kaiser von Servien nannte, und trieb ihn ins Gebirge. Darauf ging der Zug gegen den Bulgaren Strakfimir,

der Feinde Schar und mit ihnen der Kaiser von Sirpheye floh. — Darnach unterwand sich der Schandenfreye des Krieges in Lamparten (Lombardie), wo er vor Tarveis (Treviso) Leut und Land mit großem Schaden versehrte [1]). — Nun beschreibt der Dichter des Königs Wappen und schließt:

In Ungarland Kunig Ludwrig
Er hat gebahnt Straff und Steig
Die zu den Ehren leitrn;
Sein lob das will ich breiten.
Hurta Hurta, Ungarland!
dein Ehrei [2]) dem besten ist brkannt!

Von Herrn Burkhard Puppin von Ellerbach (dem Alten).

Burkhard von Ellerbach der ältere, zum Unterschiede von seinem Sohne gleiches Namens, den der Dichter ebenfalls besingt. Das Geschlecht der Ellerbache ist vor Alters her in Schwaben begütert gewesen; seit Albrecht I. von Habsburg erscheinen sie, wie die von Walse, in Oesterreich. Zu jener Zeit (im vierzehnten Jahrhundert) thaten sich im Kriege drey Ellerbache hervor: die beyden Burkarde, Vater und Sohn, wovon der Vater den Sohn um mehrere Jahre überlebt haben muß; und ein Hans von Ellerbach, welcher 1351 als Kämmerer des Herzogs Albrecht von Oesterreich diesem auf seinem Zuge gegen Zürich eine Mannschaft aus dem Etschlande zuführte, mit welcher er Anfangs die Zürcher zurücktrieb, aber von neuem angegriffen, in die Flucht geschlagen wurde. (Fugger S. 329 a.)

Anfang des Gedichtes: »O reicher sinn exempl, daß ir meines herzen templ, Euch klein mit weisheit bildet; deß (darum) vremdet und wildet geblumte Kunst meines Herzen Plan.« — Nach einem kurzen Eingange hebt die Geschichte an: »Zuerst fuhr der werthe Held nach Frankenfurt, da man erwählt zween Kunig zu dem Reich, der eine was Kunig Friderich von Oesterreich genennet, der ander wart erkennet Kunig Ludweig genannt, geboren Fürst in Bairland.« (Die getheilte Wahl zu Frankfurt am 19. und 20. Oktober 1314.) Hier ward Ellerbach zu Ritter. Bey Ezzelingen ward seine Hand den Feinden manlich bekannt (die bekannte Schlacht bey Eßlingen im Frühlinge des Jahres 1316, zwischen den Herzogen von Oesterreich und Kaiser Ludwig. Cf. Chron. Leobiense apud Pez. I. 916). — Nun beschreibt der Dichter mit wenigen Worten die glänzendste der Waffenthaten des alten Ellerbach, die tapfere Vertheidigung Burgau's gegen Kaiser Ludwig, welches, wie wir von ihm erfahren, keine Mauer, sondern nur einen Zaun im Umfang hatte:

Zu Burgaw ward besessen
mit starker Heereskräfte;
viel edler Rittrrschäfte

---

von welchem der Dichter an einem andern Orte (bey Ulrich von Cilli) redet.

1) Hier schrint der Feldzug vom Jahre 1371 gegen Venedig in die Mark Treviso gemeint, welche Ludwig öfter mit seinem Herre heimsuchte.

2) Ehrei ist der Schlachtruf (cri) eines Herrrs, der gewöhnlich vom Namen des Volkes oder Anführers genommen war, wie hier: Hurra Hurra, Ungarland. Bey Zürch riefen die Schwrizer 1351: Hier Zürich! (Fuggr S. 329). Schon in altrn Heldenliedern liest man z. B. Hei! schevalier Berne (Hei, der Ritter von Bern odrr, Verona).

muſt leiden arbeit saure,
Um Burgau was kein Maure
Die Veſt' ein'n Zaun het umbefang,
den wehrt der Edle alſo lang
Mit biderben leuten ritterleich
Bis man in rett' von Oeſterreich 1).

Bald darauf focht Ellerbach mit Grafen Wilhalm von Tenanch 2), und kämpfte ſo lange, bis unter ihm ein Roß und zwey Maiden (eine Art Roſſe) erſchlagen waren. Da ward er mit Ehren gefangen. — Darnach ſtritt er vor Lo (Laa in Oeſterreich); als Heer wider Heer in Haufen zuſammen ſtieß, da ſah man viel maniges Heldes Hand von Oeſterreich und von Böheimland nach hohem Preiſe werben. An dem Tage wurden gefangen der hochgetheuerte Heinrich und ſein Bruder Hans von Leipen (von Lippa 3). — Noch kämpfte er zu Landau, wo er die Baiern und Böhmen zur Nachtszeit überfiel und in die Flucht trieb, wobey er vierzig Ritter und Knechte gefangen nahm 4).

Nun erzählt der Dichter, daß Ellerbach auch über Meer gefahren iſt nach Cipern, von hier nach Alexandria, wo er viel Heiden erlegte, aber die Stadt ward nicht lang behalten, denn die werthen Chriſten wurden gar zu krank in der Heiden Land. So kam auch Ellerbach wieder heim. — Am Schluſſe heißt es: er habe im Dienſte derer von Oeſterreich ſiebzehnmal ritterlich mit Ehren gefochten, und nie das Feld verloren (daz er nie verloz daz wal); nur ein einzigmal (nuwer ainſt) ſey er unterlegen (nämlich im Kampfe mit dem von Tetnang). Unter ihm ſeyen ſechzehn Maidroſſe und vier große Roſſe zu Tod erſchlagen worden. Von ſeiner Mannheit könne Zeugniß geben der alt Chunrad von Weſternach, der oft bey ihm Ungemach gelitten. Der auserleſene ſey ganzer fünf und funfzig Jahre als guter Ritter nie aus der Ehren Schaar getreten 5). Sein Schild wird beſchrieben: »Gold und Smaragdengrün quartieret, auf dem Helm zwey Auerhörner.« (Hiermit ſtimmt das Ellerbachſche Wappen vollkom-

1) d. i. bis der Entſatz des Herzogs Leopold heranrückte, und der Kaiſer eiligſt die Flucht ergriff. Man vergleiche die ausführliche Beſchreibung des Abtes Volkmar (bey Oefele Scriptores II. 554) und den Ungenannten bey Pez I. p. 1003. »da was Purckgraff Herr Purchardt von Elispach und ſein Sun, zwen auzzerwelt deginen, vnnd hietten in dem hauß zu Purgaw wol dreyhundert Helm ꝛc. ꝛc.

2) Wilhelm von Montfort, Graf von Bregenz und Tetnang, geſtorben 1354.

3) Unſere Chroniken erwähnen dieſen Feldzug zum Jahre 1332. Chron. Zwethl. (ap. Pez. I. 538); Claustro Neoburg. (ibid. 487) Mellicense (ibid. 246). Die Herren von Lippa, Heinrich genannt der Eiſerne, und ſein Bruder waren mit unter den vorzüglichſten Anſtiftern zum Kriege, der Oeſterreich und Mähren mehrere Jahre beunruhigte. Sie wurden nebſt vielen von Adel von den Oeſterreichern gefangen (bey Laa und Konſtell, von unſerm Dichter anderswo öfter angeführt) und Laa, Weitra und Eggenberg kamen wieder in die Hände unſerer Herzoge.

4) 1336, als K. Ludwig der Baier mit Oeſterreich im Bunde gegen ſeinen Vetter Herzog Heinrich, der mit Böhmen vereinigt war, bey Landau zum Kampfe gerüſtet ſtanden, nur vom Fluſſe getrennt, aber kein Theil etwas Entſcheidendes wagen wollte. Der bald darauf geſchloſſene Friede trennte die Heere.

5) Hieraus ergibt ſich das Todesjahr des ältern Ellerbach: er ward 1314 Ritter, lebte als ſolcher fünf und funfzig Jahre, er ſtarb alſo 1369, zwölf Jahre nach ſeinem tapfern Sohn.

men in Sibmachers erneuertem Wappenbuche. (Nürnberg 1696. II. 91) und bey Fugger (Ehrenspiegel S. 291).

Von Herrn Burkhard von Ellerwach (dem Jungen).

Von diesem handeln hier zwey Gedichte (Nr. 4 und 8), welche im Wesentlichen gleich lauten, aber das letzte gibt noch eine merkwürdige Beschreibung seiner letzten Heerfahrt, die er in der glorreichen Einnahme von Zara (Saders) mit seinem Leben beschloß (1357). — Der Dichter beginnt mit einer außerordentlich schönen Beschreibung des Frühlings, und sagt dann: »er wisse aber einen Ritter, dessen Herz und Muth den Ritterorden noch baß ziere, als der May mit seiner Thaunässe den Anger und die Haide schmücke.« — Aus der Erzählung seiner Thaten geht hervor, daß er zur Zeit, als er mit seinem Vater (s. den vorigen) vor Landau lag, den Ritterschlag erhielt (also 1336). — Darauf zog der Unverzagte nach Frankreich mit König Johann aus Böhmen, war mit ihm in der Schlacht, wo manches Hundert guter Ritter zu Tode verwundet ward. (Wie aus dem Folgenden zu schließen, ist hier die berühmte Schlacht bey Cressy vom 26. August 1346, wo König Johann erschlagen wurde, gemeint.) Auch Burkhard blieb hier für todt auf dem Wahl liegen, niemand erkannte ihn, denn Blut und Gras war gemengt in eine Gestalt, grün und roth. Nachdem er die große Noth überstanden, zog er gegen die heidnischen Preussen. Wehe dem, welchem er im Streite Widerpart war; der mußte in seines Jammers Schwemme die Hitze seines Muthes kühlen. — In Holland focht er vor Utrecht, bis er vier Wunden hatte [1]). Vor Lüttich in Brabant mußte mancher seine Faust fühlen. — Mit König Karl (von Böhmen), der seitdem Kaiser geworden, fuhr er an die Etsch (in Tyrol), da man vor Patzen (Botzen) brannte [2]). Preussenfahrt (1347). Durch Ritterschaft (der Ritterehre halber) fuhr er in Apulien (1348 mit König Ludwig, s. oben), mit K. Ludwig in Lithauen, Servien und Lamparten, in welchem Lande er sich bey der Belagerung von Teruels (Treviso) hervorthat: da sah man ihn auf den Katzen (eine Art Sturmdächer) Schwefel und Pech (welches die Belagerten herauswarfen) mit wehrenden Händen löschen, und auch der Zaghafteste wurde muthig, wenn er den Helden an Harnisch, Wappen und Gewand mit Pfeilen bespickt sah. — Sperval (Serravalle, eine Stadt im Trevisanischen, am Flusse Imesuli) stürmte er an der Spitze einer tapfern Schar unter dem Fall eines Steinhagels aus Büchsen. Zu Vicenza schwamm er über die Prente (Brenta), und überfiel dort sechshundert Hauben, von denen viele erschlagen, viele

1) Ohne Zweifel in dem Kriege der Grafen von Holland und von Cleve wider den Bischofssitz Utrecht, der (propter quaedam vaniloquia, wie Beka sagt) mit kurzen Unterbrechungen von 1345 an mehrere Jahre fortgeführet wurde. Ellerbachs Zug dahin scheint in den Herbst des Jahres 1346 zu gehören.

2) Gegen das Ende des Jahres 1346, als Karl nämlich nach Tyrol kam, und seinen Bruder Johann Heinrich, den dessen Gemahlin Margaretha die Maultasche von Bett und Land gejagt hatte, mit Gewalt wieder einzusetzen: er überfiel Botzen, verbrannte das nahe Meran, und belagerte Margaretha in ihrem Schlosse Tyrol. Da kam der neue Gemahl Ludwig von Brandenburg zu ihrer Rettung, und vertrieb die Böhmen. (Vergl. unten bey Ulrich von Tilli.) S. Hormayrs Tyrol. Alman. 1803, S. 102 ff.

gefangen wurden. — Das eine der beyden Gedichte fügt am Schlusse folgende merkwürdige Erzählung über die Einnahme von Zara bey, deren Ruhm unserm Ellerbach gebührt:

Seins chrveges des muz schadrn han
Venrdy an ir chreftr,
An gwalt vnd an hrrschefkr
wgz auf deui lant gelegen ist
seit der gepurte iesu christ
hat in so vil gewunnen an
Chain handen noch chain christenman,
Als er mit ern bedwungen hat. —
Seit fur rr an die lesten stat
Gen Saders, do rr laidrr starp.
Er riet mit chekes mutes stewer
Czu drr geozzen abrntewrr!
daz di stat gewunnen wart
des half sein rittrrleiche art.
Was nemant les, sing oder saq
Seit christ gepurt von prrisbejag,
daz ist den ern nicht grleich.
Czway hundert schüczen sicherleich
Vnd fünf vnd sechezk hauben
(di red schol man gelauben)
Gewunnen do di werden stat
Saders, dee man rre hat,
do was erobeist haubtman,
der geschicht (als ich vernomen han)
Got half im vnd di muter sein.
Ste schuffen jamer vnde prin:
Do scheay niemant: racha, rach!
nur: morda, schewz, stich vnd slach!
Hie Vngrrlant! di chrey lag ob:
des man hat frumen vnd lob.
— — — — — — — —
do ward der edel laider
gechlait in todeschlaider:
Miteinerlanczenmanin schoz,
des hort man chlagendee stimmr doz
aus eoten munden quelen
Mit iamer auz drn chelen *) ic. ic.

Zum Schlusse wieder die Beschreibung des Ellerbachschen Wappens, in beyden Gedichten. Das zweyte hat übrigens noch eine kurze Stelle mit Anspielungen auf alte Romane, und auf den Dichter Wolfram von Eschenbach: »Er (Ellerbach) hat geczieret sunder mail (ohne Makel) den Ritterorden vnd gechlait (gekleidet): was man in alten Puchen sait von Parcival, von Gamuret, von Wygaloys von Lanczulet, von manigen helden gute tat, her Wolfram da nicht schulden hat ic. —

Von Graff Vlreich von Pfanberg.

Die Pfannenberge gehören zu den reichsten Familien jener Zeit, und waren in Steyermark, vorzüglich in Krain begütert. (Coronini.) Ein Ulrich von Pfannenberg, vielleicht der Vater des unsrigen, befand sich auch unter jenen Edlen, welche 1291 sich zu Leibniz in Steyermark heimlich zu dem Ende verbanden, um ihre Gerechtsame standhaft gegen Herzog Albrecht zu vertheidigen. Seitdem erscheint Ulrich in mehreren Urkunden, z. B. 1298. — Unser Ulrich war 1332 und 1353 Landmarschall in Oesterreich (Quarrient Cod. Austr. p. 742), er starb 1355, nach dem Zeugnisse des ungenannten Zwetler Mönches (apud Pez. I. 997.) —

Bey diesem Lobgedichte wählte unser Dichter die Form einer allegorischen Erzählung zur Darstellung. Der Dichter kommt in die Fremde zu einem Kloster, er findet vor der Pforte einen Bruder, der ihn in die Kirche führt; er beschreibt den Altar, das Heilthum (den Taber-

*) Ellerbach scheint nach der Einnahme von Serravallr (1356) nach Dalmatien vor Zara gezogen zu seyn, welches er im Jahre 1357 eroberte. Drr ungrische Geschichtschreiber Bonfinius erzählt uns diese That Ellerbachs, den er seiner Latinität zu gefallen Elderbohus nennt, auf folgende Weise: Dum Tarvisium gravius obsidetur, interim Jadra (der alte Name von Zara) Elderbohi Teuthonis virtute astuque, qui cum Polonica manu clam ingressus, Venetorum Praefectum et praesidium urbe deturbavit, ad Lodovici (Regis) fidem potestatemque rediit; praeclari facinoris autor lethali vulnere confossus diem urbe capta obiit. Caetera quae in Dalmatia superfuere, certatim ad Ungarum defecerunt. (Hist. Pannon. Col. Agripp. 1690 fol. Decad. II. lib. X. p. 245.)

nakel, die Monstranze und Reliquien). Am Fuße des Altars stand ein Grabmal, an welchem sechs klagende Frauen saßen, ihnen gegenüber sechs Ritter. Tief erschüttert durch diese ernste Erscheinung befrägt er den Bruder nach der Ursache, und erfährt von ihm: Hier liege ein edler Graf begraben, und die, so um ihn säßen, wären sein Ingesinde gewesen, nämlich die sechs Frauen hießen: Zucht, Maß, Scham, Wahrheit, Stätigkeit und Tugend; die Ritter: Gotlieb, Ehrwart, Getreurath, Mildemar, Adelger und Manhaft. Da erhebt sich jede dieser Personen, und spendet dem Verblichenen ihr Lob. Manhaft erwähnt einige besondere Umstände, die seine Tapferkeit beweisen:

Gen veinden manleich chund lein sper
Wol lenken vnde naigen,
Vor Gamelsdorf erczaigen
Chund er den veinden muteschraft,
daz maniger ward unsighaft
von seines Swertes slegen,
daz im der Rittersegen
gar adelichen da geschach 1).

Auch bey Ezzelingen (1316 s. oben bey Ellerbach d. Aelt.) sah man ihn, so wie später in Tuschkan (Toskana), vor Padua (das Jahr wage ich nicht zu bestimmen) und vor Chötzse 2). — Mannhaft schließt, er habe ihm einen schönen Wappenschild gegeben: »den Schilt von chele (?nd) rot (gelb und roth?) den ziert ich mit Rubeinen, der Ruten (Rauten) Glast ich mehret mit Perlein.« Auf dem Helm zobelfarbe Hahnenfedern. —

Von her Herdegen von Petaw.

Er und Friedrich von Petau erhielten 1324 von den Herzogen Albrecht und Heinrich von Oesterreich und Steyer das steyermarkische Marschallamt, welches früher seit den ältesten Zeiten bey dem Hause Wildon erblich gewesen war. (Hertnit von Wildon hatte diese Stelle noch bis 1324 bekleidet.) Die von Petau starben 1404 aus, und von ihnen überkam Graf Johann von Schaumberg, der

---

1) Diese erste bedeutende Waffenthat Ulrichs von Pfannberg beschreibt die Chronik von Leoben sehr ausführlich beym Jahre 1313, (apud Pez. I. 909). Ich hebe hier nur einige Stellen aus: Morte imperatoris (Henrici VII.) diuulgata, Fridericus dux austrie — comites de Heuneberg, de Pfaunenberg, duos comites de Hals, Ulricum de Walsee cum eximio exercitu et cum nobilibus Bavarie inferioris ad superiores partes dirigit ut torras suas et suorum fratrum inviserent: — — Venientes autem in locum qui dicitur Gamersfeld (in unserm Gedichte richtiger: Gamelsdorf) haud longe a civitate, Landeshuet vocata, Ludwicus dux Babarie armatus occurrit et eorum transitum impedivit. — — Dux autem audax animo bellum sitiens, superior adversariis est effectus. Qui licet fortissime dimicarent, quidam, eum gloriae suae maculam ingeretes vim praelii formidarent, a praelio declinabant, alii eominus egregie hostibus obviabant. Ulricus Comes de Pfaunenberg miles efficitur pro eo, quod res bene gesserat, eique viri praepotentis soror Ulrici de Walsee promittitur in uxorem.

2) Chötzse, sonst auch von dem Dichter Gossel genannt, ist der Ort Cossel oder Consel in Mähren an der Taya, dem Schauplatze mehrerer Treffen zwischen Böhmen und Oesterreich, von 1328 bis 1332 und auch später. Welcher dieser Feldzüge hier gemeint sey, ist nicht leicht zu bestimmen. —

die Tochter des letzten Petauers Bernhard zur Ehe hatte, das Marschallamt sammt seinen Erbgütern. Herdegen erscheint in eilligen Urkunden: so verkaufte er im Jahre 1344, zugleich mit Otto von Lichtenstein-Murau, einige Güter in Göllersdorf an Albrecht von Buchheim (vide [*Wurmbrandi*] Collectanea geneal. histor. p. 4 et 292). — Unser Gedicht verbreitet sich nur in allgemeine Lobeserhebung ohne besondere Züge zu berühren. Der Anfang:

Ach tot daz du nicht lere hast
vnd all so lutzel yemant last
leben hie auf erden.
Schluß: Von Pettaw werder herdegen
Got mug der sele phlegen
Im himel pey der engel schar,
daz geb die Magt di christ gepar.

Von hern Ulrich von Walsse.

Die Herren von Walsee (Ulrichs Vater und Oheim) waren mit Herzog Albrecht I. aus Schwaben nach Oesterreich gekommen, und blieben unter allen Verhältnissen der Herzoge treueste Diener, oder, wie Fugger sagt: »sie sind gleichsam der Oesterreichischen Familie Schutzengel gewesen.« — Von den früheren Begebenheiten, an welchen Ulrich Theil nahm, z. B. dem Treffen bey Gamersdorf 1313 (s. oben bey Pfannberg) erwähnt der Dichter nichts; er beginnt mit dem Jahre 1316.

»Vor Eßlingen ward er zu Ritter geschlagen, und empfing Sant Jorgen Segen; darnach sah man ihn mit Ernstes Kraft hinfahren für Gulmarn (Colmar) [1]), da manlich wohl gestürmt ward, bis daß man des Sturmes abließ, wornach man schnell Friede schloß. — Zu Padaw (Padua) ward er den Feinden wohl mit Ehren bekannt: die wollten ihm Ungüte schaffen, das konnte er aber wehrlich abwenden: von seinen beyden Händen mußte vil mancher sterben [2]).« — Zug nach Preussen. —

---

1) 1318 rückte Leopold aus den Vorlanden in die Gegend von Straßburg, belagerte Colmar, zu dessen Beystand Ludwig und König Johann von Böhmen heranrückten. Die Heere standen schon in Schlachtordnung, und die kleineren Gefechte auf den Vorposten hatten begonnen, als sich die beyden Theile wieder trennten, und ein Waffenstillstand nebst einer Wechselheirath beschlossen wurde. Chron. Leob. I. 919. Kurz, Oesterreich unter Friedrich dem Schönen, S. 182 ff.

2) Da der Dichter öfter von diesen Zügen nach Padua spricht, so erzählen wir die ganze Begebenheit hier etwas ausführlicher. Als Jakob Carrara, Herr von Padua, mit Cane von Verona (dem Hund von Bern) krieqte, sandte Kaiser Friedrich der Schöne den Herrn Ulrich von Walsee aus Steyermark dahin, um mit Can einen Waffenstillstand zu unterhandeln: Ulrich soll Padua im Namen des Kaisers verwalten. Der unruhige Can belagerte Padua bald wieder 1320, ward aber weggeschlagen und auf Walsees Vermittlung kam ein Friede zwischen dem Carrara und Can zu Stande, 1321. Trotz dieser thätigen Verwendung Ulrichs, den Frieden herbeyzuführen, brachte es doch Can durch seine Künste bey Kaiser Friedrich dahin, daß ihm (Walsee) die Verwaltung der Stadt abgenommen, und dem Herzog Heinrich von Kärnten, und unter diesem dem Herrn von Aufenstein übertragen wurde. Heinrich kam mit 200 Helmen, später erhielt er noch 400 dazu, und brachte eine Aussöhnung zwischen der Stadt und den Vertriebenen zu wege, 1323: aber Cane und Carrara störten die Eintracht bald wieder. Nun trat Walsee zum zweyten Mal auf: er begleitete nämlich den Herzog Heinrich von Kärnten und Herzog

Seine Fehden, die er als Feldherr Friedrichs des Schönen in Deutschland und an der mähriſchen Gränze beſtand, berührt der Dichter der Reihe nach: die folgende Stelle meint wohl die Schlacht bey Mühldorf, Ampfingen und Dornberg, an dem kleinen Fluſſe Iſen (28. September 1322.), wo Kaiſer Friedrich gefangen ward:

Darnach man in mit eren ſach
In payrlande an der Iſen,
Da man yen(en) vnde diſen
Sach ſterben vmb daz reiche,
Da ſtrait er ritterleiche.
Vil manigen iſt di warheit chunt,
Er ward gefangen vnde wunt,
Von ſeinem herren daz geſchach,
An dem ſein trew er nie geprach.

Er war beym Sturm von Memmingen, und darnach von Minick (München?), da ſtürmte er mit frecher Hand, er ward den Feinden als ein brüllender Löwe bekannt, der über Gräben und Mauern klimmte, ſo daß manigem mit Schaden ſauer ward. Daß Minick gewonnen wurde, dazu half der Werthe auf ſchneller Fahrt. — Vor Ulreichs kirchen (in Oeſterreich an der Gränze Mährens) und Stetendorf focht er tapfer. — Mit König Karl (ſoll heißen Johann) von Böhmenland zog er gen Chraraw (1345 in der Fehde gegen Kaſimir von Polen). — Dem Herzog von Oeſterreich zu Dienſt unternahm er den Feldzug gen Furyawl (Friaul), wo er den Balhen (Wälſchen) Schade ſchwur, und das Land mit keckem Muth zwang, daß ſie dem Fürſten (Treue) ſchwuren. — Seine Züge nach Zurich (mit Herzog Albrecht 1351 und 1354, ſ. Fuggers Ehrenſpiegel) gen Tarveis mit König Ludwig (1356), endlich gen Salzburg, wo er Friede ſtiftete zum Troſt manches armen Mannes [1]).

Sein Wappen beſchreibt der Dichter ſo: Saphyr braun (iſt der Schild) darin lag ein Faſch (d. i. eine Binde, Fascia in der Heraldik) in parraweis von perlen fein. Man vergleiche das Wappen bey Fugger S. 205 und Sibmacher II. 92, wo ein ſchwarzer Schild mit weißer Querbinde dargeſtellt iſt.

Beſchluß: Von walſe piderber Vlreich
Von gretz auz ſteyerlande [2])
den namen man erchande
vil dicke auf der Feinde wal [3])
Walſe, Walſe, der chreyen ſchal
Tet vor vil manigem helfe ſchein [4]),
Nu phlege Got der ſele ſein.

Otto von Oeſterreich nebſt andern Vornehmen nach Friaul, wo ihre ſchrecklichen Verwüſtungen die Bewohner des flachen Landes zur Flucht nach Trevigi zwangen. Am 11. Juli kam das Heer in Padua an, und am andern Tage rückte der Herzog von Kärnten vor das feſte Monſelice. Can half ſich nur durch Bündniſſe und Geld aus ſeiner äußerſten Gefahr, 1324; die Herzoge zogen wieder ab, und Padua fiel bald dem Can in die Hände. (Allgemeine Weltgeſchichte von Guthrie und Gray; Ueberſ. Quartausg. Bd. XLIII. S. 491 ff.)

1) Bezieht ſich wohl auf die Beylegung des Streits zwiſchen dem Kaiſer und den Herzogen von Bayern, welche das Schloß Natternberg im Salzburgiſchen belagerten, zu welcher Ulrich von Walſee als Geſandter der Herzoge von Oeſterreich vorzüglich beytrug. Ausführlicher das Chron. Salisburg. apud Pez. I. 413.

2) Ulrich war nämlich Landeshauptmann in Steyermark.

3) Wahlſtatt.

4) Der Schlachtruf Walſee half und ermuthigte Manchen.

Von hern Friedrichen von Chreuzpeckh.

Dankenswerthe Nachrichten über das Geschlecht der Chreuzpekhe finden sich in dem vortrefflichen, aber leider unvollendeten Werke von Wisgrill: Schauplatz des landsäßigen niederöst. Adels, Bd. II. S. 162. — Sie haben schon zu den Zeiten der Babenberger ansehnliche Güter im Lande besessen, und die Stelle der Landjägermeister bekleidet. Das unweit Lilienfeld befindliche Schloß Creuzbach oder Krebsbach (an dem Bache, der der Krebsbach genannt wird) ist wahrscheinlich von ihnen erbaut. Die Kriegsthaten, Reisen und Schicksale sind in unserem Gedichte, und zwar allein darin, ausführlicher beschrieben. Sonst ist noch bekannt, daß ihm Herzog Rudolf IV., der ihn sehr schätzte, 1358 das lange Zeit erledigt gewesene Jägermeisteramt erblich verliehen, und Chreuzpeck diesen Dienst bey der feyerlichen Huldigung des Herzogs zu Wien, zum ersten Male verrichtet habe. Da seine Reisegeschichten und Thaten ungefähr bis 1352 gehen, so muß er diese Auszeichnung erst nach seiner letzten Heimkehr, wahrscheinlich schon bejahrt, erhalten haben. Er starb, wie die Grabschrift zu Baden in Oesterreich auswies, 1360. (Wisgrill a. a. O.)

Der Dichter hebt an: »Ich chlag den hochgemuten den piderben vnd den guten, den vns der tot hat laider hin.« Dann erzählt er: seinen ersten Harnasch hat er geführt, bey zwey guten Schumphentewrn (Kämpfen) vor Gotzel (Constell in Mähren) und Brünn, im Kriege zwischen Behemland und Osterreich, vor Pudyschwitz und beym Sturm von Peching (Bechina) [1]). Er war zu Burghausen [2]) und zu Titmanning, und (später) zu Müldorf [3]) — zog nach Padua gegen den Hund von Bern, zweymal [4]). — Vor dem Dornperg (d. i. bey Mühldorf 28. Sept. 1322) »da ward er czu derselben Stund gefangen unde sehre wund.« — Er scheint aber bald wieder frey geworden zu seyn, denn er ging 1324 (s. oben Walsee) »mit Herzog Otten (von Oest.) in Lamparten, da Padaw ingenommen ward [5]).«

Nun trat Chreuzpekh in die Dienste der Florentiner, die als Welfen, mit Castruccio, dem größten Feldherrn seiner Zeit, und treuen Anhänger Kaiser Ludwigs auf dessen Römerzuge, wegen der Stadt Pistoja in Krieg gerathen waren. Da lieferte Castruccio den Florentinern 1325 die entscheidende Schlacht bey Altopascio, welche hier auf eine ausführliche Weise, wenn gleich nicht durchaus mit den Angaben der Geschichte zusammentreffend, erzählt wird:

In Tuschan (Toskana) er sich nicht spart
Czu dem alten past er strait
mit ellenthalfter wirdichait.
Czway tausend gewappent stritten,
Fünf hundert schaden litten
Mit todespein gar pitter,
do ward der edel ritter.
Den ritters nam der werde hat
verschuldet seit mit guter tat.
Des streites nicht gesiget wart
Sew schied di nacht auf paider part.
Merchet recht was ich ew sag:
darnach an dem czwelften tag
durchhawen ward ripp vnde ruck.

---

1) Diese Ereignisse müssen vor dem Jahre 1311 zu suchen seyn.

2) So ist ohne Zweifel statt Burgau hier zu lesen. Die Schlappe bey Burghausen vergessen zu machen, zog nämlich Walsee bald darauf gen Titmanning. Vgl. Chron. Leob. I. 407. Kurz, Oest. unter Fried. d. Schön. S. 40.

3) Diese Andeutung geht auf K. Ludwigs schimpfliche Flucht von Mühldorf weg (Sept. 1319.) Chron. Salis. u. a. m.

4) 5) s. die Anmerk. bey Walsee.

do besammet sich von Luk (Lucca)
der Castrutsch vnbesundert:
dem komen wol ezweihundert
Hauben durch der wirde schaw
Ezu hilf von dem von Mantaw,
do ward gestriten also vast
Mit manhait an (dem) alten past,
daz mer den viereczig tausend man
Wurden alle Lebens an.
Florenzer fluren (verloren) do den streit,
do vacht der ebel an der ezeit
Pis der streit verloren wart.
Ezu hant er sich vil snelle schart
Zu der veinde panir hin.
Sein herez, sein mut vnd auch sein sin
Stund ye nach ritterleicher gir,
Vmb die stang an der panir
Slug er dy arm wohl gespart 1)
Vnez im sein ross erstochen wart:
dy panir mit im nider gie
(Ich sag nur die warheit hie).
Er wart in die arm wunt
funfzehen wunden an der stunt
von nageln in der stangen:
Erst gab er sich gevangen.
des tags man in den pesten hiez.

Man vergleiche diese Darstellung mit der Erzählung bey Lebret (allg. Weltgesch. Uebers. Bd. XLIII. S. 480 §. 3063). — Statt des »von Mantaw« hätte der Dichter wohl besser gesetzt: von Mailan; denn der tapfere Azzo Visconte von Mailand mit seiner Verstärkung gab eigentlich der Sache den Ausschlag: erst als Azzo ankam, fiel Castruccio über die Florentiner unter Cardona's Anführung her, und schlug sie aufs Haupt. — Von der tapfern That Chreuzpeks finde ich in keinem Geschichtschreiber Erwähnung. — Der gefangene Chreuzpek trat nun, ganz nach der Sitte seiner Zeit, wo der Ritter nur nach Ehre und Preis trachtete, unbekümmert wem er diene, auf die Seite des Mailänders Azzo Visconte, und zog mit ihm dem von Mantua und Modena zu Hülfe gegen die päpstlich gesinnten Bolognesser, die er in der Schlacht von Monteveglio mit besiegen half. (15. November 1325.) Der Dichter fährt fort:

Darnach eze hant er nicht erliez
Fur Polony 2) er do fur,
mit dem von Mailan da swur
Den von Mantaw 3) zu helfen,
da gibling vnde gelfen
Mue vnd Arbait litten,
do ward so sehr gestritten
daz funfzehntausend sturben tot
Er verbt die veind, der wueden rot
mit seinen siegen manickvalt,
daz man in fur den pesten ezalt,
des tags auf paiden tailen.
Er chund die veinde mailen,
Als man mit weruden henden phligt:
Auf seinem Tail wart da gesigt.
Von Parm gen Moden er do rait
Mit keker macht, gar vnverezait,
Selbdritter rait er von dem her,
daz volk beschawen vnd ir wer.
In dee vorstat er do sach
ezu rosi sechshundert, als man iach,
vnd wol ezwaintausent man zu fuz;
Vber amen graben er vmsuz 4)
Selb ander sprangt mit keker tat
Vnd rante in die Vorstat
In die veint (stich vnd slach!)
piz der haufen kom hin nach.
di veint die kerten da den Ruk
Sie iagten nach vnz auf di pruck,
Praun von Reinach ward erslagen
Vnd im sein Roß (daz hor ich sagen).

Es scheint, daß Chreuzpek sich unter den Belagerten befunden, und seine tapfere That in einem Ausfalle auf die in der Vorstadt befindlichen Feinde bestanden habe. — Wer ist Praun (Bruno) von Reinach? — Drauf that Chreuzpeck eine Schumpfentewer zu Burksanda (Borgosanto) und vor Lucca. Späterhin zog (so fährt der Dichter fort) Herr Fridrich mit König Johann von Böhmen gen Preussenland, wo er der erste an dem Thore einer Stadt war. Die Heiden wurden genöthigt, sich taufen zu lassen; sie verloren damals sechs Vesten

1) Gesperrt, geschlungen.

2) Bologna.

3) Nämlich dem Buonaccossi, Heren von Mantua und Modena, in dessen Gebiet bis vor Modena das päpstliche Heer eingedrungen war.

4) Umsonst, aus freyem Antrieb.

(wahrscheinlich 1328. Die Angabe dieses Feldzugs in Pulcava's Chronik bey Dobner, Monum. hist. Boem. Prag. 1774. Tom. III. p. 285, stimmt gut mit der Stelle des Dichters). »Darnach ritt er gen Frankreich um des Ritterpreises willen, nach Turfse in Turon (Tours in Tournois), wo der Herzog von Priteny (Bretagne) auf weitem Felde einen Turnay hielt mit dem König Johann von Böhmen; dabey turnirte auch unser Held ritterlich (ohne Zweifel 1331 oder Anfangs 1332, wo Johann die traurige Nachricht von den Einfällen der Oesterreicher in Mähren erhielt, als er eben in Frankreich war).« »In dem Krieg, welchen die Böhmen, denen von Oesterreich zu Schaden, führten, verfolgte er den fliehenden Feind über die Brücke zu Chöttfse (Conftel in Mähren, 1322), wobey sein Roß erstochen, und er verwundet ward. Oesterreich aber behielt den Sieg.« — Chreuzpeck zog dann nach Napls zu König Roberten ihm zu dienen, aber es ward Friede gemacht. — Mit einem Franzosen ritt er gen Hispanien, dann über Meer zum ersten Male zum heiligen Grab. In diesen Gegenden besuchte er aus Andacht auch das Grab der heiligen Katharina; darauf fuhr er gen Babylon; nach ein und zwanzig Tagen kam er in die Stadt Guzz (Gazza?), von da wollte er nach Endien (Indien) über, aber die Heiden fingen ihn. In dieser Noth diente er der heiligen Jungfrau Maria, und that das Gelübde, sechs Tage wochentlich zu fasten, kein Fleisch und was von Fleische kommt zu essen. Nun half ihm Christ, daß Kaufleute kamen, die ihn von den Heiden für Geld auslösten. Von da reiste er über Armenien (Armoney) zum andernmal zum heiligen Grab, dann nach Cypern, Konstantinopel, in die Tatarey gen Kaffa (in der Krimm), hin gen Reuzzen, Masovien (Masaw), Polen, Liefland (Eistand), Weißreussen, kam nach Eisenburg, wo eine große Schumpfenteuer geschach, von da über Meer nach Schweden in die Stadt Stocholb (Stockholm), wo er den König von Schweden *) fand; mit diesem fuhr er zurück in Reussenland, von da nach Orbegen (Norwegen) gen Truntheim (Drontheim), wohl zweyhundert Meilen weit. Hier schiffte er sich ein nach Schottland, England und Irland, wo eben wohl sechzigtausend zu Felde lagen, vor der Stadt Trachtal (?), es ward aber der Streit geschieden ohne Kampf. Aus Irland kehrte er nach England zurück, auf welcher Fahrt eine Schlacht zur See mit den Spaniern vorfiel, und die von Spanien sechs und zwanzig Kokon (Kähne) verloren. Er kam auch nach Holland, Geldern (Gelrr), von dannen an den Roin (Rhein) und kehrt dann in die Heimat zurück. Auf dieser Fahrt ist er viertehalb Jahr gewesen (also etwa bis 1336). Chreuzpek konnte aber der Begierde, fremde Länder zu sehen, noch nicht widerstehen, sondern er trat neue Züge und Reisen an: zuerst zwey Züge gen Preussen, wo sich der König ergab, und des Gelübdes abgestund dem edlen Könige von Ungerland. — Dann begab er sich nach Schweden, Dänemark, Holstein, Westphalen, Hennegau. In Frankreich sah man ihn beym Könige. Von Paris zog er nach Yspania, in Sibil (Sevilla), Granaten, Arragon, gegen die Heiden in Valentz, gen Mayorch (Maiorca), Serdeny (Sardinien), in die Warbarey (Berberei in Afrika), nach Dunis, nach Sicilien und herüber nach Galaber (Kalabrien), gen Rody (Rhodus) und Czipper; endlich

*) Damals war König Magnus II. (Smek); er ward abgesetzt in Schweden 1363, gefangen 1374.

zum drittenmal zum heiligen Grab. — Auf der Rückkehr kam er über Konstantinopel, Bulgarey, Wallachey (den Wasserwald [?] er do gesucht), Siebenbürgen und Ungern nach Hause.

Sein Wappen: Ein schwarzer (zobelfarber) Krebs in blank weis, chriechend gen dem Ort; auf dem Helm ein Krebs. Vergleiche die Beschreibung des Kreußbekischen Wappens bey Wisgrill. II. S. 166.

Ueber eine zweyte Handschrift dieses Gedichtes zu Seitenstetten ist am Schlusse dieses Aufsatzes Einiges gesagt.

Von Purggraf Albrechten von Nürnberg.

(Nämlich Albrecht I., genannt der Schöne, welcher im Jahre 1361 gestorben ist. Er war der Sohn des Burggrafen Friedrichs IV.). — Anfang: »Nu hort ir hochgetewrten, Ir adel reich gestewrten mit wirdichait, der tugende vol, den ye mit riterscheffte wol was durch rainer weibe gunst, mit willen, werken, mit vernunst (Vernunft).«

Albrecht fuhr erstlich im Dienste des Königs von England, und kämpfte mit ihm in Schottland, bis der Krieg dort ein Ende nahm [1]). Dann zog er mit den Königen von Ungern und Böhmen (Karl Robert und Johann 1336 im Winter) wider die Preussen, und ward da Ritter. Er besuchte sodann (zwischen 1336 und 1345, wie das Folgende beweiset) das heilige Grab, sah auch das Grab der heiligen Katharina und ihr Oel; bestieg den Horeb, und kam endlich nach Babylon. Nach seiner Rückkehr begleitete er den König Ludwig nach Apulien (1345), nach Reussen zum Sturme von Belz; wider die Rassen (Servier). Nachher sah man ihn beym Kaiser zu Metz (1354, s. Calmet Vol. II.), fuhr mit ihm (dem Kaiser Karl) gen Rom, da sich viele Fürsten, Grafen und Freye mit ihm schaarten: und auf der Teyferbruck [2]) machte Karl viele zu stolzen Rittern. — Wappen: Quartirter Schild weiß und zobelfarb; auf dem Helm ein Brakenhaupt (sonst hat das burggräflich Nürnbergische Wappen einen Löwen).

Von Kernden Herzog Hainreich.

(Der dritte Sohn Grafen Meinhards von Tirol und Görz; seit 1306 unter verschiedenen Schicksalen König von Böhmen, daraus verjagt 1310, † 1335). »Ach grimmichleiches Todes acht (Strafe),« — so fängt der Dichter an — »wie dein gewalt vnd auch dein macht di edlen nidervellet, wie hoch si sind gesellet dem adel und auch der gepurt!« — Viel wird zu seinem Lobe gesagt, und sein glänzender Hof gerühmt: »wo Springen, den Stein stoßen, Schirmen, Ringen, Schießen, Turnieren und Stechen um der Frauen willen viel geschah; auch Kurzweil unterließ man nicht, als: Tanczen und rayen (im Reigen tanzen). Von seinen Thaten nennt der Dichter die Schlacht »am Hasenpuchl« (2. July 1298, wo K. Adolf blieb), Albrechts Wahl zu Kenzingen (in demselben Jahre). — Seine Kriegszüge in Franken, für Friedrich den Schö-

1) Albrecht diente also ohne Zweifel dem Könige Eduard II, als er mit gewaffneter Hand um 1333 den schottischen Prätendenten Edward Balliol einsetzte. Er lieferte dem Schottenheere die blutige Schlacht bey Hallidownhill, nordwärts von Berwik, wo 30,000 Schotten, und unter ihnen ihr Feldherr Douglas geblieben sind.

2) Nämlich auf der Tiberbrücke, wo er 1500 Herren den Ritterschlag ertheilte.

nen, in Friaul vor Belegrat (Belgrado), und Muntczili (Monfeliee; ſ. oben bey Walſee). Merkwürdig iſt in der Beſchreibung des Wappens die Erwähnung einer Frauengunſt, die der Herzog trug:

»An den Rubeinen reichen
Lag ein par in parrweis [1])
Von Perlein, die der Minn' ameys [2])
Zu freuden gab dem werden.«

Von Leutolden von Stadekk.

(Er erſcheint ums Jahr 1361 als Landmarſchall in Oeſterreich.) Stadek war einer der Tapferſten in der Schlacht bey Chötſe (Conſtell in Mähren), wo die Oeſterreicher im Bunde mit Ungern in Mähren einfielen (1332), und viele Städte und Oerter wieder einnahmen: »Vor Chottſe ward er mit wehrenden Händen wohl geſehen, er war ein ungelimpflicher Nachbar ſeines Widerpartes, ſo wie der Schauer im Auguſt. Man hörte kreien (ſchreien, s'écrier) und rufen: Hie Oeſterreich, hie Ungerland!« — Die Beſchreibung der Schlacht iſt in Hinſicht auf die Art der Waffen (mezzer, ſwert, armbruſt, pogen, pfeil, gollier (Koller), ſchozz (Schooße), auf die Art wie man die Verwundeten und Ohnmächtigen behandelte, ſehr merkwürdig. — »Darnach ſo »ward der Unverzagte in Znaim beſeſſen (wahrſcheinlich 1336, bevor er »mit Herzog Otto gen Landau zog), ritt mit Herzog Otten gen »Landau, da man Krieges pflag, und Kaiſer Ludwig den Sieg neh»men wollte über ſeinen Sippe, den Herzog Heinrich in Baierland: »allein Gott unterſtund (verhinderte) ihr Streiten.« (Vergl. oben die vierte Anm. bey Ellerbach d. Ä.) — Preuſſenfahrt (1344 mit Ludwig von Ungern und Kaſimir von Polen), dort ward er Ritter. Auch in Kroatien kämpfte er für König Ludwig (1345), vor Zürch für Herzog Albrecht II. (1351 oder den folgenden); dann zweymal in Baiern und an den gmerchin, vor Droſendorf, Breiſtadt (an Mährens Gränze, vielleicht 1356. Chron. Zwetl. recent. ap. Pez. I. 543.)

Wappen: Ein weißer Löwe in rothem Felde klimmend mit goldener Zunge, Zähnen und Klauen. Schluß:

»Von ſtadekch piderber Lewpolt
lant marſchalkch in Oſterreich:
ſeiner ſel genedickleich
im himel phleg der werde got.«

Von Graf Ulreichen von Czili.

Das Geſchlecht der Grafen von Cilli, früher Freyen von Sanek, Sunek, hat in dem Werke des trefflichen Frohlich: Genealogia Suneckiorum Comitum Celejae et Comitum de Heunburg specimina duo, eine ausführliche Monographie gefunden. Von unſerm Ulrich iſt wenig mehr bekannt, als daß er nach ſeines Vaters Friedrich Tode Hauptmann in Krain war, und nebſt ſeinem Bruder Hermann

1) Ein heraldiſcher Ausdruck, der einen wagerechten Streifen bedeutet.

2) Ein Ausdruck, der aus dem Franzöſiſchen herüber genommen iſt: der Minne Freundinn (oder Freundſchaft), wie denn das Wort ameyo, oder amy ſchon in deutſchen Gedichten des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts vorkommt, für Freundin, Geliebte.

von den Herzogen Albrecht und Leopold von Oesterreich wegen geleisteten Heereszuges mit neunzig Reitern nach Italien, die Stadt Feistritz pfandweise erhielt (1368). Bald darauf starb Ulrich am Annentage. — Von seinem Bruder Hermann und Sohne Wilhelm wird unten beym Ritterzuge Albrechts die Rede seyn. Vergl. Wisgrills Schauplatz des landsäß. niederösterr. Adels. II. 82.

Ulrichs Züge sind der Reihe nach folgende: Mit K. Ludwig von Ungern vor Zara (Saders) 1345 bis 1347 (vergl. oben Ludwig von Ungern) — mit dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, in Tirol »an der Etsche, da man vor dem Reding lag« (ist wohl der Stein am Ritten, Ritone, das Schloß Engelmars von Villanders, der nach der Uebergabe enthauptet wurde: der Zug fällt ins Jahr 1346, s. oben bey Ellerbach dem Jungen), dann half er (1347) dem Markgrafen in der Mark Brandenburg, welche er durch den falschen Waldemar, den Müllerknecht Jakob Rehbock, fast ganz verloren hatte (s. unten bey Loken). Zug wider die Preussen und Lithauer (wie es scheint 1350), »der edel zu dem selben mal emphie den Rittersegen.« — Im folgenden Jahre ritt er mit dem Herrn von Walse, dem von Neuhaus zu Schaden[1]). — Romerzug mit Kaiser Karl, »der auf der Teyferbruck manchen Ritter hochgeschlacht machte« (1354). — Zwey Fahrten that er für König Ludwig von Ungern, die erste vor Terueys (Treviso), fällt ins J. 1356, die andere wider die empörten Servier und Bulgaren 1359.

»Do ritterlich gestürmet wart
»Pudeyn[2]) di werd haubtstadt.«

Beschreibung der Wappen von Cilli und Heunburg: das eine »lasurpla nach Himel Var, dariu drei stern von golde chlar,« das andere »ein roter Schild darinne zwo Vasch (Binden) von perlen fein in »parrweis gestreckhet (d. i. wagerecht gelegt),«

Schluß: »Sein edl chray was von czil
Graff Ulreich genennet
Sein Nam ist weit erchennet.
Nu genad im got durch seinen tot
Daz er di sel vor aller not
wewar mit vrewden ewikleich:
dez wunscht im Herczen all geleich.«

Von Hern Fridreichen von Lochen.

(Es gab zwey adelige Geschlechter dieses Namens, das eine in Schwaben, das andere in der Schweiz. Friedrich ist aus dem letzteren, wie die Vergleichung der Wappen ausweiset. Es fehlt uns an allen geschichtlichen Daten über ihn, nur ist bekannt, daß er um das Jahr 1342 Marschall Waldemars des Dänenkönigs war, von welchem gleich mehr gesagt werden soll.)

1) 1351 factum est magnum disturbium in dominis de Walsee et dominis de Nova domo, ita quod tota Austria fere vastata fuerit. Tandem dominus de Nova domo capitur et pax redintegratur. (Chron. Zwetlense recent. ap. Pez I. 542.)

2) Bodonium (heute Widdin) primo impetu obsessum, perbrevi obsidione occupavit. Bonfinii hist. Pannon. — Vergl. auch oben bey Ludwig von Ungern.

Anfang: »Mit gutem willen heb ich an
vnd richt mich auf der chunſten pan
Ob ich vind di tichtez hort
Materi vnd maiſterleichen wort« ꝛc.

Fridrich ward ein treuer Begleiter und Diener des Markgrafen Ludwig von Brandenburg, des Sohnes Ludwig des Baiers. Er fuhr mit dem Markgrafen dem von Engelland zu Hülfe, und auf der Fahrt ward er zu Ritter. — Die nun folgende Erzählung iſt eine der ausführlichſten und merkwürdigſten, und es wäre wichtig zu wiſſen, ob der Dichter, der ſie etwa zwanzig Jahre ſpäter verfaßte, ſie aus mündlichem Berichte eines Augenzeugen, oder auf welche Art erfahren habe. Er handelt zuvörderſt von der Hülfe, die Friedrich dem König Waldemar IV. genannt Atterdag, von Dänemark, zur Wiedereroberung ſeines Reiches leiſtete, und dann von dem Kriege, den Markgraf Ludwig gegen die Beſchützer des falſchen Waldemar in Brandenburg führte. Er erzählt:

»Darnach der hoch genenndig
Sein lob behauſt im Erenſarch
Vnd ward marſchalich in Tennemarch
dez edlen chuniges Woldemar,
der nahen waz vertriben gar.
Dem half er durch gelingen
daz gancze Lant betwingen:
Arm vnd reich' im ſwurn.
Darnach die Holezen (Holſteiner) furn
In daz lant mit grozzer macht
vnd wueſten paidw tag und nacht
Lant und Leut in tennemarch.
Nu was der chunich nicht ſo ſtarch
daz er zu den zeiten
Mecht mit den Holezen ſtreiten.
Dem edlen (Friderich nämlich) tet der ſchade we,
Er ſiget 1) pald her vber ſe
(daz ſchult ir wol gelauben)
Anderhalb hundert hauben
verſolt er auf (ſein) ſelbes guet.
Hin wider zogt der muetez fruet 2)
Do warden durich die prowden 3)
die holczen ſer verhawen.«

Nun folgt die Beſchreibung einer Schlacht, die Friedrich von Lochen den Holſteinern lieferte, dann heißt es:

»Vor choppenhayen daz geſchah,
den ſtreit geſigt der wandels frey,
da waz der chunikch nicht ſelber pey,
der muetez frech mit wernder hant
wehab 4) dem chunig zwir 5) daz lant« 6)

Bald darauf ſcheint Lochen wider in Markgraf Ludwigs Dienſt zurückgetreten zu ſeyn, und »ward ſein oberſter Hauptmann,« noch vor der Empörung des Landes, und der Erhebung des falſchen Walde-

---

1) ſigen, herabkommen, ſonſt ſich neigen.

2) Frut, weiſe, beſonnen.

3) Vrowden (auch Brauden, Bruten) die Schrecklichen.

4) Behab, erhielt.

5) Zweymal.

6) Waldemar, Sohn des vertriebenen K. Chriſtoph, hatte ſich in ſeiner Jugend am Hofe Ludwigs des Baiers und ſeines Sohnes aufgehalten; er ſuchte nach ſeines Vaters Tode und der Gefangennehmung ſeines älteren Bruders Otto (1333) mit Hülfe des Brandenburgers ſein Reich zu erobern. Er kam 1330, von den Jüten herbeygerufen, und ließ ſich huldigen. Aber zwiſchen den holſteiniſchen Amtleuten und Waldemars Rittern entſtanden auf der Inſel Seeland, welche damals an die Grafen von Holſtein verpfändet war, häufige Fehden, die Waldemar, wenn gleich nicht offen, doch heimlich unterſtützte: unter denjenigen, welche auf eigene Gefahr zur Demüthigung der Holſteiner mit gewaffneter Hand auszogen (134- f.), nennt die Geſchichte unſeren Lochen als einen der vorzüglichſten.

mar. Diese merkwürdige Betrügerey [deren Urheber der Churfürst Rudolph von Sachsen und die Fürsten von Anhalt waren, und welche selbst der Kaiser Karl, nach der Niederlausitz lüstern, dadurch unterstützte, daß er die Mark Ludwigen absprach, und den Müller Jakob Rehbok, der sich für den längst verstorbenen großen Waldemar ausgab, damit belehnte (1348)], brachte den Markgrafen Ludwig um alle seine Besitzungen; nur drey Städte, Spandau, Frankfurt an der Oder und Briezen (daher Treuenbriezen), blieben ihrem Herrn treu. König Waldemar von Dänemark kam seinem Schwager zweymal zu Hülfe, und belagerte den Müller 1349 in Berlin. Die völlige Aussöhnung zwischen dem Kaiser und dem Markgrafen kam erst 1350 zu Stande, Ludwig vertrieb den Betrüger, und ward mit der Mark und der Lausitz belehnt. Rehbok mußte froh seyn, daß ihn die Fürsten von Anhalt aufnahmen, und bis an sein Ende zu Dessau anständig erhielten. Hören wir unsern Dichter diese Geschichte erzählen:

»Darnach chom margraf Woldemar
ein mulner, nie von art geporn,
do ward daz lant zu mal verlorn.
Nieman an den margrafen tet
Recht in dem lande, wann zwo stet,
Ander oder Franchenfurt
di hiet ir trew an der gepurt:
die ander stat zu der Prissen
die hiett auch ir gewissen
vnd wart mit valschheit nicht bewegt.«

»Herr Fridrich sammelte überall Hülfe für seinen Herrn. Er kam zum Herzoge von Leunburg (Lüneburg?), der lieh ihm funfzig guter Helme, damit zog der Muthige für Naw (wohl Nauen an der Havel, nicht weit von Berlin), und focht mit dem von Anhalt. Darauf zog er zum Könige von Dännemark, und erzählte ihm, wie die Mark verloren wär, die seiner Hand empfohlen gewesen wäre. Er mahnt den König an seine alte Treue, und bittet ihn um Hülfe für seinen Herrn. Da bot ihm König Waldemar dreyhundert Helme. Der Edle aber sprach:

— — — »daz main ich nicht,
Ich ger nur ewr(en) selbs leib,
Tut es durch alle werde weib
Vnd lont mir meiner Arbait,
daz ich für ew han dargelait *)
leib vnd gut gar willichleich,
vnd ew erstrait daz chunichreich,
der trew lat mich geniezzen.«
Der chunich begund entfliezzen
den munt, und sprach: »Ir seit gewert
des ewer herz an mich begert.«
dez dankcht im do der werde helt.
Fünfhundert helm auserbelt
Fürt der chunikch mit im dan
zu hilfe do dem werden man.

»Mayburg, Luckau (in der Lausitz an der Spree) werden erobert. Als der Winter kam, eilte der König in sein Land zurück. — Lochen zog für Witenberg mit großer Macht, um da zu fechten. Das geschah nicht, aber er lag davor bis an den dritten Tag, und trieb den Krieg nach weiser Art, bis er dem Markgrafen das ganze Land wieder gewonnen hatte. Dieser Held ist nun gestorben!«

Lochens Wappen: Auf dem Helm trug er einen Schwanenhals von Perlen klar. (Vergl. Sibmachers Wappenbuch V. 176, wo aber die Farben des Wappens abweichen.)

Schluß: »Die Wappen sind in maniger not
durichhawen und durichstochen.
Her Friderich von Lochen
Hat sein chrei vnd auch sein nam,
dez lob nie ward an ern lam.
Nu genad' im got durich sein güt
daz er di sel dort behüt,
daz hat er hie verschuldet wol,
Sein Hertz waz aller tugende vol.«

*) dargelegt.

Von herczog Albrechts riterschaft.

Die ausführlichste und wichtigste unserer Erzählungen. — Sie beschreibt jene Ritterfahrt nach Preussen, welche der junge Herzog Albrecht III. (Albrechts II. Sohn) im Jahre 1377 in Begleitung vieler Edlen unternahm, und ist um so schätzbarer, da keine unserer Chroniken eine Darstellung derselben, sondern zwey nur kurze Erwähnung machen: Hageno und Ebendorfer bey Pez I. 1151 und II. 812. Andere Nachrichten, die in Liefland und Preussen selbst aufgezeichnet wurden, sind besonders in Angabe der, unsern Herzog und seine Edlen betreffenden Nebenumstände so wenig ausführlich und genau, daß wir das vorliegende Gedicht als einzige Geschichtsquelle für diesen Zug ansehen können, besonders da es von einem Augenzeugen, unserem Suchenwirt geschrieben ist, wie man unten sehen wird. — Hieraus berichtigt sich die bisherige, auch in von der Hagens und Büschings Grundriß zur altdeutschen Poesie (S. 186), und in ihrem Museum (Bd. I. Heft II. S. 554) ausgesprochene Vermuthung, daß dieses Gedicht, das man dem Namen nach kannte, ein Werk Konrads von Würzburg sey, ein Irrthum, wozu nur die falsche Interpunktion in Johann von Müllers Nachweisung, im Museum Anlaß geben konnte [1]).

Anfang: »Da man von christ gepurt verwae
czalt drewczehn hundert Jar
vnd über sibenczig Jar darnach
in dem sibenden daz geschach,
daß sich hub von Osterreich
Herezog Albrecht tugentleich,
Czüchtig, wahrhaft vnde stil.
In trug sein Herez vnd auch sein wil
daz er zu Ritter werden wolt:
In dauchte wol in eziem daz golt
paz (bas) den daz silber; daz was recht.«

»Mit Albrechten zogen funfzig Dienstmann gen Preussen, unter diesen fünf Grafen, die waren: Graf Hans von Maidburg [2]), Graf Hugo von Muntfurt [3]), drey Grafen von Cil (Cilli), Hermann und sein Sohn und Vetter [4]). Von Wien ging der Zug bis Laa, an

---

1) Die Stelle heißt im Müllerschen Verzeichnisse: »Frau Elisabethen »von Lothringen deutscher Heldenroman; Konrad von Würzburg, »von Herzog Albrechts von Oesterreich Ritterschaft in Preussen »1377; Teychners und Kuchenwert (sic).« Man ziehe also den Konrad von Würzburg zum vor ihm stehenden, und Albrechts Ritterfahrt zum folgenden, welches wohl wird heißen sollen: »die red auf den Teichner von Suchenwirt,« so, daß beyde Stücke von Suchenwirt zusammengestellt erscheinen. Ein neuer Beweis, wie wenig oberflächliche Angabe der Titel hier nütze!

2) Wahrscheinlich derjenige Hans von Maidburg, der 1389 als Zeuge erscheint (Coronini). und 1407 Landmarschall in Oesterreich war. (Wurmbrandi Collect. gen. p. 4).

3) Nämlich Hugo II., der Sohn Wilhelms von Montfort, Grafen von Bregenz und Tetnang (s. Ellerbach d. A.) Hugo starb 1423, und ist der Stammvater der erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts ausgestorbenen Familie Montfort.

4) Von dem Geschlechte der Grafen von Cilli ist bey Ulrich (s. oben) Einiges bemerkt. Der hier erwähnte Graf Hermann war Friedrichs I. zweytgeborner Sohn und Ulrichs II. Bruder, einer der reichsten und mächtigsten der Landherren jener Zeit. Bevor er mit seinem Sohne Hermann II. und Neffen Wilhelm, Ulrichs Sohn die Preussenfahrt

der Tey (Thaya), da sah man das Heer sich sammen (sammeln), und alle kamen mit Rüstung und Mundvorrath bestens versorgt. — Sie ritten nach Prezzla (Breslau):

Dee heeczog do ze hanse vot
die zcaeten minnichleichen, weip
ezu veewden manigee laye,
eecht als dee chule maye
Blumet anger vnd den walt
man sach da frewde manikvalt
mit schimpfen, tanczen, lachen ꝛc.

Von hier nach Doran (Thorn) in Preussen: auch da wurden dem Herzoge zu Ehren die Frauen nach Hofe geladen.

Da sach man wideegleste [1]) vnd gen der luft vlorieten.
von mundelein vnd von Wangen, chron, schapel [2]) und chrencze
mit peelein, poeten, spangen Sach man vnd vil dee tencze
di frawen sich da czieten mit czüchten vnd mit eeen.

Drauf ritten sie gen Marienburg, da der Meister (der Hochmeister des Ordens) mit Hanse saß: Weinreich von Chniprod ist sein Name [3]); er bewirthet den Herzog mit Wein und Kost. — Königsberg (Chunigez perch). Da sah man hoher Herren Werk mit großer Milde offenbar; jeder wähnte, er säumte zu lang und eilte schleunig (zum Herzoge), da wurden die Säcke des Schatzes geräumt. Der edele Herzog von Oesterreich gab auf dem Hanse das Mahl unter Pusanen und Pfeifen Schall; er ließ statt eines immer vier Gerichte bringen mit Gebackenem und Gebratenem; Welkischen, Osterwein und klaren Rheinsal schenkte man ein, in Pokalen von Gold, Silber und Edelsteinen. Ehe das Mahl zu Ende war, brachte man dem Fürsten Silber und Gold herbey, und er gabs zweyen Rittern und einem Edelknecht, deren jeder von seinem Lande als einer der Besten genannt ward. Diese waren: Heinrich von Pruchdorf von Holzenland (Holstein), Herr Perichtold von Puchenaw, Seifrid Forster, Edelknecht aus Polan. Nach zehntägigem Aufenthalte und Turnieren, Hofefesten, gab der Hochmeister das Hochmahl, zu Königsberg auf dem Saal, dabey saß als der anerkannt tapferste Ritter obenan Chunrad von Chrey. Nun wurde der Zug in die Lithau aufgeboten, der Marschalk (Gothard Herr von der Linde, wie auch unten gesagt ist) und die Weisen geboten, man solle sich speisen auf drey Wochen, was auch die Amtleute eilig vollzogen, so daß Gold und Silber nicht gespart und daß für zwey gekauft ward, wo nur für einen vonnöthen war. Der Großmeister hub sich auf mit dem Heer, zog nach Ynsterburch (südlich von Tilsit an der Anger und Insler), wo über die Sirppen (?) vier Brücken geschlagen wurden, und das Wasser fast ganzer Gelfen tief war. Man kam an die Mimil (Memel), deren Wasser Bogenschusses breit war: da griffen die

---

mit Heezog Albeecht antrat, ereichteten sie mitsammen eine letztwillige Verordnung, Keaft welchee ihee meisten Güter, wenn sie alle drey in dee Fremde umkommen würden, dem Grafen Feiedrich von Ortenbueg zufallen sollten. Dieses Testament ist vom Voeabend des Katharinentags 1377. (Wisgrill II. 83.)

1) Wideeschein, Wideeglanz.

2) Schapel ist eine Aet von Beutel; hiee möchte ein Baret gemeint seyn.

3) Winrich von Kniprode, dee geöste und glücklichste untee allen Deutschmeistern, eehielt diese Würde 1351 und regirte bis 1382 (24. Juni) mit grosse Festigkeit und Weisheit. Alle Stände ehrten und liebten ihn als iheen Vater. Ueber die Lithauer eefocht ee mehe als dreyßig Siege.

Marner (Schiffleute) dazu; von Mittag bis zur Vesperzeit führten sie das Heer über den Fluß, sie hatten sechshundert und zehn Schiffe, mit welchen sie an 30,000 Menschen übersetzten. Da ging, Gott sey gedankt! Niemand zu Grunde, als drey Pferde und ein Knecht. Unserm Heere ward nun gach (eilig) zu den Heiden, die liefen durch Hecken und Busch; man kam in Sümpfe und Moräste, die Affen sprangen, schloffen und bückten sich bald hier bald dorthin, und zogen manchen Mann bey seinem Kragen. Der Wind hatte viele Bäume gefällt, darüber mußte das Heer ziehen: bey solcherley Hindernissen wurden Pferde und Menschen beschädigt. — Am andern Tag früh eilte man freudig in der Heiden Land, da ward gesprengt und gerannt; der Komthur von Ragnit voran (Ragnet zu vordrist nach ir sitt), mit ihm St. Jörgen Fahne und das Banner von Steyerland, dann die Fahne des Großmeisters, dabey der Herzog von Oesterreich. Viele Paniere sah man in den Lüften flattern, Schapel von Straußenfedern führt mancher stolze Held auch allerley Kränze und Kleinot auf den Helmen, aus Silber, Gold, Edelstein und Perlein gemacht, daß es gegen der Sonne erglänzte. Man kam nunmehr in ein Land das heißt Sameyt (d. i. Samogitien), da war eine Heidenhochzeit, es kam zum Kampfe, wobey wohl sechzig Heiden todt blieben.

Ich war nicht gern Bräutigam
da geweſen, auf mein(en) ayd
ich wär leicht von der praut verjait (verjagt).

Der Graf Hermann von Cili zog hier das Schwert aus der Scheide, schwenkt es in der Luft und sprach zu Herzog Albrecht: »Besser Ritter wenne Knecht!« und schlug den ehrenreichen Schlag (gab ihm den Ritterschlag). Drauf ertheilte der Herzog noch an demselben Tage vier und siebenzigen den Ritterschlag mit sein selbs Schwert, zu Lob der edlen Christenheit und der reinen Maid Maria.

Da begann das Heer im Lande auf und ab zuziehen; Gott gab den Christen die Selde (das Glück), daß mancher Heide erstochen, erschlagen oder gefangen ward: was ihnen weh thäte, das thät' uns wohl, so hatten wir unsere Luft an dem Lande, das war mit Leuten und Gut angefüllt. Da schlug man ein Lager auf mit aufgepflanzten Panieren aller Herren so bey dem Heere waren: die Heiden aber liefen des Nachts auf das Heer mit grimmiglichen Waffen, bis man sie wieder abtrieb. Des andern Tages früh zündet man die nächsten Wohnungen an, daß es hoch in die Lüfte brannte: der Marschalk des Heers in Preussenland, Gotthard von Line (von der Linde) hieß das Heer halten, bis er mit ganzer Rüstung zu seinem Panier kam, mit welchem er nach Landessitte voranritt. Das Heer theilte sich in das Land, recht als das Siebengestirn, die Heiden aber litten große Noth, weil man ihrer viele zu Tode schlug, und Weib und Kind gefangen nahm: man sah da vil manchem Weibe zwey Kinder gebunden an ihrem Leibe, eins hinten und eines vorne, so kamen sie auf Einem Pferde barfuß hergeritten. Den Männern die man fing, band man die Hände zusammen und führte sie gleich den Jagdhunden. Die Preussen brachten gar genug Gais und Hühner, Schafe und Kühe, Pferde und Plunder und viel Honigs ins Land. — Um dem Heere guten Gemach zu schaffen, befahlen der Marschalk und der Meister, daß man das Lager umzäunte und mit Schildwachen und guter Wehr besetzte. — Am dritten Tage kam das Heer fröhlich in ein ander Land, das hieß Russenia: da sah man Wüsten, Brennen, und unverzagte Jagd machen auf die Heiden. Sie flohen in Wald und Busch und Moos. Wer sich verrannte, dem fiel das Roß bis an den Sattel in den Pruch (Morast);

da erscholl es laut: »Herab, herab,« worauf sich die Heiden in Zornesgrimm zur Wehre setzten. Allein man war ihnen zu klug als daß man sie ihren Vortheil hätte benutzen lassen. Das Heer lagerte sich, und Graf Hermann von Cil bewirthete den Fürsten von Oesterreich und zwey und achtzig Ritter des Abends: da ward ein Hirsch verzehrt, der an der Weden, wohl zwey hundert Meilen von da, war gejagt worden. Nichts anderes trank man zu dem Mahle, als Wippacher und Rainfal und Lutenberger guten Wein: »der sach will ich Gezeuge sein.« — Nach dem Mahle gingen die Ritter auf Abenteuer aus; das Land ward verbrannt, daß niemand vor großem Rauch und Dampf wohl gesehen mochte. Da blieb man in dem Lande acht Tage, während diesen wurden hundert und acht zu Rittern geschlagen:

»des mich gar lutzel wundert
»wann ich ez wol mit Awgen gesach.«

Drey Lande hatte man verwüstet, Sameyt (Samogitien), Russein (Reussenland), Aragel, da entstand so großer Wind, Regen und Hagel, daß uns nach dreytägigem Regen Harnasch und Kost faulte, daß manches Pferd vor Zittern weder Laub noch Gras fraß. Drauf zogen wir wieder aus dem Lande: wir kamen an die Mymmel und setzten über; der eine schwamm, der andere fuhr. Der Herzog Albrecht saß mit manchem Herren zu Schiff, welches von dem Winde nach Kunigsberg getrieben wurde; die aber nach ihm gefahren kamen, geriethen in große Noth, denn der Wind verschlug sie weit hin auf das cheurische Hab (kurische Haff). Da wähnte mancher, daß er sein Grab in der See sollte finden. Die drey von Stubenberg, Herr Ulreich, Wülfing und Friedrich [1]) die wurden freudenfrey und baten Christ, daß er ihnen helfe aus großer Noth: und wirklich kam ihnen Der zu Hülfe, der Eva am und Adam erlöset hat. — Das Heer zog über Land, ermattet und entkräftet: wir kamen zu einer Wildniß, die heißt der Gravden; ein so böses Gefährte bin ich auf meinen Eid, weder gegen Westen noch gegen Süden mein Lebtag nicht geritten: da stunden die Rosse bis an den Sattel in Moos und Letten: endlich gelangten wir nach Kunigsberg, wo wir wieder Ruhe und gut Gemach hatten. Der Herzog Albrecht beehrte mehre Ritter mit Geschenken; denen sandte der Fürst güldene Humpen und silberne Schalen, da viel Gold drinne lag; das Silber und das edle Gold empfingen sie als Ehrensold. Der Meister und der Orden dankten drauf dem Herzog, daß er so recht züchtiglich gereist wäre mit ihrem Heere, und gaben ihm seiner Bescheidenheit wegen großes Lob. Endlich ward ausgerufen, daß alle, so Lohn zu fordern hätten, sich zu Hofe stellen sollen: weßhalb dem Herrn großes Lob ertheilt ward. —

Zu Rözein (?) kam dem Fürsten Albrecht Botschaft, seine schöne Frau wäre eines Kindes genesen [2]), das war ein Knäblein hübsch und zart und geheißen Albrecht. Drob ward der Herzog sorgenfrey, denn es war seine erste Frucht. — Nun zog man gen Schweidnitz,

---

1) Alle drey sind Söhne Ulrichs II. und Enkel Ulrichs I. des Stifters der ausgestorbenen Linie von Wurmberg. Sie kommen in mehreren Urkunden von den Jahren 1352, 55, 60, 70, 76, 79. ff. vor, die man in den Collect. gen. hist. angezeigt findet. (p. 2).

2) »Nach Christi Gepurt 1377 Jahre tet auch derselb Hochgeboren Fürst Herzog Albrecht ain mechtige, merckleiche Preussenfahrt, und ward da zu Ritter, und in der Zeit ward Herzog Albrecht sein Sun geboren.« Worte des Hageno bey Pez (I. 1151).

da war Agnes [1]) aus Oesterreichischem Geblüte, des Herzogs von Schweidnitz Gemahlin, hocherfreut, als sie den jungen Fürsten, ihren Vetter, sah. Sie pflog der Gäste in Züchten bis an den vierten Tag, und schenkte ihnen dreyzehn Rosse und sechzehn güldene Tücher. Dieser Mildigkeit halber steht ihr Name »Agnet« in Frauen Ehren Buch geschrieben. — Da blieben wir nun nicht länger, sondern zogen durch Polan und Merherland (Mähren) gen Oesterreich heim.

Schluß: Di red han ich getichtet,
mit wortrn schlrcht wrrichtet,
als sich die rais vrrgangen hat.
Ich gib den edeln rinen rat,
wer gut ritter wesen well,
der nrm vrawen Eren czu grsell,
vnd auch sand Jorgen, daz ist recht,
Pezzer Ritter wenne Chnecht:
daz wort er in dem herczen trag,
di weil er lebt ainen tag.
Mit willrn, werchen, gueter tat,
so spricht er den schandrn mat [2])
vnd wirt sein nam mit lob grcziere
Mit trewen rat ich Suchenwirt
drr edeln czucht vnd Er.
Nu volget meiner Ler.

Von hern Hansen dem Trawn (Traun).

Valentin Preuenhuber gibt in seinen Annalibus Stirensibus (Nürnberg 1740 fol. p. 419) die Geschichte dieses Hans von Traun, aus dem alten Oberensischen Geschlechte dieses Namens, auf eine mit unserem Gedichte vollkommen (so gar in den Nebenumständen) zusammentreffende Weise an. Die Stelle, die ich in der Anmerkung ganz herseze [3]), ist auch deßhalb wichtig, weil sie sich dabey auf ein Manuscript beruft, über dessen Existenz vielleicht noch Kunde eingezogen werden könnte, und welches mit dem vorliegenden Gedichte verwandter Art zu seyn scheint.

---

1) Sie ist die Tochter Leopolds des Ritterschmuckes. Sie starb 1392, hatte sich 1338 mit Herzog Boleslav von Schweidnitz vermählt, und war mit unserm Herzog Albrecht Geschwisterkind.

2) Matt der Schande! eine vom Schachspiele genommene Redensart. —

3) »Herr Hans von Traun Ritter, ein Sohn Herrn Hardtneids von Traun und Frau Adelburg von Hardtheim, war viel Jahrlang Pfleger in der Frrystadt, sonsten ein berühmter Ritter und Kriegsheld (ex manuscripto de rebus gestis D. Joannis Baronis a Traun), welcher in dir sechs und dreyßig Jahre lang den damaligen Kriegen in Deutschland, Frankreich, England, Polen, Böhmen, auch wider die Venediger und Schweitzer nachgezogen und dadurch große Ehr und Gut erworben: untrr andern war er in der denkwürdigen Feldschlacht, wrlche in beyder Könige, Johannis von Frankreich und Eduardi in England Gegenwart den 26. August a. 1346 bry Cressiac in Frankrrich fürgangen, darinnen er das englische Panier geführt, und das französische zu Boden geschlagen. Der König von Frankreich wurdr gefangrn, sein Gehülf König Johann, König in Böheim der Blinde, König Peter von Navarra, blieben auf der Wahlstadt todt, sammt eilf französischen Fürsten, achtzig Freyherren, zwölf hundert Rittrrn und Edelleuten, nebensbey 30,000 Soldaten. (Hier sind vielr Irrthümrr, und die Schlacht von Poitiers 1356, welche eigentlich grmrint ist, ist mit der von Cressy 1346 vermengt.) König Eduardus (soll heißen: Prinz Eduardus) hat nach erhaltenem Sieg diesen Herren von Traun, als einen Beförderer dessen bey der auf der Wahlstadt eingrnommenen Mahlzeit zwischen sich und den gefangenen König an die Tafel gesrzt und große Ehr' erwiesen. — Anno 1350, ist er dem drutschen Ordrn zu Dienst in Liefland grzogen, Hauptmann unter St. Georgrn Fahnen grwest und hat in der Schlacht den Reussischrn Herzogen mit eigener Hand erschlagen. — Starb Anno 1363, liegt im Kloster Willering begraben.«

Unſer Hans von Traun war in den Jahren 1362 und 1363 Landeshauptmann von Oeſterreich ob der Enns.

Anfang: O ritterleicher Orden — den ir vraw Ehr het auzerwelt
du piſt verwaiſet worden — czu herczenlieb in ſtätichait
an einem hochgetewrten helt — dem hat der tod nu abgefait.

»Herr Hans von Traun focht zuerſt vor Laa im Kriege zwiſchen Oeſterreich und Böhmen (1332 oder in den folgenden, vgl. die Anmerk. 3, bey Ellerbach dem alten), dann vor Landaw, als Kaiſer Lndwig mit dem Herzog Heinrich von Bayern ſtritt, da focht er in einer Schumphenteuer, und ward zum Ritter geſchlagen (im Jahre 1336, ſ. oben bey Stadek). — Mit König Johann von Böhmen zog er gen Krakau, wider die Polen: als Traun an die Feinde kam, wehrte er ſich tapfer gegen große Uebermacht, endlich ward Friede zwiſchen beyden Königen [1]). — Drauf begab ſich Traun nach England, deſſen König damals mit Frankreich im Kriege lag. Von der Belagerung und Einnahme der Stadt Calais durch die Engländer heißt es:

»der chunig vmbleget vber al
di ſtat Kalis mit grozzer wer,
auf dem lant vnd auf dem mer,
mit heres chraft gewaltichleich.
Der edel chynig von franchreich
ſpeiſt [2]) di ſtat czu ſchiffen.
Waz da di veint begriffen,
daz was czum mal vil gar verloren.
Da rurt der degen hochgeporn
di veind von erſt mit werender hant,
czu hilfe dem von engelant.
Der chynig von franchreich anderwaid
den veinden ſpeiſen wolt czu laid
di ſtat kalys mit grozzer macht;
der chynig in engelant gedacht,
wie er ez wert mit heldes hant,
di ſchef mit ſpeiſung man verprant,
do vacht der degen hochgemut
auf den ſchiffen, daz daz plut
cze tal muſt fliezzen in di ſe;
von den veinden ward awe
geſchriern vnd geſprochen,
durchhawen vnd durchſtochen
vil maniger ward von ſeiner hant.
Di czeit was der von engelant
Ein veſt mit ſturm gewunnen an:
mit heldes chraft er di gewan
dem chynig cze dienſt mit ſeiner wer.
Man lag auf lant vnd auf dem mer
vor kalys, daz iſt ſicher war,
zwelif wochen vnd ein ganczes iar.
Waz ſturm vnd rais di czeit geſchach,
da pei man in mit ern ſach.
In der ſtat der hunger ſpilt,
ein ratt di galt ein alden ſchilt [3]),
vnd hielten doch als pid erlewt,
ſi azzen ſchuch, ſil, chynt vnd hewt,
allez daz von leder was,
daz ſuten ſi mit haizzem glas,

1) K. Johanns Zug gen Krakau fällt in das Jahr 1345. Johann ſchloß den König Kaſimir von Polen in dieſer Stadt ein und erzwang durch ſeine Entſchloſſenheit, ob er gleich ſchon großen Mangel litt, von demſelben einen Waffenſtillſtand, auf welchen bald der Friede folgte.
2) Brachte Speiſe.
3) Einen alten Schildthaler, écu.

vor hunger ſi daz teten.
Da ſi des nicht mer heten,
di ſtat ſi muſten geben,
ez gie in an daz leben.« —

Die von dem Dichter erwähnte Belagerung von Calais unternahm König Eduard III. nach dem berühmten Siege bey Creſſy (26. Auguſt 1346), verwandelte ſie aber, da er an der Erſtürmung der Stadt verzweifelte, in eine Sperrung, die bis zum Auguſt des folgenden Jahres währte, ſo daß ſich endlich Calais, durch den fürchterlichſten Proviantmangel gezwungen, an Eduard ergeben mußte, der es nun ganz mit Engländern beſetzte.

Als der ſchwarze Prinz (im September 1355) nach Guienne oder Gaſkonien überſetzte, war auch unſer Traun unter ſeinen Fahnen. — Darauf verließ er Frankreich, um die heidniſchen Preußen und Lithauer ſeinen ſtarken Arm fühlen zu laſſen: der Dichter erzählt von ihm außerordentliche Thaten; z. B. einſt ſprengte er ſelbzwölfter vor dem Heere in den Feind, erlegte ſieben Heiden und nahm fünf gefangen; ein andermal überfiel er ſelbſechsundzwanzigſter die Heiden, und tödtete ihrer ein und dreyßig. Als Hauptmann von St. Georg führte er deſſen Fahne, eine halbe Meile vor dem Heere ſtieß er auf die Feinde, und erſchlug ihren Herzog mit eigener Hand. — Dieſer Zug muß in den Sommermonaten des Jahres 1356 Statt gehabt haben [1]), denn der Dichter zeigt uns den Helden gleich darauf auf dem Schauplatze jenes langwierigen verderblichen Krieges zwiſchen Englands und Frankreichs Königen, an dem heißen Tage von Poitiers (19. September 1356). Er ritt nämlich nach dem Sturm von Eiſenburg in Weißreuſſen nach England, wo ihn Eduard freudig aufnahm. Von da zog er mit dem ſchwarzen Prinzen, und drang bis Poitiers vor. — Dieſe Schlacht wird von Seite 314 bis 319 mit großer Lebendigkeit und genauer Angabe der merkwürdigen Umſtände erzählt:

Daenach der feey von ſchanden
rait dahin gen engeland;
der kvnig enphieng in ſo ezehant,
vnd frewt ſich ſeiner chvnſte.
Er chant in mit vernunfte
vil wol mit ritteeleichrr tat.
Der chvnig ſich do beſammrt hat
vnd füet ain vngefugez hrr
hin vber ſre mit ſtolezee wer
drm chvnig von feanchreich in ſein lant,
drr czoch gegen im ſo ezehant
ezu vrld mit grozzrr herrs cheaft
mit auzgewegner eitterſchaft;
drr chvnig von engelant geporn
ſchikcht dem degen auz erchorn
achczig glafen 2) ſtolezrr helt,
di er dar ezu hrt auzerwelt
daz er daz her brſahr.
Der degen, manhait wähe 3),
het wol aines leben mut
vnd eant in di nachhut,
der warn da fünfhundeet
wrrleichen auzgefundert.
Ee vocht für mangen reſchen 4),
der veinde vil drn heſchen 5)
gewunnen von ſcharffen ſtichen:
er chom durch ſr geſtrichrn
recht als ain valkch durch ſein nar 6)
ſteeicht duech wilder vogel ſchar
di rr vil gae czeſteewet,
di veind er luezel freiwet.
Er flueg ſe vmb vnd lag in ob,
villeich iſt daz ich in lob.
Darnach an drm dritten tag
geſchach der ſtreit, als ich ew ſag,
auf weiten veld veemezzenleich,
da engelant vnd franchreich
gegen einander hielten,

1) Alſo noch unter Wineichs von Knipprode herrlicher Regierung.

2) Speere, Lanzen.

3) Schon durch ſeine Mannheit.

4) Raſchen, ſchnellen, ſtatt kühnen. Der Sinn iſt: Er focht noch tapferer als mancher Kühne.

5) Vielleicht: Heiſerkeit, von Heiſch, heiſer? —

6) Nahrung.

di myn vnd manhait wielten 6).
Von engelant der chvnig her
erpot dem gaſt ein grozze er,
durch ſein ritterleiche gir
enphalich er in di panyr
des tages mit ſein ſelbes hant,
ſein Herez der mynne czunder prant
da er di wirdichait an ſach.
der ſtreit czu fuzzen da geſchach,
der ſchuczen hauffen fur ſich trat,
nyemant da den andern pat
vmb veyal noch vmb roſen,
czartleichez freuntleich choſen
mit herczenliebe daz was auz.
manich helt tet als der ſtrauz,
der eyſen chan verſlinden,
des manger muſt enphinden,
der pherl vnd glafen-eyſen ſlant,
daz er mit ſterben vberwant. —
Di her cze ſambe rukchten
vnd in einander drukchten,
cholben, hakchen, ſcharffe ſwert,
damit vil manger wart gewert
des todes gar an ſeinen dankch,
auf liechten hauben laut erchlankch
der hakchen fleq mit widerdoz 2)
der chrene 3) ruffen daz was groz,
di franczois ſchriern: »nater dam«
daz ſpricht: vnſer fraw mit nam;
der engeliſchen chrey erhal:
»ſand Jors, ſand Jors!« gar ane czal,
daz ſpricht: ſand Jörg, vnd was ir chrey.
Dem helt wont mynn vnd manhait pey,
der da trueq in ſeiner hant
di panyr des von engelant,
der drukcht da in den hauffen:
ſtechen, ſlahen, chauffen
dorft da nyemant vmb ain har,
er nam der veinde panyr war,
da gegen drang er mit gewalt,
des mang franczoys ſer enkalt. 4)
Mandleicher wicz het er genug;
der des chuniges panyr trug
von franchreich, den traf er gericht
mit einem ſtich durch daz geſicht,
dauon die panyr nider gie,
di man nymmermer auf lie
chomen an ir rechte ſtat,
der helt werleiches mutes trat
mit den fuzzen auf die ſtang,
darnach der chvnig ward geuang;
da wos der ſtreit verlorn. —
Di chunig 5) hoch geporn
von franchreich vnd von engelant
vor müde ſazzen ſo czehant
czu den geuangen auf daz wal,
di toten lagen ane czal
Vmb ſeu, daz was chain wunder,
di franczoys lagen vnder
Czwiſchen die chunig tugentleich
ſaczt man den degen mutes reich,
durch ſein manhait — merchet daz. —
Er ſprach: »nie wirdichleicher ſaz
mein geſlächt, daz ich ew ſag,
als ich hewt ſicz an diſem tag.« —
Von engelant der ſigesreich
ſprach czu dem helt gar tugentleich:
»Hundert march, di weil ir lebt,
di mugt ir leihen oder gebt,
wen ir welt, die habt von mir
all iar nach ewrs herczen gir,
wo ir ſeit in welchem lant.« —
Im dankcht der degen ſoczehant.« —

Die erwähnten Angaben vermißt man in den anderen gleichzeitigen Nachrichten von dieſer Schlacht, ja nicht einmal Trauns Name, der ſo viel zur Entſcheidung beygetragen, wird beſonders erwähnt. Dieſes Gedicht iſt überhaupt ein höchſt ſchätzbarer Beytrag zur Zeitgeſchichte.

»Bey Pytſchorel (?) und Tol (Toul? oder Dole im Burgundiſchen?) in Frankreich focht er — ſo fährt unſer Erzähler fort — wohl zehen Wochen lang, nämlich damals als auf ſeinem Widertheil der von Haſenwurch (Haſenburg) erſchlagen ward.« — Dann wird geſagt, wie Traun ſich mit Liſt der Stadt Tol bemächtigte: »An St. Martinsnacht, da die Leute fröhlich ſind, mit Koſt und auch mit gutem Wein, da kam er mit Liſt durch Planken und Mauern in die Stadt Tol, und gewann ſie den Feinden ab.« — »Auf Verlangen König Eduards fuhr er abermals nach Kalys (Calais), und vertheidigte dieſe Stadt zu Waſſer und zu Lande als Kriegshauptmann wohl zehn Wochen lang.«

Hier tritt im Gedichte ein kleines Verſehen in der Zeitfolge ein: denn die Fehde zwiſchen Walſe und dem von Neuhaus, welche in das Jahr 1331, und Albrechts II. Züge nach Zürch, die in die

1) walteten.
2) Widerhall.
3) Schlachtruf.
4) entgalt.
5) Eigentlich nur ein König, der Gefangene nämlich, und der ſchwarze Prinz von England, für welchen der Dichter König ſetzt.

Jahre 1351 bis 1354 gehören, hätten früher ihre Stelle finden sollen. In beyden Zügen focht Traun mit (s. oben Cilli und Walse). — In der Fehde zwischen dem Baiernherzog Stephan und dem Erzstift Salzburg (1357) war Traun »des Erzbischofs Hauptmann in der Stadt Mühldorf, die er mit ritterlicher Wehre gegen die Baiern behauptete: damals erstürmte er auch Dornwerch.« (Dornberg ein Schloß an der Isen). Man vergleiche mit dieser Darstellung die Stelle im Chron. Salisburg. bey Pez (I. 414) zum Jahre 1358: Tandem metropolitanus cum fratre suo episcopo Pataviensi se vindicavit in quantum potuit, *Dornberch devastando expugnavit et villas combussit etc.* — Darnach fuhr Herr Hans mit Herzog Rudolphen von Oesterreich in Frigaul (Friaul), wo Meusau erstürmt, Haunberg und Rosacz eingenommen, und der Patriarch bezwungen ward (im Jahre 1361 vgl. mit dem Chronic. III. Patriarchar. Aquil. Append. bey Rubeis p. 14, und Anon. Cenob. Zwetl. bey Pez. I. 1000). — Mit demselben Herzog zog er auch für Ried im Salzburgischen, wo Her Hans von Meissaw erschlagen, und die Veste gewonnen und verbrannt ward. [1364 nach der Salzburger Chr., 1360 nach der Zwetler (I. 544: ubi ictu lapidis machinae — — interemtus est q. de meissaw.«) — Arnpeck nennt auch das Jahr 1364.]

»Da kamen aber die Böhmen auf des Herrn von Traun Gut, verwüsteten es, er schlug sie zurück, ward aber verwundet. In der Fehde des Bischofs von Passau mit den Bürgern zog er jenem zu Hülfe, und schlug den Feind.« (Verglichen mit der Salzburger Chronik, bey Pez I. 419, zum Jahre 1367. — Nach einigen Fehden verglich Herzog Albrecht II. beyde Theile, und verschaffte dem Bischof sein Recht. Dieser ertheilte dafür dem Herzoge und seinen Nachkommen die Vogtey über das Bisthum, und freyen Ein- und Abzug in die Stadt und alle Burgen des Bisthums.)

»Auf Herzog Albrechts (IV.) Bitte leistete er dem Kaiser (Karl IV. auf seinem zweyten Zuge nach Rom 1367) Heeresfolge; auf der Rückreise kam er nach Triest und focht daselbst [1]).«

Noch war der Kreis seiner Heldenzüge nicht geschlossen. Traun fuhr zum dritten Male gen England. Als er von Calais überschiffte, erbeutete er ein feindliches Schiff, und brachte es dem Könige von England zum Geschenke. — Kurze Zeit darauf erscheint er schon wieder an dem entgegengesetzten Ende von Europa: »denn er zog mit Herzog Leopold gen Preussen [2]); aber der Feldzug gegen die Heiden ward wendig, weil der Winter nicht so kalt war, daß die Flusse hätten frieren, und das Uebersetzen erleichtern konnen.«

Nun erst begab sich Traun zu Lande (d. i. zur Ruhe) und starb. Sein Wappen wird beschrieben: Ein Schild von Zobel und Mergriezen in blanch weiß; auf dem Helm zwey Flügel von denselben Farben. Schluß des Ganzen:

---

1) Wider die Venezianer nämlich. Allein trotz aller von Kaiser, Papst, dem Patriarchen, den Herzogen von Oesterreich, dem Grafen von Görz erbetenen Hülfe, mußte sich die Stadt dennoch im Jahre 1369 an die Venediger ergeben. Sie befreyte sich aber im folgenden Jahre wieder.

2) Im Jahre 1370. — Als Herzog Leopold der Biderbe von Oesterreich, der neunzehnjährige Jüngling, Sohn Albrechts des Weisen, mit seinen Rittern in Preussen anlangte, rückte der Hochmeister ihm zu Ehren, in des Herzogs Begleitung, um Martini in Samogitien ein, und verheerte das Land weit und breit. Dann aber scheint der laue Winter das Heer zum Rückzuge genöthigt zu haben. —

Her Hans der trawner iſt ſein nam,
der helt der iſt erſtorben
er hat daz lob erworben,
mit der volg gemainichlrich,
daz rr der peſt in Oſtrreich
vil manich iar gehaizzen hat,
der tewriſt mit mandleicher tat.
Sand Gorg du edler ritter gut
hab di ſele ſein in hut!
des pitt ich dich durch deinr gut,
er het ye rittrrleich gemut.

Von herzog Albrecht ſäligen in Oeſtreich.

Der Dichter weihte dem Andenken dieſes Herzogs (Albrechts III. genannt mit dem Zopfe), deſſen Preuſſenfahrt er bereits in einem andern Gedichte beſchrieben hatte, noch ein zweytes, das erſt nach deſſen Tode verfaßt ſeyn muß, alſo nach 1395. — Es iſt ſchon bemerkt worden, daß Suchenwirt ohne Zweifel den Herzog auf ſeinem Zuge in Preuſſen begleitet habe. Er überlebte ſeinen milden Gönner, den fürſtlichen Freund ſo vieler ausgezeichneter Männer, die er an ſeiner Hochſchule in Wien verſammelt hatte, — und ſprach in dem vorliegenden Gedichte dem (12. Auguſt 1395) Verſchiedenen noch wenige Worte beſcheidenen Lobes nach. Anfang:

»Got aller chunſte hat gewalt
in himel vnd auf erden,
ſein gotleich weishait manigvalt
mag nicht pegriffen wrrden
in chainrs meiſchen herczen ſinn,
vnd wirt auch nicht durchgründet ꝛc. ꝛc.«

In der Lobrede auf den Herzog kommen folgende Stellen vor, worin auch von Albrechts Stiftung der Wiener Hochſchule die Rede iſt.

Srin edel herez und ſrin grmüt
waz warhaft vnde ſtäte,
züchtig ſtill in rechter güt,
er phlag auch wriſer rate,
ſrlben ſas er an daz rrcht
den armen vnd den reichrn. —
Di hrilig geſchrift vnd gotlrich chunſt
chund er in herezen travten,
er het zw weisheit ſolchr gunſt
alz ich ew wil bedewten.
In frompdr lant vnd parris
rr zu den maiſtern ſande,
di in den chunſten waren wris,
di pracht man im zw lande,
den gab er mitigleich ſein gut ꝛc.
Daz er di hohen ſchul her pracht
hat zw dewtſchen landen
gen Wienn in di wrrden ſtat *),
der man hat lob vnd ere
daz manig grozzer maiſter hat
pewart mit weiſer lere.

*) Unter den berühmten Männern, die Albrecht zu drr zwar von ſeinem Brudrr gegründeten, aber von ihm vollkommen eingerichteten Hochſchule berief, waren Heinrich von Langenſtein und von Oyta. Durch Albrecht erhielt die Wiener Schulr endlich trotz allrs Widerſtandrs der Neider die theologiſche Fakultät. Vergl. die Chroniken des Hagrnp (I. col. 1161) und Ebrndorfers von Haſelbach (II, 810).

Nach einer kurzen Erwähnung der Preussenfahrt spricht der Dichter von des Herzogs Tode, von seinem Sohne, und seines schon früher verstorbenen Bruders Leopold hinterlassenen Söhnen:

»Er hat geregniert x x x. iar
an aller schanden zitter
gewaltichleichen daz ist war,
der waz er x x. ritter,
Sein schimph der stund im hofleich an
pey fursten vnd pey frawen.«

Von den fünf jungen Herzogen zählte Albrecht IV., genannt das Wunder der Welt, Albrechts des III. Sohn, damals im Jahre 1395, achtzehn Jahre; die Söhne Leopolds aber, Wilhelm, genannt der Freundliche, etwa fünf und zwanzig; Leopold der Prächtige, seines Bruders Ernst vieljähriger Feind, vier und zwanzig; Herzog Ernst der Eiserne, der Gemahl der Masovischen Cimburgis, Stammvater des jetztregierenden Kaiserhauses, etwa ein und zwanzig, und Fridrich mit der leeren Tasche, der lange gekränkte Beherrscher Tyrols, zwey und zwanzig Jahre. Der Dichter sagt:

»Herczog Wilhelm ich nenne
von erst, wann er der eldist ist,
der phliget mild und güte,
Herczog lewpolt zw der frist
hat mandleich stolcz gemüte,
herczog Albrecht tugentleich
mit trewn vnd mit eren,
herczog ernst, herczog frid,
got müzz ir sälde meren! ꝛc.

Am Schlusse bittet der Dichter Gott für das Wohl der abgeschiedenen Seele des Herzogs, und nennt sich:

»dez pitt ich peter suchenwirt
Got vnd vnser frawen.« —

Daz ist di red vom Teichner.

Ueber seinen Helden vergaß der Sänger seine lieben Freunde nicht. Der Wiener Spruchdichter Teichner, Suchenwirts Zeitgenosse und vertrauter Freund, starb, und zu seinem Andenken verfaßte der Ueberlebende eine kurze aber rührende Lobrede, die man schon in Bd. I. dieser Jahrbücher aus einer andern Handschrift (wovon unten die Rede seyn wird), aber völlig gleichlautend mit unserem vorliegenden Gedichte, abgedruckt findet.

II. Allegorien, Sittengemälde, Lehrgedichte.

Die seltene Wichtigkeit der obigen Heldenbiographien hat uns zu einer Anzeige verleitet, welche zwar die gewöhnlichen Gränzen überschreitet, die aber, wir hoffen es, von den Geschichtsfreunden als eine treue Probe eines unerschöpflichen Ganzen mit freudiger Begierde wird aufgenommen werden. So wie sie vorliegt, kann sie zu Nachforschungen und Erläuterungen über manche Stellen auch Andere veranlassen, und auf diese Art eine baldige möglichst genaue Ausgabe herbeyführen.

Kürzer dürfen wir uns bey dieser zweyten Abtheilung fassen, deren Inhalt zwar an Werth und vielseitigem Interesse jenem nicht nachsteht, die aber weniger geschichtliche Einzelnheiten, als vielmehr ein treffliches Bild jener Zeit und des herzlichen, lieben Gemüthes unseres Dichters darstellt: um beydes aufzufassen und zu würdigen, kann eine Anzeige

nicht genügen. Die Gedichte müssen im Zusammenhange gelesen werden, wie sie aus Herz und Sinn des redlichen Dichters kamen.

Zunächst an jene Lebensbeschreibungen schließen sich dem Stoffe nach einige Schilderungen geschichtlicher Art, die im Verzeichnisse mit den Zahlen 16, 19, 24, 30, 33, 38, 42, 43 bezeichnet sind.

In dem ersten (16), genannt »der Brief,« handelt der Dichter von der snöden werlde lauf, dem Sittenverderbniß, daß gute Ritter nun an den Höfen der Fürsten vor der Pforten stan müssen, während Unwürdige, Zudringliche den Eingang finden.

»Den gibt man silber vnde golt,
Und werden dapey nimmer holt
der guten ritterscheffte.« —

Die meisten Ritter seyen dem Wucher ergeben, sie seyen untreu und falsch, Heuchler und Verleumder der Rechtlichen. Das Sittengemälde ist stark und grell: findet aber auch seine unläugbaren Belege in der damaligen herrenlosen oder herrenvollen Zeit in Oesterreich, wo raubsüchtige, schamlose Diener den Samen der Zwietracht zwischen junge Fürsten säeten, und sorgfältig hegten, um während der Verwirrung am Mark des armen Landes ungestraft saugen zu können. — Von ähnlichem strafenden und lehrenden Inhalte sind auch folgende Reden: Nr. 19. Der Rat von dem Vngelt (Umgeld, Steuer), gedichtet zwischen 1362 und 1386 in welchem Jahre Herzog Leopold III. starb. »Ich klage den adelbegehrenden Stamm — so beginnt der Dichter — der in hohen Würden aufwuchs (Albrecht II.) und vier schöne Aeste trug. Der Gärtner fällte den Stamm, die Aeste blieben aber alle frisch. Von diesen schlug aber des Todes Schauer zwey nieder (Rudolph IV. † 1365 und Friedrich † 1362), uns blieben noch zwey frische Aeste, Herzog Albrecht und Herzog Leopold.« Der biedere Suchenwirt, betrübt über die allgemeine üble Stimmung des Volkes, welches durch Auflagen hart bedrückt wurde — gibt den beyden Fürsten den Rath, von dem Umgeld auf die Weine *) abzulassen: denn das — sagt er — wird euch Selde bringen, da hingegen der gemeine Fluchlutzel Frucht bringt. Gott hat nicht zwen Zehent beschaffen, fragt darum nur die weisen Geistlichen: Haltet das Recht (Gesetz), das euch euer Vater hinterlassen hat, nehmt biderbe Herren an den Rath, deren euer Land die Menge hat ꝛc. Uebt Tugend, Milde, Gerechtigkeit, Treue, betrübt die Priesterschaft nicht, haltet stolze Helden werth, aber den unverschämten Zagen, die euch Lügen in die Ohren blasen, gebt nichts ꝛc.« —

Eine herrliche Rede Suchenwirts ist, welche die Ueberschrift hat: der getrew Rath (30), worin er die jungen Herzoge Albrecht und Leopold zur Eintracht ermahnt:

Ir herren seit ainträchtig
daz bringet ew vil guetes,
welt ir werden mächtig
so lebt veraintes mutes.

Die Sünde (fährt er fort) hat daher ihren Ursprung, daß die Menschen mit dem Willen Gottes nicht einig waren. Daher kam alles Unheil über

*) Man vergleiche hiemit eine Stelle des gleichzeitigen Hageno bey Pez I. 1161, zum Jahre 1383. »Das Jar schlug man ein steur auf die wein in der stat Wienn auf vegleich fuetter ain pfunt und auf ain dreiling 4 ß. Auch nyberhueb man nyemant, weder Pfaffen, Münich noch Nunen, Ritter noch Knecht, noch des Hertzogen Hoffgesind.« — In diesem oder dem folgenden Jahre scheint das Gedicht entstanden.

Schuldige und Unschuldige: so wie wegen der Sünde der ersten Menschen viele Patriarchen und die unschuldigen, von Herodes gemordeten Kinder büßen mußten, so leidet durch euren Haß auch euer armes Volk. Darum sollt ihr den Haß lassen um Gottes und euerer armen Leute willen. Der Sturm des Meeres, die sausenden Winde, die brausenden Wogen, die brüllenden Donner, die Regengüsse, die Wiese und Acker, Mühl' und Steg fortschwemmen, sind fürchterlich, aber fürchterlicher noch die Kriege, so Brüder gegen Brüder führen. Ihr getreuen Räthe, seht zu, daß ihr die Händel schlichtet, so lange das Gewitter noch klein ist: ehe die Schauersteine fallen, mögt ihrs mit Fuge stillen. — Den Herren, die ungetheilt in Eintracht sind, soll man freundlich rathen, daß sie darin verharren, es mag ihren Kindern noch wohl zu Statten kommen ꝛc. — Gleichen Zweck hat Nr. 33, wo Suchenwirt die bekannte Fabel von dem Vater, der seine Söhne durch das Gleichniß von den einzelnen und verbundenen Stäben zur Einigkeit ermahnt, auf seine jungen Fürsten anwendet. —

Allein die Zwietracht spaltete nicht nur das Vaterland des Dichters: auch die heilige Kirche ward von diesem Uebel heimgesucht, als zwey Päpste um den Stuhl Petri stritten, und ganz Europa in zwey Hälften zerfiel, wovon die eine dem zu Rom erwählten Urban VI., die andere dem zu Avignon ausgerufenen Clemens VII. huldigte. Mit frommer Einfalt spricht der friedliche Suchenwirt in der Rede: Von czwain päbsten (Nr. 38.) seine Ueberzeugung aus: »zu Rom haben wir einen Papst, zu Avian (Avignon) den andern; jeglicher will seyn der rechte, das macht die Welt verirret. Das solt du, o Herr, ausgleichen, denn du weißt wohl was uns verwirrt: besser wär es wir hätten keinen, als daß uns zwey sind worden.« — — »Zween Päpste sollen nicht seyn, Gott wählt uns selb nur einen, das ward an Sankt Peter Schein, dem gab Christ den Gewalt, zu losen und zu binden. Nun aber bindet man hie, und bindet dort: davon sollt du o Herr uns erlösen.« — Nachdem die Länder genannt, welche jedem der Päpste anhangen, fährt er fort:

»da man von christ gepurt fürbar
der iar zalt drewczehen hundert,
darnach daz acht vnd sibentzik iar
vns laider hat gesundert:
da starb ein chaiser vnd ein pabst *)
der welt zu vngewinne.
wie du vns herre nu begabst,
des werd wir denn wol inne:
eins chaisers dez hab wir zu chlain (zu wenig)
eins pabst zu vil auf erden.
Den vns gepar di maget rain,
der la daz richtig werden.
Got vater ez ist alles chunst
in deiner weyschait chramen,
du hast gemachet mit fürnunst
Ewen aus Adamen,
hast aus ainem gemachet zwey
so mach aus zwain vns aines ꝛc. ꝛc.

Daß Suchenwirt auch von den Fehden, die damals zwischen den Fürsten des fernen Wälschlands tobten, genau unterrichtet war, zeigt ein Gedicht oder eine Rede, so da heißt: »der umbchert wagen (42).« — Anton Candella Scala (von der Leiter), Herr von Verona, auch der Hund von Bern genannt, kriegte, von den Ve-

*) Nämlich Kaiser Karl IV. am 29. Nov. und Gregor XI.

nedigern aufgehetzt, 1386, wider Franz Carrara, den Herrn von Padua, und den Stuhl von Aquileia; bald verlor er alle seine Besitzungen, in welche sich der Mailändische Galeazo Visconti und Franz Carrara theilten, er selbst floh nach Venedig, und starb vor Kummer im Jahre 1388. — Darauf kam aber ein Bündniß des Visconti mit Venedig gegen den Franz Carrara zu Stande, der zur gerechten Strafe, bald seiner Lande, Padua und Trevigi, beraubt, ins Gefängniß geworfen wurde, wo er 1393 starb. Sein Sohn hatte sich anfangs noch in Padua gehalten, als aber diese Stadt treuloser Weise in Mailändische Hände kam, ward auch er nach Mailand abgeführt. Erst nach langem Umherirren kam er wieder zum Besitze von Padua, 1392. — Auf diese Begebenheiten spielt S. in dem erwähnten Gedichte an, in dem er den Löwen (die Venezianer) und den Aar (den Kaiser Sigmund) auffordert, Ruhe zu stiften in diesen Landen. »Der Wagen (Carrara, welches den Wagen, il carro, im Wappen führt) und auch die Schlange (Mailand) haben den Hund von Bern vertrieben, das wundert manchen, ich aber sehe es gut ein, daß ein Hund nicht hoch und weit auf einer Leiter (Scala) steigen mag, er falle denn über kurz oder lang herab. Auch ist es ein großes Aergerniß, wenn ein Kebskind [1]) die väterlichen Besitzungen erbet, nachdem es die echten Sprößlinge ausgerottet hat. — Die Schlange will nun aber auch mit dem Wagen Krieg führen, und sie hat ihn wirklich schon erkrochen, zur gerechten Strafe Gottes, die der Wagen dadurch verdient hat, daß er am Charfreitag in Tschischeyle [2]) gar manchen Bidermann hat ermorden lassen. Mit grimmiglichem Schalle ließ er die werthen Deutschen ermorden, da sie ohne Wehre zur Kirche gingen. Ein Jahr darauf ließ er einen zweyten Mord üben in Aglay (Aquileja). Es waren mehr denn Tausend durch Ablaß darkommen, vil Mannen und manche werthen Weib. Diesen ward ihre Ehre genommen in dem Münster, wo man weder Gott noch unser Frauen schonte. Solche Werke werden belohnt; wie wir nun wohl schauen! ꝛc. — Am Schlusse nennt sich Suchenwirt. — Das Gedicht scheint übrigens vor 1390 gedichtet, weil von der Rückkehr des jüngeren Carrara keine Rede ist.

Von der fürsten chrieg vnd vondes reiches steten (Nr. 43). In dieser einfachen, kurzen Rede, voll warmen vaterländischen Biedersinnes ruft Suchenwirt den Fürsten und den mit ihnen kriegenden Städten ein kräftiges Wort zu, ihren vieljährigen Zwist endlich zu schlichten. Man kann diese wenigen Verse nicht lesen, ohne große Freude über den wackern Dichter, der mit klarem Verstande in die Ereignisse seiner Zeit blickt und ihre Mängel und Gebrechen unverholen und höchst unbefangen an Tag legt. — Der Schluß des Gedichtes gibt das Jahr, wahrscheinlich seiner Abfassung, 1387 an. Um diese Zeit mehrten sich die Bündnisse der deutschen Städte täglich, welche schon seit vierzig Jahren dem Adel feindselig gegenüber zu stehen gewohnt waren. Weder Gegenbündnisse noch kriegerische Gesellschaften, des heil. Georg, heil. Wilhelm und vom Löwen, noch oft gebrochene allgemeine Landfrieden (1384,

---

1) Anton Scala war ein unechter Sohn des Can Grande II., von einer Beyschläferin: er ermordete 1381 seinen echten Bruder Bartholomeo.

2) Tschischeyle scheint Sacile zu bedeuten. — Auf diesen Zug wider den Patriarchen in Friaul deutet der gleichzeitige Hageno mit wenigen Worten beym Jahre 1385. Der von Padaw vie den Patriarchen und gewan Friaul stett vnd Castell. (ap. Pez I. col. 1162).

1385, 1387) konnten dem Uebel Einhalt thun, vielmehr benutzten einzelne Fürsten nach ihren Absichten bald diese, bald jene Partey. Im Jahre 1387 stand der Erzbischof von Salzburg im Bunde mit den mächtigen schwäbischen Städten wider den Bayerherzog in Waffen, selbst Kaiser Wenzel trat gegen diesen auf: aber der Erzbischof ward gefangen, die Städte überall geschlagen, und nun auch von dem Kaiser verlassen, dem sie so lange mächtige Stütze gewesen (1389). — Der Dichter schildert vorzüglich das Elend, welches durch diese Fehden das ganze Land trifft; wir können hier nur einige Stellen ausheben:

»Wenn keine Bauern mehr sind, wovon leben denn zur selben Frist die Herren? Die Fürsten gehn nicht mit dem Pfluge, die Bürger schämen sich deß auch; und so muß man das Ackern und Säen unter Wegen lassen ꝛc. — Der Pöbel wird in die Häuser der Reichen dringen und sprechen: »Wir wollen mit Euch essen. Baß ziemt uns, wir werden alle erschlagen, ehe wir vor Hunger sterben.« —

Stet und Furſten ſind zwen tail
in aller werlt di peſten,
halten di nicht frides hail
wie get es dann zum leſtten? —
Juden, haiden mach wir fro,
wann wir edel chriſten
an einander wueſten ſo
vnd nicht daz leben friſten
mit frid vnd ſuen, als pilleich wer,
in pruederlichen trewen ꝛc. —

In einer seiner Reden »von dem Pfenning« (Nr. 24), schildert S. auf eine sehr witzige Weise den Geiz seiner Zeitgenossen. Der Dichter begegnet einem Mann, der alle Städte und Länder kennt, und der ihm den Weg zu zeigen verspricht. Ich heiße Pfenning, sagt er, ich kann alles Böse und alles Gute, ich kann rauben, brennen, morden, stehlen; Verrathen ist meine meiste Kunst, ich mache Ritter zu Wucherern, zerstöre die Ehen, ich dringe sogar in den innersten Rath ꝛc.« Nach diesen allgemeinen Angaben kommt er auf einzelne Männer seiner Zeit. »Der Chayser *) hat mich lieb und wert: wo lebt er nu, der mein nicht gert?« Dann spricht er von des Kaisers Bruder Johann von Mähren, vom Landgrafen von Hessen, den Fürsten von Meissen, von Sachsen, Otto von Brandenburg, den Pfalzgrafen Ruprecht und Adolf, den Herzogen von Bayern, den jungen Herzogen von Oesterreich, dem Kölig Ludwig von Ungern. Jede dieser Stellen ist charakteristisch und auf die Geschichte gegründet. Aehnlichen Inhalts ist das Gedicht: Daz ist di geitichait (Nr. 29).

Unter allen Sittengemälden unseres Dichters hat vielleicht keines den hohen Werth wie das folgende (Nr. 27), in welchem er uns das häusliche Leben in einem lebendigen Bilde darlegt. Es führt den Namen »di Verlegenhait,« d. h. die Trägheit, und rügt die schlechte Erziehung und Weichlichkeit des Adels. Anfang:

»Mich vragt ein minnecleiches Weip
di mecht wol haiſſen Laitvertreip,
Ir Schön' di gab nach Wunſche Zhier.
Si ſprach: Geſelle nu ſage mir,
wie lange kanſt du daz verſwigen,
warvon di iungen ſich verligen,
di da habent grozzes gut?
Pey ſtarchem leip wo iſt ir mut,
daz ſy nicht nach eren ſtegen,
vnd ſeint von Jugend ſo verlegen
dahaim recht ſam ain ohzſenkalb,
di mag triegen wol der alp.
Wenn ſi in daz alter chumen,
ſo hat man wenig von in vernomen,
davon ir lob wurd praiter,
di ſteigent von der laiter,
da ir elter clummen vor
in wirden auf, in eren ſpor!« —

*) Kaiſer Karl IV., deſſen Sparſamkeit bekannt iſt.

Der Dichter antwortet: das komme erstens von der fehlerhaften Erziehung. Die Väter, die großes Gut haben, geben dem Sohne nichts, daß er eine Ritterfahrt in fremde Lande thun könne, sie fürchten darüber zu Grunde zu gehen. Nun stirbt der Alte, da übernimmt der Sohn das Gut; er kann aber weder zu Schimpf noch zu Ernst ritterlich ausziehen, noch an Fürstenhöfen leben, weil er von Hofsitte nichts gelernt hat. Die zweyte Ursache sey: Sobald der Vater todt ist, so räth man dem Sohne eine reiche Heirat mit einer alten Witwe. Das Weib ist alt, sagt man dem frischen Junker, sie stirbt bald, dann kannst du immerhin in die Lande fahren. Allein

»Er went sy schull sterben schier,
So möcht er sterben e wol zwir [1])
Si jungt sich vnd wiet vroidenvol,
Ir ist mit dem knaben wol,
Sein jugent macht ir frischen mut,
Mit gabe si im gutleich tut,
Silbergurtel, reich gewant
In den zoph ain seiden pant,
Schon geflochten mit der vart.
Si hat in liep vnd zucht in zart:
Lindiu Chöstel, guten Wein,
Sprichet: »Lieber herre mein
Ezt vnd trincht, gehabt euch wol,
wo ir hin seht, da ist ez vol.«

Durch dergleichen Ueberredungen verleitet, nimmt der Junker sich nie einen Ritt vor, denn das Weib weint und hält ihn zurück, es sey niemand da, der ihm seine Habe recht verwalte, er möge um das Reisegeld lieber eine Mühle kaufen. So wird er alt und verlegen und die Ehre schrumpft ein, wie der Lehm unter der Dachrinne; er verzehrt Zeit und verliert die Jahre in einer kinderlosen Ehe. — Die Ursache aber, warum die Jungen an Geradichait verzagen (d. i. die Leibesübungen, Springen, Schirmen, Schießen, Ringen, Laufen, den Stein stoßen, und andere Ritterschaft zu Fuß und zu Roß, vernachlässigen), findet S. in den schändlichen Kleidern:

— — — die verschanten chlait
der man in der welte pligt [2]),
da von geradichait verligt,
darein sicht man sich pinden
mit riemen vor vnd hinden
daz si sich regen alz die scheit. —
Wa ainer schymffet [3]) sunder neit
mit dem andern, als man tut,
In froiden vnd im gesprochen:
»Hor auf, mir ist zerprochen
Ain nestel all da hinden.« —
Geradichait mus swinden
von der lesterleichen wat [4])
di so schemleichen stat.

Frau Leidvertreib setzt noch eine Ursache des Sittenverderbnisses hinzu: Wer leckere Speisen an den Tafeln der Fürsten zu schmausen gewohnt ist, der kommt nimmer dahin, wohin seine Altvordern, die in Kriegen ihr Blut und Leben sammt dem Gute männlich auf die Wage legten in Frauendienst und aus löblicher Ruhmbegier. Aber der heutige Ritter

— — — liebt daz genesch für ritterschaft,
der spheffer hat so grozze craft,
wenn er darnach getrunchen hat,
vnd zu den frawen tanczen gat,
daz er went, er hab den gral
erfohten, als her parczival.
Dee wein der leit im in dem har,
so let er ruffen offenpar
ain stechen an dem anderen tag,
darzu er wol geritten mag
mit zerung sunder mü der glid:
der ernst der hat vor im frid,
im genugt an dem schimphe wol,
darzu so chumpt er als (man) sol
hubsch vnd waidenleich geziert.
Ich wil dich vragen Suchenwirt,
hab ich recht, daz sag du mir?«
»Zartiu fraw; sprach ich zu ir,
Eur muet hat mir gesait
nicht wenn die waren richtichait.«
vrlaub ich von der zarten nam,
Si dank mir, alz ir tugenden zam.
Hin kert ich vnd waz vnverzait.
Di red di haist Verlegenheit.

---

1) zwey Mal.
2) pflegt.
3) scherzet.
4) Gewand.

In der Rede, welche heißt: »der new rat« Nr. 39, wird der schlechte Geist der damaligen Junker in einem Gespräche zwischen Suchenwirt und einem Klausner, der einst Erzieher eines jungen Fürsten gewesen war, auf ähnliche Weise geschildert. Der Klausner vergleicht die Jugend mit den Vögeln, die man durch drey Dinge zähmen müsse: durch den Vogelbauer, die Schnur, und wenn sie schon frey gehen, dadurch, daß man ihnen die Flügel stutzt. — In einem andern, Nr. 44, daz sind Aristotiles ret, trägt Suchenwirt in einer einfachen schmucklosen Sprache viele treffliche Lehren vor, die zwar an den jungen Alexander gerichtet, aber eigentlich für die jungen Fürsten seiner Zeit geschrieben sind. Am Schlusse tritt diese Beziehung auf seine Zeit deutlich hervor, der Dichter nennt das Jahr 1394, in welchem er diese Rede verfaßt habe, und setzt hinzu: »Hätte ein König diese Räthe gelesen, es wäre ihm bas ergangen, Er wäre nie gefangen« (nämlich König Wenzel, der in diesem Jahre vom Markgrafen Jobst von Mähren gefangen wurde) Der Anfang der Rede stimmt mit der Heidelberger Handf. Nr. 355 a. »Do aristotiles der weis ꝛc.« (s. unten); der Schluß ist hier ganz verschieden.

Zu Suchenwirts Zeit wehte nicht mehr der frische, lebendige Hauch des jugendlichen Rittergeistes, der dem Norden und Süden Europa's hohe Heldenlieder und sanfte Gesänge der Minne entlockte: doch war und blieb die Minne noch fortan in der Sänger geehrtem Andenken, als jene hohe Königin, die das Ritterleben bewegte, zu Thaten anfeuerte, und den Helden mit ihrem Blumenkranze schmückte. Die wahre, reine Minne ist dahin — so klagt Suchenwirt — und mit ihr Stätigkeit und Biedersinn, Treue und Rittersinn: die falsche Minne mit ihrem Gefolge hat Eingang gefunden bey dem entarteten Geschlechte. — Dieß ist die Grundidee mehrerer seiner Gedichte, welche in allegorischer Form einen Schatz von Poesie und Lebensweisheit enthalten. Wir wollen den Inhalt dieser Gedichte kurz andeuten:

Ein red von der minne. (Nr. 3.) Anfang: »Ich ging durch lust an eim tag, in einen wunnichleichen hag ꝛc.« Die Minne klagt über die ehrlosen Leute, die durch Verleumdung reiner Frauen Ruf besudeln, und fordert Rath und Recht von der Gerechtigkeit. — Die Gerechtigkeit spricht zu Urtheil:

In schol chain liepleich plickh ansehen
Von chainer rainen vrawen zart,
Ir mund der sei gein in verspart
daz im chain gruz mug werden chunt
von chainem rosenvarben munt.

»Auch die Stäte (Stätigkeit) bringt ihre Klage an, über die Falschen, die den Frauen Treue schwören, aber nicht halten. Drauf tritt auch der Dichter hinzu und verspricht der Minne, ihr Recht vor der Welt zu vertreten. —

Die schon' abentewr (Nr. 17). »Ich ging durch lust für ainen wald, der stand so wunnichleich gestalt« ꝛc. — Der Dichter kommt zur Wohnung der Frau Ehre und Minne, und wird von ihnen bewirthet. Während des Mahles kommt Frau Abenteuer, welche von der Ehre auf Kundschaft ausgesandt war, und erstattet Bericht: Aller Fürsten Sinn stehe nun auf Krieg, die Rittersitte seye entartet, Tapferkeit verschwunden, Frechheit, List und Trug im Schwunge. Nicht die guten Ritter stehen in der Frauen Gunst, sondern die vor dem Feinde die letzten wären, seyen bey den Frauen die ersten ꝛc. — Die Beschreibungen der Wohnung der Frauen, der Falkenjagd, der kleinen Frau Abenteuer,

die aus einem Ringe, den die Ehre trägt, hervorkommt, und dergleichen sind ausgezeichnet.

Di (red) haist der widertail (Nr. 22). Anfang: »Sich fuegt eins tags so daz ich in hohem muet vrâut mich ꝛc.« Der Dichter belauscht zwey Frauen unter einem Baume, die eine im blauen Gewande, ist die Stätigkeit, die andere trägt ein gemengtes (buntes) Kleid. Sie sprechen von ihren Geliebten: die Gemengte hat einen Buhlen, der verleumdet, schwelgt, treulos und leichtsinnig ist, feig, nie in einem Turniere ehrlich kämpfet und in der Schlacht in der hintersten Schaar reitet. — Der Geliebte der Stätigkeit ehrt um einer guten Frauen willen, alle so auf Erden leben; kein Wort geht aus seinem Munde, er habe denn im Herzen eher den Rath genommen, ob es der Ehre zieme. Wie herrlich prangt er im Turnier! »Geziert, daß ihn ein Engel mit Freuden sähe, kommt er auf die Bahn, sein Roß besitzt er mit Gewalt, der Minne Zeichen führt der Reiche auf Helm und Schild, er flieht vor den Besten nicht und führt sein Speer ritterlich; die Schönen erkennen ihm den Preis: darob bin ich hochgemuth.« Die Bunte ist Frau Venus, welche sich vermummt und verstellt hatte, um die Stätigkeit zu prüfen: sie wird endlich erkannt und beyde umarmen sich. —

Von der Mynn' slaff (Nr. 25). — »Ey waffen ymmer waffen, vraw mynn di hat geslaffen mer wann zehen ganzew iar ꝛc.« — Die Minne ist durch den Genuß einer Wurzel in zehnjährigen Schlaf verfallen: als sie erwacht, findet sie die Sitten der Ritter ganz verändert. Man führt ihr einen Ritter vor:

»Die Mynne sach in lachent an,
der churtzen waete 1) sei verdroz.
Seyt willechomen, her hindenploz,
lat ir ew also schawen
vor mynechleichen frawen?
Hinden plos vnd voe verschamt 2)
Zwer 3) daz zieet nicht rittersamyt,
Ein edel heecz sich schamen soll,
Scham ziert alle tugende wol.
Ich han zu lang geslaffen:
mein diener di sind affen
worden, daz sey got gechlait.«
den ritter si mit zorn iait 4)
aus dem gaeten. — —

Die Minne beschließt, ein Turnier ausrufen zu lassen, nach alter Sitte: »da sollen hundert Ritter und hundert Knechte auf der Bahn sich einfinden, und nach ritterlichem Rechte mit pengel und Schwert kämpfen; zwey hundert Frauen, gekleidet in grünem Sammt mit Gold und Hermel, die sollen den freudenreichen Lohn geben. Welcher Ritter da das Beste thut, dem gibt die schönste Frau einen blühenden Kranz von rothen Rosen: dem besten Knecht aber ein grünes Schapel 5).« — Die Minne sendet auf den Vorschlag der Frau Ehre nach Suchenwirt, dem der Unterschied der Wappen mit Namen wohl bekannt sey: sie klagt ihm, daß auch in Oesterreich der Turnay in Abnahme gekommen sey. Sie sagt:

---

1) Kurzes Gewand.

2) Unverschämt, schamlos.

3) Fürwahr.

4) Jagt.

5) Ein Schapel ist wohl hiee nichts anders als ein Beutel odee Kästchen (von Schaff, worübee man bey Wachter nachsehe); und so erklären sich diese Stelle, und ein Bild im bekannten Freidalschen Turnieebuche, wo eine solche Preisvertheilung eben mit Rosenkränzen und bunten Säckeln dargestellt ist — gegenseitig auf eine höchst überraschende Weise. Man sehe die Beschreibung dieses Bildes in meinem Aufsatze über Freidal in Hormayes und Mednyansky's Histor. Taschenbuch vom Jahee 1820.

— — »Ich han geleſen alle iar, dez waz nicht rat,
In meinem puech es ſey geweſen ze Wienn vnd zu der newnſtat,
In Oeſterreich vir Martſchen ze Egenberch, ze Steyre;
geturnirt funder tartſchen, di halden nu di veyre ꝛc.

Ein Gedicht, wovon in der Handſchrift der Anfang fehlt, handelt von der Minne, wie ſie vor den Richterſtuhl der Stätigkeit und Gerechtigkeit kommt. — Der Dichter befindet ſich in einer reizenden Landſchaft, in welcher er einen kleinen Pfad findet, der zu einer Wildniß führt, deſſen Gebirge bis an die Wolken reicht. Aus einem hohlen Berge kommt ein Zwerg, von dieſem erfährt er, daß in der Nähe zwey Frauen Gericht halten, ſie heißen Frau Stäte und Frau Gerechtigkeit. Durch Dickicht und Dornbuſch dringt er auf einen wonniglichen Plan. Ein Zelt ſtand am Anger, das gab lichten Schein, wie der Engel Paradies, das Dach von ſaphirblauem Sammt, darauf mit Gold geſtickte Baumäſte, Vögel, mit Smaragden und Amethyſten, Perlen und Rubinen beſetzt. Das leuchtete im Glanz der Sonne. In dem Gezelt war ein Stuhl von Helfenbein, meiſterlich geſchnitten, und darauf wilde Thiere und goldene Lilien angebracht. Hier ſaßen die Frauen mit goldlockigem Haar unter einem dünnen Schleyer, ſie trugen goldne Kronen mit Edelſteinen. Ihr Antliz war wie Lilien und Roſen, ihr Mund roth, die ſchlanken Leiber umfloſſen weißſeidene, mit klarem Golde beſtreute Gewänder. Da erſcheint Frau Minne, mit ihr ein langes Gefolge von jungen Frauen, klagend und weinend. Die Minne ſpricht:

»Wo ich mich hin mit trewen hab', wo ich ellendeu chere
da vind ich nur vntrewe do pin ich vnbehauſet.
davon ich iamers rewe, Ich wän dem tot, dem grauſet
mein hercz erchrachet ſere. ab mir, daz er mein nicht enwil.

Die Gerechtigkeit räth der Minne, ſich nicht an ſolche, »die außen Honig vnd innen Galle ſind,« zu kehren, ſondern an züchtige tugendliche Männer. — Der Dichter, der hinter ſeinem Baume erblickt wird, vertheidigt zum Schluſſe die Frau Minne, und eifert gegen die Falſchen und Treuloſen ſeiner Zeit, warauf die Maaße (Mäßigkeit) und Scham den Schuldigen verſchiedene Strafen ausſprechen.

III. Geiſtliche Gedichte.

Unſere Handſchrift enthält folgende vier von Suchenwirt, deſſen Name in den Schlußverſen jedem beygefügt iſt.

1. Daz ſind di tzehen gepot (Nr. 28). Anfang: »Ach tumbe welt nu volge mir | mit ganzen trewen rat ich dir ꝛc.« — Schluß: »Maria maget hilf vns dar | zu Got der dich hat auzerchorn | So ſey wir ſelichleich geporn.« — Es iſt eine Auslegung der zehn Gebote Gottes mit eingemiſchten Sittenſchilderungen.

2. Daz ſint di ſyben todſind (Nr. 35). Anfang: »In gotes namen heb ich an | dem Himel vnd erd' iſt undertan ꝛc.« Die Sünden werden einzeln durchgeführt, und ihre Schändlichkeit dargeſtellt. — Schluß: »So wirt zu iungeſt euch berait | die ewig freud mit ſälichait.«

3. Di ſiben frewd Mariä (Nr. 36), nach der goldenen Schmidte des Konrad von Würzburg, deſſen Gedicht am Eingang erwähnt iſt, ſo wie Konrad in dem ſeinigen wieder den Gottfried von Straßburg als Vorgänger anführt (vergl. den Grundriß zur altdeutſchen Poeſie S. 449 ff.). Nach dem Lobe der heiligen Jungfrau erzählt er ihre Geſchichte, und theilt ſie nach den ſieben Freuden ein, welche ſind: Chriſti Geburt, die Anbetung der Weiſen, die

Auferstehung, die Himmelfahrt Jesu, die Ausgießung des heiligen Geistes, die Verbreitung des Glaubens, Mariä Himmelfahrt. Sie wird von den neun Chören der Engel zu Gottes Thron getragen. Durch das ganze Werk sind häufige Stellen aus Kirchenvätern und Andern angeführt, weßhalb der redliche Suchenwirt am Schlusse sagt: »die heilig Schrift sey ihm zwar unbekannt, und er verstehe nicht Latein, aber mancher Priester sey ihm zu Hülfe gekommen, und habe ihn aus bewährten Büchern darüber belehrt.

Anfang: Gotleicher weisheit fundament
dein gruntloz tief wirt nicht vollent
auf endrs zil von meiner chunst.
Schluß: Ich wünsch daz es ir wol behag
di vnser sind vertilgen mag
als in genaden wol an stat:
do mit di red ein ende hat.

4. Die red von dem jüngsten Gericht (Nr. 37). Anfang: »Got herr du pist der chlar vrsprinkch | der gar mit weisshait alle dinkch | durchfeuchtet mit der suezzichait« ꝛc. Schluß: »dein Prief halt stet vnd deine Wort | daz macht dich saelig hie und dort.« — Dasselbe Gedicht ist auch in einer Heidelberger Handschrift (Cod. n. 395 ehemals im Vatikan) s. unten.

IV. Reimkünste.

Suchenwirt gibt der ersten dieser künstlichen Reden den Namen: der froind Sin (Nr. 40); sie besteht darin, daß zwey sich entsprechende Endreime immer von demselben Wort gebildet werden, nur in umgekehrter Stellung; z. B. hat der erste Vers Chor, so muß der entsprechende roch haben. Die Rede ist übrigens ohne eigentlichen inneren Zusammenhang geschrieben.

Anfang: Ich suecht gedicht in sinnes chor,
Und sprach: got mir gelukch geb,
Mich daucht ich trüg der frewden roch,
do ich chom auf der chunste beg ꝛc.

Die zweyte nennt er Equivocum (Nr. 41). Hier sind die reimenden Worte ganz gleichlautend, aber von verschiedenem Sinne. Anfang:

Heylich geist sterkch mein gemüt,
mich hat mein torhait vil gemüt,
davon ich trag der sunden last,
Ich pitt dich daz du mich nicht last ꝛc.

Ein Bruchstück eines scherzhaften Gedichtes findet sich in unserer Handschrift hinter der Rede von Ellerbach, unter Nr. 5, und heißt: Ein red von hubscher lug. Anfang:

In einem winter daz geschach,
daz man die rosen prechen sach
Auf einem chalten eyse ꝛc.

und in diesem Tone geht es die Seite herab fort, darauf fehlen einige Blätter.

Anhang.

Ueber den Dichter, seine Werke und deren Handschriften.

Da es uns an allen äußeren Angaben über Suchenwirt fehlt, so müssen die wenigen Nachrichten aus den Gedichten gesammelt werden. Aus diesen tritt uns das freundliche Bild eines gemüthvollen, klugen, von Hohen und Niedern seiner Zeit geehrten, frommen, deutschen Biedermannes entgegen. Alle Falten seines Herzens schließen sich auf, furchtlos

aber bescheiden kehrt er, lobt was zu loben, und tadelt was zu tadeln ist, und wir können ihm kein ehrenvolleres Zeugniß geben, als das, was ein Zeitgenosse, dessen Namen wir aber nicht kennen, in einem Minneliede, einer Heidelberger Handschrift [1]), zum Theil mit Suchenwirts eigenen Worten, wahr und treffend ausgesprochen:

»Dazu gehört der Suchenwiet
der dikh mit eed als nahe schirt,
man möcht es griffen mit der hand.
Ee ist in mangem Land eekannd,
des sag ich euch mit einem woet,
er ist dee best den ich gehoet,
von Got vnd von den wapen [2]),
da treibt er keine geappen,
ee sachts mit geblumten worten an,
daz ich laider nit enkan.«

Ein so ausgezeichneter Meister durfte ungescheut von sich selbst und seinem Berufe dem ihn befragenden Klausner (in dem Gedichte: der New Nal Nr. 39) antworten:

»Ich haizz der Suechenwiet,
der dikg mit eed so nahen schirt
man mocht es greifen mit der hand.«
Er speach: »dein nam ist mir eekand,
du retzt (räthst) den hereen zucht und er
vnd geist in manige weise lee
vnd straffest si mit beschaidenheit.«

Daß Suchenwirt kein gewöhnlicher Harfner oder Bänkelsänger gewesen, wie es deren damals so viele gab, scheinen mehrere Stellen anzudeuten: er begleitete 1377 den Herzog Albrecht auf seinem Ritterzuge nach Preussen, den er, wie er selbst sagt, als Augenzeuge beschreibt: eine andere Stelle läßt vermuthen, er habe an des Herzogs Hofe gelebt (die Minne sagt nämlich von ihm [im Gedicht Nr. 25]: »den vindet man in osterreich bei dem Fursten tugentleich.«) und dort vielleicht einen Hofdienst als Wappenkönig oder Herold bekleidet: weil ihm, wie die Frau Minne hinzusetzt, »der Underschied der Wapen mit namen wol bekannt,« und wie dieß selbst die mit allen heraldischen Kunstwörtern ausgestatteten Wappenbeschreibungen anzudeuten scheinen. In einer Urkunde in Fischers Brevis Noticia Urbis Vindobonensis (P. I. p. 117) und daraus bey Geusau erscheint ein Peter der Suchenwirt (ohne Zweifel kein anderer als unser Dichter) als Besitzer eines Hauses am Hofe, an der Stelle des heutigen Kriegsgebäudes, welches ihm aber Herzog Albrecht vor 1386 abgekauft haben muß, da er dasselbe sammt dem Münzhofe und der Kapelle darin, nebst noch sieben andern namentlich aufgeführten Nachbarshäusern den Karmeliten zum Bau eines Klosters und einer Kirche übergab. In der darüber ausgefertigten Urkunde heißt es nämlich: — — »und geben in auch mit Kraft dieß Briefs die nach geschrieben »Hauser, des ersten Hanns des Pauleins Haus, darnach Peters des »Suchenwirt Haus, Lienhard Maler Haus, Dietrichs des Schu»sters Haus ꝛc. ꝛc. — die all um das Kloster gelegen sind, und etleich auf »den Hof stössent« ꝛc. — Die Urkunde ist vom Jahre 1386. Mit dem Herzoge von Oesterreich muß Suchenwirt manchmal Unterredungen gehabt haben: denn dieser gab ihm einst Auskunft, daß die Lehren des Aristoteles in Secreto secretorum geschrieben stehen, worauf Suchenwirt die Rede verfaßte. Die Stelle am Schlusse heißt:

---

1) Vergl. Fr. Adelungs Nachrichten von altdeutschen Gedichten in Rom, II. 216.

2) Hinweisung auf seine geistlichen Gedichte und die Leben der Helden (wobey die Wappenbeschreibung).

»Er (der Fürſt) ſagt mir, es ſtund geſchrieben
in ſecret ſecretorum
in der epiſtel beliben
der furſten ordenung ze frum,
die red hab ich nicht ſchon gecziert
mit wol geblumten worten,
des gen ich peter ſuchenwirt
durch ſwacher chunſte pforten.«

Mit dem geſammten Adel ſeiner Zeit ſtand Suchenwirt in vertrauter Bekanntſchaft. Wie hätte er ſonſt ſeine Heldengeſchichten mit der Ausführlichkeit, mit der genauen Angabe der Orte, auch entfernter Länder, und meiſt auch in chronologiſch richtiger Ordnung verfaſſen können, hätte er dieſe Angaben nicht aus dem Munde der Edlen oder ihrer nächſten Freunde vernommen? Denn ſchwerlich iſt hier an ſchriftliche Mittheilung von Thatſachen zu denken, die für die Geſchichte noch zu nahe lagen. Er hielt ſich übrigens nicht immer an einem Orte auf, ſondern ritt nach Weiſe der fahrenden Sänger in den Landen umher, und beſuchte die Höfe der Fürſten und die Burgen der Edlen, welche den Weitbekannten gewiß mit Freuden aufnahmen, um ſeine weiſen Reden oder Geſänge zu hören. Er ſelbſt ſagt: »Ich rait eins Tages nach meiner nar (Nahrung), als ich noch ſuech durch daz iar di piderben herren mannigualt (im Neuen Rat Nr. 39): und in der Rede von dem Pfenning Nr. 24: »Ich rait allein in fremdew lant, daz ich den edlen Fürſten wurd bechant, durch noturft meinez leibs nar, nam ich der piderben herrn war.« — Suchenwirt war ohne gelehrte Bildung, er verſtand kein Latein, und kannte die Bibel wenig, worüber er ſein großes Bedauern äußert, ſondern er ließ ſich die Beweisſtellen zu ſeiner geiſtlichen Rede von den ſieben Freuden Mariä, von Prieſtern in bewährten Büchern aufſuchen, wofür er ihnen am Schluſſe des Gedichtes öffentlich dankt. — Weder ſein Alter noch ſein Todesjahr ſind uns bekannt: wahrſcheinlich ſtarb er in hohem Alter, weil er ſeinen Freund, den Teichner, der ſehr bejahrt ſtarb, noch überlebte. — Herzog Albrechts Ritterfahrt iſt um 1377 gedichtet, die Rede von den zwey Päpſten 1378, von den fünf Fürſten 1386, von der Fürſten Krieg mit des Reiches Städten 1387, und die Räthe des Ariſtoteles 1394.

Von Suchenwirt war bisher wenig mehr als der Name und die Ueberſchriften einiger Gedichte bekannt. Außer den fünf und vierzig Gedichten der ſchätzbaren Sinzendorfſchen Handſchrift gibt es noch einige Gedichte Suchenwirts, die hier fehlen:

1. Das Gedicht von den fünf Fürſten iſt uns in einer Gothaiſchen Handſchrift und zwey Abſchriften erhalten, wovon eine auf der k. k. Hofbibliothek zu Wien, die andere, von Gotſcheds Hand, zu Dresden liegt. Es handelt von »dem von Mailan, von Markgraf Sigmund, von Karln, den Herzogen Wilhelm und Leopold von Oeſterreich,« und beginnt: »Ir chünig ir furſten nu ſecht auf;« weiter unten: »Her Bernabo der liſtig man der wart mit ungemache gevangen von ſein eigen Plut, davon er mußt verderben.« — Schluß: »daz chlag ich peter Suchenwirt mit trewen in dem Herzen.« — Gedichtet im Jahre 1386.

2. Von der Lieben und von der Schönen wie ſie kriegten mit einander. Anfang: »der clugen ſpruch ain anefangk, der herren rais iſt mir zelanngk, ich mus mich vuderwinden ꝛc.« Die Liebe und Schöne treffen ſich an einem Brunnen, und ſtreiten um den Vorrang, zuerſt zu trinken: jede macht ihre Vorzüge geltend, endlich entſcheidet die Minne zum Vortheile der Lieben. Schluß: »Lieb iſt das liebſte Vingerlein, damit alle trewe vermählt wird: alſo ſpricht der Suchenwirt. Amen.« (In einer Heidelberger Handſchrift, ſ. Adelung II. 248.)

3. Ein Lobspruch auf die Liebe, in Gotscheds Abschrift zu Dresden. Da keine Proben gegeben sind, ist nicht zu bestimmen, ob es mit einem der Gedichte in unserer Handschrift zusammentreffe.

4. Der Minne Gericht, und 5. der Ehre Gericht zwischen der Gerechtigkeit und Minne, und gewinnt die Minne das Recht, beyde von Suchenwirt, scheinen von den unsrigen ähnlichen Inhalts verschieden (sie sind zu Heidelberg, s. Abelung II. 313, 316).

6. Ein Gedicht: von dem Würfelspiel, von Suchenwirt, kenne ich nur aus dem Inhaltsverzeichnisse einer nun wahrscheinlich verlorenen Handschrift, von welcher gleich mehr gesagt werden soll.

Was nun die noch übrigen Handschriften mit Suchenwirts Gedichten betrifft, so wären bey einer möglichst vollständigen Ausgabe zu benutzen: a) die oben angezogenen Heidelberger (Vatik. Nr. 4, 314, 393, und außer diesen 355 a mit den Lehren des Aristoteles, und 395 mit dem jüngsten Gericht). — b) Die Gotschedschen Abschriften zu Dresden. c) Die Gothaische Handschrift mit dem Gedicht von den fünf Fürsten. d) Eine Wiener Handschrift der k. k. Hofbibliothek, sie ist auf Papier in 4to und enthält Abschriften, die im siebenzehnten Jahrhundert genommen scheinen; nebst mehreren anderer Meister hat sie von Suchenwirt die in meiner Inhaltsanzeige unter den Zahlen 32, 33, 45, 38, 43, 31, 5, 30, 42 aufgeführten Stücke, und das Gedicht von fünf Fürsten. Eine flüchtige Durchsicht läßt diese Abschriften mit den entsprechenden Stücken in der Sinzendorfischen Handschrift beynahe durchgehends gleichlautend vermuthen. Diese Wiener Handschrift ist übrigens, wie am Schlusse angezeigt ist, Abschrift von einer im Jahre 1402 (also wohl dem Dichter gleichzeitig) geschriebenen Urschrift, welche außer den neun Gedichten auch die übrigen Suchenwirt'schen nebst seinen zwanzig Heldengeschichten und vielen Gedichten anderer Meister enthielt, aber nun leider verloren gegangen scheint. — e) Eine Handschrift endlich, die mir auf meiner Herbstreise 1820 in dem Benediktiner-Stifte Seitenstetten in Oesterreich gezeigt wurde (Cod. ms. CCLXXXVI.). Sie kommt der Sinzendorf'schen an Alter ungefähr gleich, enthält aber nur zwey Gedichte, nämlich eines mit der Ueberschrift: daz ist der vrawn lob, (Anfang: »waz hoher wird vnd ere Got hat gelait an raine weib«), von einem ungenannten Dichter, und das Leben Kreuzbeks, dessen flüchtige Vergleichung mit dem in unserer Handschrift befindlichen nur einzelne Worte als Varianten zeigt. Es hat die Ueberschrift: »daz ist dez Chreuzpechen leben, und beginnt wie das unsrige: »Ich chlag den wolgemuten, den piderben und den guten ꝛc.« Doch sind die Eigennamen oft von den unsrigen verschieden, z. B. porm statt prun; zu dem alten pabst (!) statt alten past (alto pascio) ꝛc.

Intelligenz-Nachrichten
der Verlagshandlung.

Bücheranzeigen.

Anzeige an das gelehrte Publikum.

Im dem Verlage des Unterzeichneten ist so eben fertig geworden:

Initia Philosophiae ac Theologiae ex Platonicis fontibus ducta, sive Procli Diadochi et Olympiodori in Platonis Alcibiadem commentarii. Ex codd. mss. nunc primum graece edidit itemque ejusdem Procli institutionem theologicam integriorem emendatioremque adjecit Fridericus Creuzer.

Die Erscheinung des ersten und zweyten Bandes, des von Herrn Cousin in Paris veranstalteten Abdrucks eines Theils von Proclus Comment. in Platon. Alcib. I. hat mich veranlaßt, einstweilen die eben beendigte erste Abtheilung des ersten Bandes der hier oben genannten und schon früher von mir angekündigten vollständigern Ausgabe des Proclus, und zwar verbunden mit einem ähnlichen Werke des Olympiodor, ins Publikum zu bringen, um dasselbe nicht allein von der eifrigen Fortsetzung des Druckes, sondern auch von dem zu überzeugen, was von dieser Ausgabe zu erwarten ist. — Es ist dieselbe in allen Buchhandlungen um 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. Rhein. zu haben, wo auch zugleich eine besondere Anzeige über dieses Werk ausgegeben wird, welche das gelehrte Publikum durch die derselben beygefügte Vorrede des Verfassers näher über dasselbe unterrichtet. Uebrigens ist die Vollendung des ganzen Proclus bis Ende Januar des nächsten Jahres um so gewisser zu versprechen, da schon jetzt weit mehr davon abgedruckt ist, als die Ausgabe des Herrn Cousin enthält.

Frankfurt am Main im Dezember 1820.

H. L. Brönner.

Bey Gebauer in Halle ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aeschyli Tragoediae etc. recensuit C. G. *Schütz*. Tom. IV. Scholia graeca. 8. maj. 2 Rthlr. 6 gr.

Tieftrunk, J. H., das Weltall nach menschlicher Ansicht. Erste Abtheilung. gr. 8. 1 Rthlr.

L. Annaei Senecae tragoediae, penitus excussis membran. Florentin. adhibitisque Codicibus Mss. Ultraject., editione principe Caroli *Fernandi*, et aliis spectatae

fidei libris, item J. F. et Jacobi Gronoviorum libris ineditis. Vol. I. II. III. recognovit F. H. *Bothe*. 8. maj. Lipsiae, sumt. *Hahnii*. 3 Rthl.

Es muß den Verehrern der Alten angenehm seyn, daß die lange vernachläßigten Stücke des römischen Tragikers von einem Manne bearbeitet worden, der, als Dichter und Philolog gleich geschätzt, für diese Ausgabe Alles leisten konnte, was Kritik, Kunst und Geschmack irgend fordern mögen. Die mitgetheilten Excerpte aus bisher noch ungedruckten Handschriften der beyden Gronove über Seneca sind von bedeutendem Interesse.

P. Terentii Afri Comoediae. Ad codices Mss. et optimas editiones recognovit, varietate lectionis, commentario perpetuo et indice verborum instruxit Fried. Christ. Gottl. *Perlet*. 8. maj. Lips. sumt. librar. Hahnianae. 3 Rthlr.

Auch für die Erklärung und Behandlung dieses trefflichen Komikers der Römer ist von Herrn Professor Perlet eine neue Bahn gebrochen. Was vollständige Kenntniß und Benutzung aller vorhandenen Hülfsmittel, was ein, mehrere Decennien umfassendes, eifriges Studium des Dichters vermöge, dem der Herr Herausgeber schon mehrere gelungene Arbeiten widmete, wird das Urtheil der Kenner bald würdigen. Die Varianten dreyer, hier zuerst verglichenen Handschriften des Terenz, auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel, sind eine neue Bereicherung für das Gebiet der höhern Kritik.

Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri VIII. ad optimorum codicum fidem, adhibitis doctorum virorum observationibus, recensuit, summariis et notis illustravit, indicesque rerum et verborum adjecit Chr. Fried. Ferd. *Haackius*, Gymn. Stendal. Rector. Vol. I. II. Lipsiae, sumtibus librariae Hahnianae. 8. maj. 3 Rthlr.

Ungeachtet seither mehrere Textes-Abdrücke vom Thucydides erschienen, fehlte es doch ganz an einer zweckmäßigen Handausgabe. Eine solche hat, nach dem Urtheil sachkundiger Richter, der Herausgeber geliefert, und dadurch einem allgemein gefühlten Bedürfniß abgeholfen.

Volger, Dr. Wilhelm Friedrich (Subconrector am Johanneum zu Lüneburg). Anleitung zur Länder- und Völkerkunde, für Bürger und Landschulen, so wie zum Selbstunterricht. Erste Abtheilung (Europa). Zweyte Abtheilung (Asien, Afrika, Amerika und Polynesien). gr. 8. Hannover, in der Hahn'schen Hof-Buchhandlung. Für neun und vierzig enggedruckte Bogen ist der Pränumerationspreis 1 Rthlr.

Durch die anziehendste Mannigfaltigkeit einer gedrängten Zusammenstellung der Resultate aller neuern geographischen Forschungen entspricht

dieſes Werk vollkommen ſeinem Zwecke; es wird, nach der nunmehrigen Vollendung, in Schulen, wie in gebildeten und mittleren Ständen, mit großem Nutzen gebraucht werden können.

Bey J. A. Mayer in Aachen erſchien ſo eben, und iſt in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Nelleſſen, L. A., richtige Anſicht des chriſtlichen Ehevertrags und der geſetzgebenden Gewalt der Kirche über denſelben, aus Schrift und Kirchenrecht aufgeſtellt. Als Widerlegung der Schrift des Oberlandgerichtsraths Zum-Bach über die Ehen zwiſchen Katholiken und Proteſtanten. gr. 8. Preis 12 ggr.

Ein Gymnaſial-Schulbuch für die untern Klaſſen.

Wir beeilen uns, die ſämmtlichen Lehrer der lateiniſchen Sprache zu benachrichtigen, daß von dem rühmlichſt bekannten

Elementarbuch der lateiniſchen Sprache, von J. H. P. Seidenſtücker

ſo eben die dritte mit Regeln vermehrte Auflage erſchienen iſt. Der Preis einzeln iſt 12 gr. Der Partiepreis bey zwanzig Exemplarien iſt 9, und 8 gr. bey dreyßig Exemplarien, und darüber, mit Beyfügung des Betrages.

Schultz und Wundermann in Hamm.

So eben hat die Preſſe verlaſſen:

Nova Acta physico-medica Academiae Cesareae Leopoldino-Carolinae Naturae Curiosorum. Tomus X. Pars I.

Auch unter dem Titel:

Verhandlungen der kaiſerl. Leopoldiniſch-Karoliniſchen Akademie der Naturforſcher. Zweyten Bandes erſte Abtheilung; gr. 8. mit neunzehn größtentheils ausgemalten Kupfertafeln. Preis 8 Rthlr. 16 gr. oder 15 fl. 36 kr.

und wird von der unterzeichneten Buchhandlung auf Beſtellung verſandt. Sie bezieht ſich hierbey auf die bereits unter dem 1. Auguſt d. J. von ihr ausgegebene Ankündigung, und bemerkt nur noch, daß auch der neunte Band dieſes Werkes, welcher im Jahr 1818 erſchien (Preis mit 8, zum Theil kolorirten Kupfern, 5 Rthlr. oder 9 fl.), jetzt einzig und allein bey ihr zu haben iſt.

Bonn am 1. November 1820.

Adolph Marcus Buchhandlung.

Pränumerations-Anzeige.

Auswahl des Beſten aus Friedrich Rochlitz ſämmtlichen Schriften. Vom Verfaſſer veranſtaltet, verbeſſert und herausgegeben, ſechs Bände in gr. 8. Mit dem ſehr wohl getroffenen und vortrefflich gearbeiteten Bildniſſe des Verfaſſers.

Allen gebildeten Leſern, insbeſondere aber den Freunden und Verehrern des Herrn Hofrath Rochlitz, wird die Nachricht von der Erſcheinung des oben genannten Werks gewiß ſehr willkommen ſeyn, von welchem die erſte Lieferung in drey Bänden zur Leipziger Jubilate-Meſſe dieſes Jahres, und zwar in drey verſchiedenen Ausgaben, und die zweyte, ebenfalls aus drey Bänden beſtehende Lieferung, binnen Jahresfriſt ganz gewiß erſcheinen ſoll.

Sämmtliche drey verſchiedene Ausgaben ſind geſchmackvoll und korrekt auf ſchönem Papier gedruckt, das Ganze gibt ungefähr 134 bis 140 Bogen in gr. 8.

Eine ausführlichere Anzeige dieſes Werks von dem Herrn Verfaſſer ſelbſt wird in allen Buchhandlungen ausgegeben, es kann dieſelbe auch zugleich als Probe des Drucks und des Papiers der mittlern Ausgabe dienen; indem ich mich auf jene Anzeige beziehe, will ich hier alſo nur folgendes anführen:

Die Ausgabe auf beſtes Baſeler Velinpapier geglättet und geheftet koſtet 18 Thlr., gegen Vorausbezahlung aber nur 13 Thlr. 12 gr., wovon 8 Rthlr. 12 gr. zu Oſtern dieſes, und 5 Thlr. zu Oſtern künftigen Jahres entrichtet werden.

Die Ausgabe auf ganz feines franzöſiſches Druckpapier koſtet im Ladenpreiſe 12 Thlr., gegen Vorausbezahlung 9 Thlr., nämlich 6 Thlr. zu Oſtern dieſes, und 3 Thlr. zu Oſtern künftigen Jahres.

Die Ausgabe auf gewöhnliches Druckpapier koſtet 9 Thlr., oder gegen Vorausbezahlung 7 Thlr. in zwey Terminen, als 5 Thlr. zu Oſtern 1821, und 2 Thlr. zu Oſtern 1822.

Ich erſuche alle Beförderer des Guten und Schönen um thätige Unterſtützung bey dieſem Unternehmen, und werde meinerſeits nichts unterlaſſen, um das Aeußere des Werks dem innern Werthe deſſelben angemeſſen einzurichten.

Privat-Perſonen, welche die Güte haben wollen, Pränumeranten zu ſammeln, und ſich deßhalb an mich wenden, ſollen auf eine angemeſſene Art entſchädiget werden.

Zwickau und Freiſtadt im Jänner 1821.

Darnmannſche Buchhandlung.

Herr Hofrath Tabor, zu Aſchaffenburg, hat ein vollſtändiges »Handbuch der Gasbeleuchtungskunſt« bearbeitet, welches gleich nach Oſtern in unſerem Verlage erſcheinen wird. Dabey iſt das neuerlich in England herausgekommene Werk von Peckſton, »theory and practice of gaslighting« ſo vollſtändig benützt worden, daß eine beſondere Ueberſetzung deſſelben überflüſſig wird. Dieſes, um Colliſionen zu vermeiden, zur Nachricht.

Andräiſche Buchhandlung
in Frankfurt a. M.

Eine höchst interessante Schrift hat so eben die Presse verlassen.

Ueber Behandlung, Futter und Mastung des Viehes der Landwirthschaft, vom Staatsrath von Hazzi. (Geheftet mit blauem Umschlag 30 kr.)

Die Fleischmannsche Buchhandlung in München.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

De Aure et Auditu Hominis et Animalium. Pars I. De Aure Animalium Aquatilium, auctore Ernesto Henrico *Webero*, Philos. et Med. Doct. in Universitate Lit. Lips. Prof. Anat. Comp. extraord. Cum 10 tabulis aeneis. Lipsiae apud Gerhardum Fleischerum 1820. Preis 3 Rthlr. 12 gr.

Als Einleitung ist eine Abhandlung über die Thiere, deren Gehörwerkzeug noch nicht mit Gewißheit gekannt ist, vorausgeschickt. Dann folgt die Darstellung der Gehörwerkzeuge der Krebse, — der Sepien, — der Fische, denen die halbzirkelförmigen Kanäle und die Steinchen des Labyrinthes fehlen, — der Fische, deren häutiges Labyrinth in keinem besondern knorplichen oder knöchernen Labyrinthe, sondern zugleich mit dem Gehirne in der Schedelhöhle eingeschlossen liegt, — der Fische, deren Schwimmblase durch drey Gehörknöchelchen mit dem häutigen Labyrinthe verbunden ist, und die Stelle des Trommelfelles vertritt, — der Fische, deren Schwimmblase durch häutige in den Kopf eintretende Kanäle mit dem Labyrinthe des Ohrs in Verbindung steht, — der Fische, deren häutiges Labyrinth in einem von der Schedelhöhle getrennten knorplichen Labyrinthe eingeschlossen ist. Die Kupfertafeln, welche diese Reihe von Bildungen darstellen, sind von Schröter und Richter gestochen, und von dem Verfasser selbst gezeichnet.

Bey H. L. Brönner in Frankfurt am Main ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen um beygesetzten Preis zu haben:

Untersuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen, von Dr. J. C. Passavant. 1821. 430 S. in gr. 8. Preis 2 Rthlr. 8 gr. oder 4 fl. 12 kr.

Ein Gegenstand, dessen Wichtigkeit immer einleuchtender wird, an dem das allgemeine Interesse täglich mehr wächst, der von dem Philosophen, dem Theologen, ja von beynahe jedem wissenschaftlich Gebildeten jetzt so wenig mehr unbeachtet bleiben darf als vom Arzte, wird in diesem Werke mit Gründlichkeit und Unparteylichkeit untersucht. Begünstigt von einer vielseitigen Erfahrung, und ausgerüstet mit einer in wiederholten Vorlesungen über jenen Gegenstand erprobten Darstellungsgabe, entwickelt der Verfasser die magnetischen Phänomene und ihre Bedeutung aus den innersten Kräften der menschlichen Seele. Was sich bey diesen Forschungen in den Tiefen der Natur und des Geistes als unlauter erweist, wird mit gleicher Wahrheitsliebe behandelt, wie die Lichtseite des Gegenstandes.

Eine kurze Inhaltsanzeige wird die Gränzen und die Anordnung dieses umfassenden Werkes am besten bezeichnen:

Erster Theil. Erste Abtheilung: Von der magnetischen Kraft und den ihr verwandten Kräften. Von der magischen Kraft des Menschen im Allgemeinen. — Von der magischen Wirkungsweise. — Von den Wirkungen der magischen Kraft auf die verschiedenen Naturreiche. — Von der Heilanwendung der magischen Kraft unter der jetzt gebräuchlichen Form. — Von dem Verhältnisse der magnetischen Heilkraft zu den Arzneymitteln. — Vergleich der magnetischen Kraft mit der Wunderkraft. — Vergleich der magnetischen Wirkungen mit kirchlichen Ceremonien und heiligen Gebräuchen. Zweyte Abtheilung: Vom Somnambulismus und Hellsehen. — Erste Unterabtheilung. Von dem Somnambulismus und Hellsehen als Folge magnetischer Einwirkung. — Von der verschiedenen Art, wie die Seele zu Vorstellungen gelangt. — Von der verschiedenen Sinnesthätigkeit im Schlafwachen. — Von den veränderten Zeitverhältnissen im Schlafwachen. — Von dem veränderten Ausdruck der Sprache im Schlafwachen. — Von der Sympathie der Schlafwachenden mit ihrem Magnetiseur. — Von der erhöhten religiosen Gesinnung mancher Schlafwachenden und dem von ihnen behaupteten Umgange mit der Geisterwelt. — Zweyte Unterabtheilung. Von dem spontanen Somnambulismus und Hellsehen. — Hellsehen im Traume. — Hellsehen in Krankheiten. — Hellsehen in der Nähe des Todes. — Hellsehen in der Contemplation. — Hellsehen der Propheten.

Zweyter, historischer Theil. Israeliten. — Indier. — Griechen und Römer. — Nordische Völker. — Christenthum.

Neues Journal für Chemie und Physik, in Verbindung mit mehreren Gelehrten, herausgegeben von Schweigger und Meinecke. Neue Reihe 1821. Erstes Heft, mit 3 Kupfern, Nürnberg bey Schrag.

Inhalt. Vorwort zur neuen Reihe dieses Journals. — Elektromagnetische Versuche von Schweigger, Buch und Neef, und von Beckmann. — Berzelius über die schwefel- und seleniumhaltigen Blaustoffverbindungen. — Giese, über blausäurehaltige Flüssigkeiten. — Pharmaceutische und technische Beobachtungen von Trautwein. — Brandes, über das Eisenblau von Hillentrupp. — Embke's neue Lampe und Druckpumpe. — Hermbstädt über Metalllegirung durch Kalium. — Berzelius über die elektromagnetische Polarität. — Hermbstädt über Selenium, Kobalt und Analyse des Schießpulvers. — Wurzer, über das Appre. — Bemerkungen von Brandes. — Aus einem Briefe des Dr. Palmstedt. — Nachrichten aus England. — Vermischte Notizen.

Dieß erste Heft wird anfangs Februar ausgegeben, und so soll fernerhin jedes Monatsheft regelmäßig erscheinen. Dieses Journal, das nicht nur in wissenschaftlicher, sondern auch in praktischer Hinsicht, und überhaupt für jeden Gebildeten, den die neuern raschen Fortschritte der Chemie und Physik interessiren, wichtig ist, fängt mit diesem Jahr eine neue Reihe an, worauf wir hierdurch das Publikum aufmerksam machen. Die Carl Gerold'sche Buchhandlung nimmt Bestellung darauf an. Der Jahrgang in 12 Heften kostet 8 Thlr. oder 14 fl. 24 kr.

Bey Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen:

P. F. A. Nitsch, neues mythologisches Wörterbuch, für Künstler, studierende Jünglinge und jeden Gebildeten überhaupt. Zweyte ganz umgearbeitete Auflage, von Fr. Gotth. Klopfer. Zweyte Lieferung von 37 Bogen, enthaltend die Buchstaben B. bis J. Subscriptions-Preise auf Schreibpapier 2 Rthlr. 16 gr., auf weiß Druckpapier 2 Rthl. 8 gr., auf gewöhnlichem Druckpapier 1 Rthlr. 20 gr.

Mit dieser Lieferung ist nun der erste Band dieses Werkes vollendet. Der zweyte wird zur Ostermesse dieses Jahrs erfolgen, und dann ein Werk beendigt seyn, was die durch das Fehlen der vorigen Auflage entstandene Lücke in der Literatur ehrenvoll ausfüllen wird. Um dem vielfach geäußerten Wunsch zu begegnen, will ich bis zur Erscheinung des zweyten Bandes noch den so billigen Subscriptions-Preis für diesen Band gelten lassen. Er kostet darin auf Schreibpapier 4 Rthlr. 16 gr., auf weißem Druckpapier 4 Rthlr. — und auf gewöhnlichem 3 Rthlr. 4 gr. Späterhin ist es mir aber unmöglich, diesen so ungemein wohlfeilen Preis fortbestehen zu lassen. Sollten Schulmänner sich für dieses Werk verwenden wollen, und bis Ostern d. J. eine Anzahl von 6 Exemplaren bey mir bestellen, so verspreche ich Ihnen ein Freyexemplar.

Leipzig, im Januar 1821. Friedrich Fleischer.

Der Unterzeichnete hat eine Anzahl von Exemplarien der Werke des Tacitus, deutsch und mit Abhandlungen und Anmerkungen von K. L. von Woltmann, 6 Theile. gr. 8. zu einem geringern Preise an sich gebracht, und kann daher den bisherigen Preis von 10 Thlr. auf 6 Thlr. herabsetzen, wofür es vom neuen Jahr 1821 ab, bis zur Erschöpfung des gegenwärtigen Vorraths durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist.

Berlin im Dezember 1820. G. Reimer.

Ludwig Tieck's sämmtliche Gedichte. Zwey Bände. In vier verschiedenen Ausgaben; in Oktav mit schönen deutschen Lettern.

Unterzeichneter beeilt sich, alle Freunde deutscher Literatur auf das nahe Erscheinen vorgenannten deutschen Nationalwerks aufmerksam zu machen, das in einem, seines klassischen Gehaltes würdigen Gewande nächste Ostermesse, in seinem Verlage, die Presse verläßt.

Den vielfältigen dringenden Bitten seiner zahlreichen Verehrer nachgebend, hat Tieck, der Treffliche, sich endlich entschlossen, seine hie und da in seinen größern Werken, so wie auch zum Theil in längst vergriffenen Almanachen und Zeitschriften zerstreuten lyrischen Dichtungen in einen blüthenreichen Kranz zu einen, der allen Freunden wahrer Poesie eine um so erfreulichere Frühlingsgabe seyn muß, da derselbe mindestens zum dritten Theil aus seinen neuern noch nirgends abgedruckten Gedichten bestehen wird. — Es hieße »Eulen nach Athen tragen,« wollte man hier noch besonders auf den Werth des Angekündigten aufmerksam machen; Tieck's Schriften haben zu allgewaltig auf Kritik und deutsche Dichtkunst eingewirkt, als daß es hier noch der Erinnerung an die Verdienste dieses anerkannt größten deutschen Romantikers bedürfte. Wer des Besitzes seiner größern Werke

sich freut, und welcher Deutsche sollte das nicht? wird sicher dem neuen Zuwachse im Voraus verlangend entgegen sehen, und wer sie entbehrt, in ihm einigen Ersatz — und zugleich vollwichtigen Trost über den jetzigen allgemeinen Verfall wahrer Poesie finden.

Namentlich wird diese inhaltschwere Sammlung deutschen Komponisten ein langentbehrter reicher Quell für Melodie und sinnige Schöpfungen im Reich der Töne werden können.

Auf weißem Druckpapier 3 Thlr., auf feinem Postpap. 3 Thlr. 12 gr., auf schönem Velinpap. 4 Thlr. 12 gr., auf geglättetem Velinpap., größeres Format, 6 Thlr.

Dresden am 20. Februar 1821.

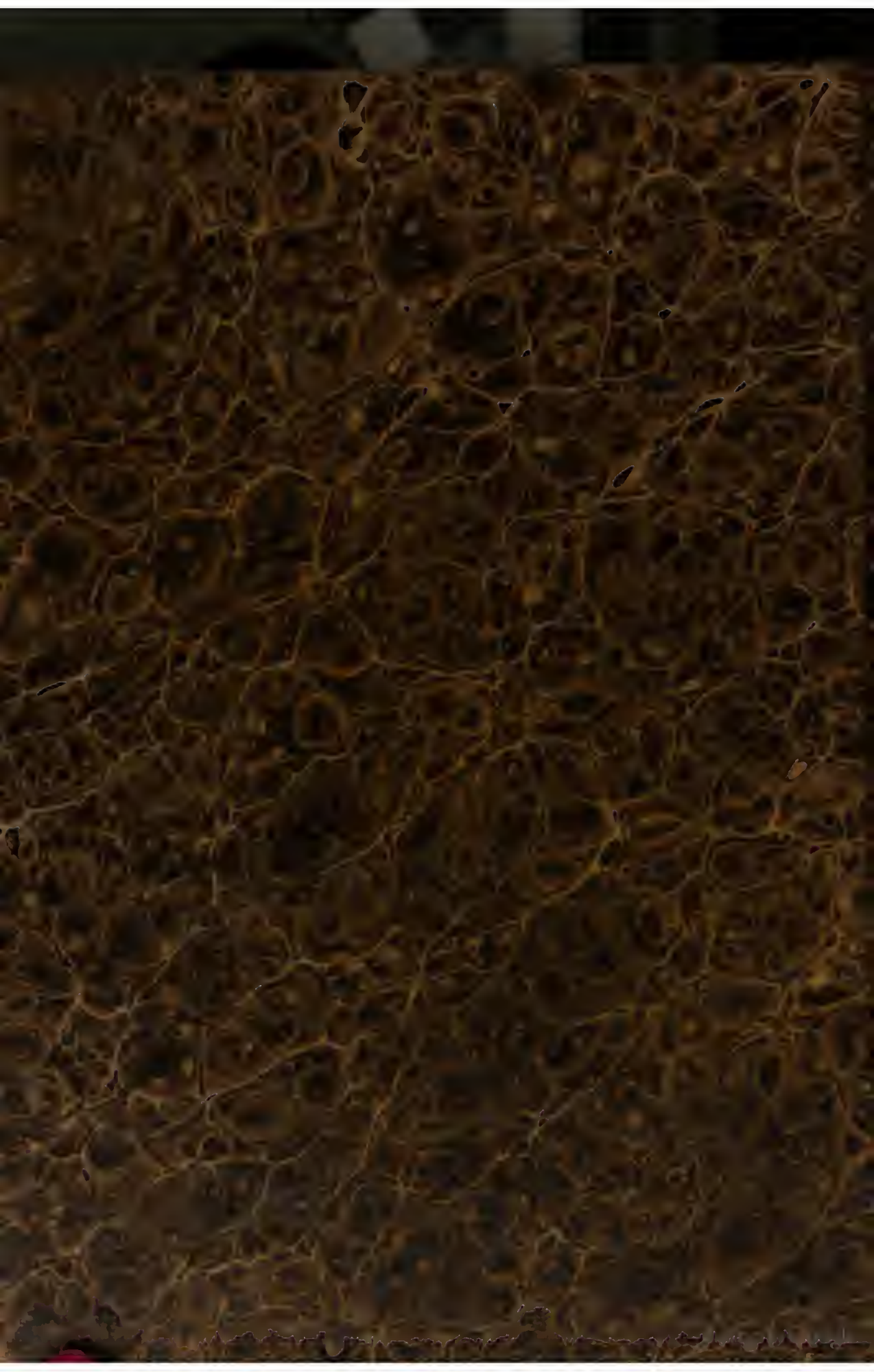
J. G. Hilscher.

Schacht, Th., aus und über Ottokar's von Horneck Reimchronik, oder Denkwürdigkeiten seiner Zeit. Zur Geschichte, Literatur und Anschauung des öffentlichen Lebens der Deutschen im dreyzehnten Jahrhundert. gr. 8. Mainz bey Fl. Kupferberg, 2 fl. 45 kr. oder 1 Rthr. 12 gr.

Schon mehrmals ist durch echte Kenner der Geschichte und Literatur auf die Trefflichkeit der großen altdeutschen, besonders für Oesterreich wichtigen, Chronik Horneck's aufmerksam gemacht, und wiederholt der Wunsch einer zeitgemäßen Bearbeitung derselben geäußert worden. Es läßt sich mit Zuversicht hoffen, daß oben benanntes Werk eben sowohl zur gehörigen Würdigung des alten ehrwürdigen und doch heitern Historikers, der wohl mit Recht der Vater deutscher Geschichtschreibung zu nennen ist, als auch durch die Art der Uebersetzung seiner lebhaft erzählten Geschichten und oft als Augenzeuge entworfenen Schilderungen zur nähern Beleuchtung der Vorzeit beytragen werde. Daß übrigens in dieser Bearbeitung zugleich die Absicht vorwaltet, durch den neu belebten Geist alter Chroniken die vaterländische Geschichtschreibung immer mehr auf eine volksthümliche Bahn zu leiten, wird gewiß keinem achtsamen Leser entgehen.

Anzeige.

Von altdeutscher Baukunst, durch C. L. Stieglitz. Mit einem Titelkupfer und 34 Kupfertafeln in Folio. Leipzig, bey Gerhard Fleischer, 1820. Preis 20 Rthlr.

Die Uebersicht gibt den Plan des Ganzen, welches durch drey Abschnitte sich verbreitet. Der erste Abschnitt, in welchem die Baukunst der frühern Zeiten von ihrem Verfall in den letzten Jahren des römischen Reiches an bis zur Kunst der Byzantiner in Betracht kommt, dient zur Einleitung. Der zweyte und dritte Abschnitt sind der Bildung der Baukunst in Deutschland gewidmet, wobey drey Zeiträume angenommen sind, von Karl dem Großen bis in das zehnte Jahrhundert, vom eilften Jahrhundert bis in das erste Viertel des dreyzehnten Jahrhunderts, von dieser Zeit bis in die ersten Jahre des sechzehnten Jahrhunderts. Bey der Auswahl der Kupfer hat man beabsichtigt, solche Werke der Baukunst des Mittelalters und der unmittelbar vorgehenden Zeiten aufzustellen, welche die verschiedenen Bauarten von Theodorich, dem König der Gothen an, bis zur Ausbildung der deutschen Baukunst, oder vom Ende des fünften Jahrhunderts bis an das vierzehnte Jahrhundert deutlich machen.

Bayerische Staatsbibliothek München